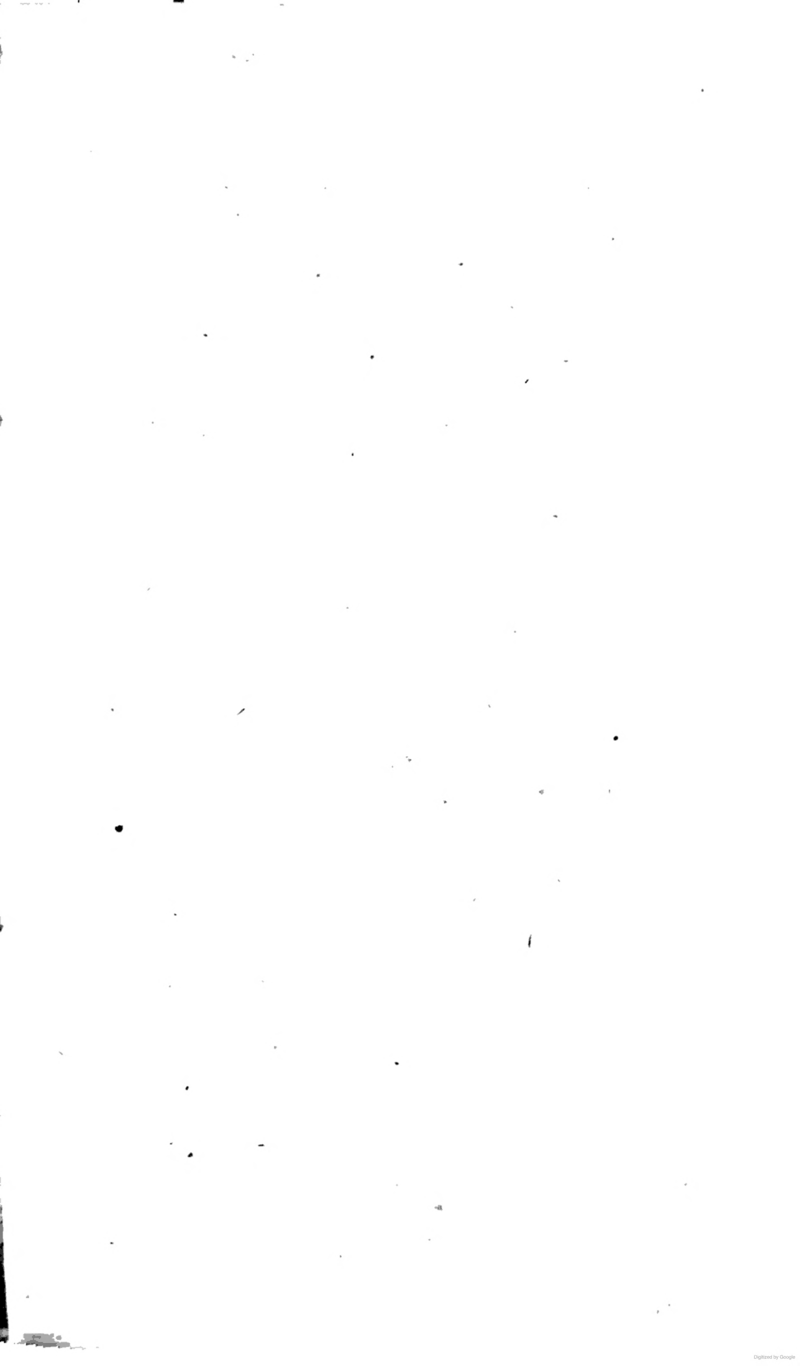








Moderne Biographien,

oder

kurze Nachrichten

von

dem Leben und Wirken interessanter Männer unserer Zeit,

welche

sich als Regenten, Feldherren, Staatsbeamte, Gelehrte und Künstler,

in der Schweiz

ausgezeichnet haben.

Von

Markus Lutz,

Pfarrer in Läufelfingen.

Bey Lichtensteig,

bey N. Kappler, Buchdrucker und Buchhändler.

1826.

Multum adhuc restat Operis, multumque restabit, nec ulli nato post — praecludetur Occasio aliquid adhuc adjiciendi.

Seneca, Epist. 46.

Anstatt einer Vorrede.

Wenn diese Fortsetzung meines im Jahr 1812 erschienenen schweizerischen Nekrologs, die mit demselben den gleichen Zweck hat, — vorzügliche Eidgenossen einer unverdienten Vergessenheit zu entziehen — von kompetenten Richtern für brauchbar und ihrer Bestimmung entsprechend erklärt wird, so freue ich mich der glücklichen Vollendung meines Kampfs mit so vielen Schwierigkeiten, die ihrer Bearbeitung entgegen standen, und ich erkenne darin dankbar die Schonung und Nachsicht, mit der ich und meine schriftstellerischen Versuche behandelt werden. Ich that bis jetzt, was ich vermochte; gerechter Tadel achtungswerther Männer kann mich belehren; gegen die Giftpfeile der Schmähsucht bin ich unverwundbar. Sollte die nothwendiggewordene Kürze in den Angaben der Thaten und Schicksale der von der Bühne ihrer Wirksamkeit abgetretenen Personen, manchem Leser auffallen, so bit-

tet man dieselben darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese Biographien zum Theil aus seltenen, aber eben darum nicht sehr ergiebigen Quellen geschöpft sind, nach welchen sich ihre verhältnißmäßige Ausführlichkeit richten mußte, und deren Gegenstände um ihrer Wichtigkeit willen, nicht wohl in ihrem bisherigen Dunkel begraben bleiben sollten. Zudem darf es auch nicht unbeachtet bleiben, daß dieser Nekrolog für jene Klasse von Lesern sich eignen soll, die ihre Wißbegierde, ohne wissenschaftliche Tendenz befriedigen, und blos dasjenige bemerkt wissen wollen, worauf die Bestrebungen der Hingeschiedenen hauptsächlich gerichtet waren, was sie ihrem Zeitalter nahmhaft gemacht hat, und was sie ihrem Vaterlande geworden sind.

Läufelfingen am Neujahrstage 1826.

Aepli, (Johann Melchior,) Doktor der Medizin, fürstl. Hohenz. Sigmaring. Hofrath und Leibarzt, geb. zu Diessenhofen 1744. Zu dem Studium der Heilkunde ermunterte ihn das Beyspiel seines Vaters. Sein guter Schutzgeist führte ihn zeitig in die Gesellschaft eines Hirzels, Rahns und Scherbs, deren Talent, Kultur und medizinische Kenntnisse sich schon frühe auszeichneten. Als vielverdienter praktischer Arzt gewann er sich die Achtung seiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des großen Raths und des Diessenhofenschen Stadtgerichts ernannten. Im J. 1795 nahm er seinen Aufenthalt zu Gottlieben, wurde 1798 Statthalter des dortigen Bezirks, 1801 Deputirter zur Thurgarischen Kantons-Tagsatzung, und 1803 Mitglied der Regierungs-Kommission, hernach des großen Raths, und den 18. May 1804 des kleinen Raths des Kantons Thurgau. Letztere Auszeichnung verbat er sich um seiner übrigen vielen Geschäfte willen, behielt aber dagegen seine Stelle in dem Schul- und Sanitätsrath bey. Er starb den 14. Jänner 1813. Sein rastloses Streben nach Vervollkommnung seines Wissens erwarb ihm die Hochschätzung und Freundschaft der Gelehrten und angesehensten Aerzte der Schweiz und des Auslandes. Um der Menschheit immer nützlicher und für sich selbst reicher an Kenntnissen zu werden, machte er sich nicht nur mit den bloß brauchbaren medizinischen Entdeckungen vertraut, sondern er schritt zugleich mit den herrschenden Systemen und Theorien fort. Feind der Unwissenheit, des Schlendrians und der Charlatanerie, schätzte er desto mehr die Wahrheit, das Licht und ihre Verehrer, und war besonders Freund und weiser Rathgeber emporstrebender junger Aerzte, in deren dankbarem Andenken er fortlebt. Von

seinem durch kluge Sparsamkeit erworbenen Vermögen, bestimmte er einen Theil dem kärglich ausgesteuerten Schulfond seines Kantons, dem er seine Kräfte als Arzt und Beamter gewiedmet hatte. Stets regen Strebens weckte er bey Gleichgestimmten manche Idee zum Gemeinnützigen. Manche Anstalt, vorzüglich auch die korrespondirende Gesellschaft schweizerischer Aerzte beförderte er mit Eifer, und stiftete literarische Vereine. Eine Anzahl nützlicher Schriften, die vielen Beyträge in die Rahnischen, Hufeländischen und andern Sammlungen geben eben so sehr Beweise seiner rastlosen Thätigkeit, als die kritischen Zeitschriften seine umfassenden Kenntnisse, seine Beobachtungsgabe und seinen Scharfsinn mit Beyfall ehrten. Das Wohlthätigste und Nützlichste von allem aber, was Aepli schrieb, bleibt seine Abhandlung über die sichere Zurücklassung der Nachgeburt in bestimmten Fällen. Dieser menschenfreundlichen Stimme verdankt die Menschheit die Erhaltung vieler Mütter, die ohne sie noch lang durch das rohe, schlendrianmäßige Verfahren von Luciens Priestern und Priesterinnen ein Raub des eingewurzelten Vorurtheils geworden wären, und setzte damit die Natur wieder in ihre verlornen Rechte ein.

Afflin, (Vinzenz P.,) Benedikter im Kloster Mariastein, geb. zu Luzern 1675. Seinen ersten Unterricht erhielt er in den Schulen seiner Vaterstadt, auf welchen lateinische Sprachübungen fast das einzige waren, was man damals trieb. Da der geistliche Stand in seiner Familie sehr beliebt war, wurde auch er demselben, und wie es scheint, nicht gegen seine Wünsche, bestimmt. Er kam frühzeitig in das Kloster Mariastein, wo er nicht nur seine Studien fortsetzte, sondern auch den Benediktiner-Ordenshabit annahm und zum Priester ordinirt wurde. Ihm wurde in der Folge vieles Lob wegen seinen Predigertalenten beygelegt, wie er dann auch bey dem Tode

des Abts Esso II. im J. 1710 parentirte, welche Parentation im Drucke erschienen ist, und sehr gerühmt wurde. Er lehrte viele Jahre hindurch Philosophie und Theologie, und bekleidete das Kapitel-Sekretariat. Neben diesen Geschäften schrieb er mehrere ascetische Schriften, und die Akten der helvetisch-benediktinischen Kongregation, so wie eine diplomatische Geschichte seines Klosters, welche beyde zusammen siebenzehn Foliobände füllen, und ein rühmliches Denkmal seines eisernen Fleißes und literarischen Thätigkeit sind. Nicht nur lebte er streng, eingezogen und alle Ordensregeln auf's genaueste beobachtend, sondern bemühte sich auch andern die Haltung ihrer Gelübde, als heilig und Gott wohlgefällig anzupreisen. Er starb im J. 1747.

Altermatt, (Ludwig Paul Karl von,) Ritter und königl. franz. Feldmarschall, geb. zu Solothurn 1710. Seinem mütterlichen Oheim, dem Grafen von Artagnan gelang es, ihn schon im zwölften Altersjahr als königl. franz. Page aufgenommen zu sehen, eine Ehre, zu welcher noch keine Ausländer sonst gelangen mochten. Im J. 1728 erhielt er eine Offizierstelle bey der Schweizergarde, und schon im J. 1734 eine eigne Kompagnie bey dem Regiment Brändle. Mit derselben stand er während des Feldzuges am Rhein bey dem Belagerungs-Korps vor der Festung Philippsburg. 1745 ward er Bataillons-Kommandant. In den Niederländischen Feldzügen fand er Gelegenheit, in einer Reihe von Treffen und Belagerungen sich auszuzeichnen. Als heroischer Mitkämpfer war er Zeuge von mancher glänzenden Unternehmung, welche durch französische Waffen ausgeführt wurde. 1758 erhob ihn der König zum Oberst-Kommandant des Regiments von Bokkard. Dasselbe kommandirte er in dieser Eigenschaft in den zunächst darauf folgenden Feldzügen in Deutschland, in wel-

chen er viele Vortheile erringen half, wobey seiner Bravour das größte Lob gesprochen wurde. 1762 wurde er zum Brigadier und 1768 zum Feldmarschall erklärt. Nach allen diesen Auszeichnungen, die ihm als einem vorzüglichen Offizier mit Recht gebührten, verließ er die Kriegsbahn, erhielt einen Jahrgehalt von 10,000 Livr. und starb im J. 1785 als Mitglied des großen Raths zu Solothurn, von allgemeiner Achtung umgeben.

Altermatt, (Joseph Bernhard von,) Ritter und Feldmarschall in königl. franz. Diensten, geb. zu Solothurn 1720. Der Name dieses achtungswürdigen Offiziers war in den frühern Feldzügen der franz. Armee im Laufe des 18ten Jahrhunderts mit Auszeichnung genannt, und in der neuesten Kriegsgeschichte seines Vaterlandes, wenn gleich wohl von Feinden verdunkelt, doch von andern wieder geehrt worden. Er begann seine militärische Laufbahn unter König Ludwig XV. in Frankreich als Fähndrich bey der Schweizergarde. Seinem Streben, die Kunst des Kriegs zu lernen und sich in derselben hervor zu thun, gaben ihm die Feldzüge von 1744—1748 in Flandern und von 1758—1762 in Deutschland Gelegenheit genug. Die unverkennbaren Proben seines Muthes, seiner richtigen Kombinationsgabe und seiner Beharrlichkeit, die er bey vielen Kriegsoperationen gegeben hatte, machten ihn bald höherer Aufmerksamkeit und höherer Ehre werth. Er rückte allmälig von Stufe zu Stufe bis zum Oberst des Fußvolks im J. 1761 hinauf, erhielt das St. Ludwigs-Ordenskreuz, wurde 1762 General-Adjutant bey der Armee, die der Marschall d'Estree und der Prinz von Soubise befehligten, und 1763 Oberst-Lieutenant und Kommandant des Regiments von Eptingen, mit welchem er während der Jahre 1768 und 1769 die Kriegszüge in Korsika machte. Im letztern Jahre erklärte ihn der König zum

Brigadier und 1780 zum Feldmarschall. Mit einer Pension von 8144 Livr. verließ der verdiente Mann die franz. Kriegsdienste, und begab sich nach seinem Vaterlande zurück in die Ruhe. Schon im J. 1785 ward er in den souverainen Rath zu Solothurn aufgenommen, der den alten Krieger während den französisch-österreichischen Revolutionskriegen im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts (im J. 1793) mit dem General-Kommando seiner zur Erhaltung einer bewaffneten Neutralität aufgestellten solothurnischen Truppen, und mit dem Auftrage, die zu dem Ende nothwendigen militärischen Dispositionen zu treffen, beehrte. Dies setzte ihn in neue Thätigkeit, und beydes, seine Talente wie seine Klugheit, womit er seine Aufträge erfüllte, vergrößerten seinen Ruhm als geschickter Offizier. Als sich im Christmonde 1797 die Absichten des franz. Direktoriums auf die Schweiz vollends entwickelten, und ein kriegerischer Angriff der Kantone Bern, Solothurn und Freyburg von Seiten Frankreichs nicht mehr zweifelhaft war, sollte er im Einverständniß mit den bernischen Feldherren, als Kommandant des solothurnischen Truppen-Korps zur Abtreibung des Feindes von der vaterländischen Grenze mitwirken. Er bildete mit seinen untergebenen Korps einen Theil des rechten Flügels der bernischen Kriegsmacht, und war bestimmt, das solothurnische Gebiet zu decken. Allein die am 2. März 1798 in aller Frühe erfolgte unerwartete Einschließung des bernischen Postens von Lengnau, die Drohungen des französischen Generals von Schauenburg gegen die patrizischen Regierungsglieder zu Solothurn, falls man sich zur Wehr setzen werde, der mehr oder weniger revolutionäre Geist, der sich bey seinen Milizen äußerte, die Mißgriffe in seinem Benehmen gegen dieselben, welche bewiesen hätten, daß er wohl besser an regulirte als indisziplinirte Soldaten gewöhnt seye, so wie überhaupt der Wirbel der damaligen Ereignisse, machten, daß er anstatt Gewinn und Lorbeeren zu ärndten, sich vielmehr gezwun-

gen sah, mit dem Feinde zu kapituliren und seine Vaterstadt an dessen Anführer zu übergeben. Viele verdächtigten ihn deßwegen eines geheimen Einverständnisses mit dem Feinde, allein genaue Untersuchungen, die darüber angestellt wurden, sprachen ihn von jeder Konnivenz frey. Seit der Zeit lebte der alte abgelebte Krieger auf seinem Landhause zu Rodersdorf im Leimenthale, im Privatstande, wurde zwar im J. 1803 wieder in den neuen großen Rath seines Kantons erwählt, starb aber am 28. März 1811, und wurde in der Familiegruft in der Kirche dieses Orts beygesetzt. Als Familienvater, warmer Verehrer der Religion und biederer Freund seines Vaterlandes, war er jedem, der ihn näher kannte, schätzbar.

Andria, (Johann Heinrich,) Freyherr von Gorgier, königl. preussischer Kammerherr, geb. zu Neuenburg 1729. Sein Oheim, welchen der König von Preussen für seine ihm geleisteten Gesandschaftsdienste mit der Baronie Gorgier beschenkt hatte, und 1762 gestorben ist, weihte ihn, seinen Liebling, von der Wiege an dem öffentlichen Leben für's Vaterland. Seine Jugendjahre verlebte er bey diesem seinem Oheim in England, wo sein Genie schon Großes verhieß, und er sich durch sein Streben nach Thätigkeit ruhmvoll auszeichnete. Bey seiner Rückkehr nach Berlin wurde der König von seinen glänzenden Talenten eingenommen, und bewogen, ihm die Erziehung seiner Prinzen anzuvertrauen. Sein ausgezeichnetes Bemühen, sie in allen wissenschaftlichen Fächern auszubilden, und sie, reifen Geistes, mit Kenntnissen geziert und mit hohem Sinn für alles Schöne und Gute erfüllt, ihrem königlichen Vater wieder zu übergeben, erwarb ihm desselben volle Huld und Gnade. Mit der Würde eines königlichen Staatsraths beehrt, begab er sich 1765 nach seiner Vaterstadt zurück, wiedmete sich als nunmehriger Eigenthümer

der ansehnlichen Freyherrschaft Gorgier dem Glücke der Angehörigen dieser wichtigen Besitzung, denen er mit königlicher Bewilligung den persönlichen Leibdienst erließ, und zugleich der Kultur der Wissenschaften, um welche er sich nicht minder große Verdienste errungen hatte; z. B. an der zu Iverdon gedruckten Encyklopädie nahm er wichtigen Antheil, indem alle Artikel, so mit (G.) bezeichnet, seine Arbeit sind, auch alles darin das deutsche Staatsrecht Berührende, so wie alle geographischen Beschreibungen der deutschen Städte und Länder, von ihm herkommen. Den 5. Christmond 1787 erhob ihn der König zu seinem wirklichen Kammerherrn und erklärte ihn und seine Nachkommen zum Vicomte. Er starb, wegen seinen glänzenden und liebenswürdigen Eigenschaften, öffentlichen und Privat-Tugenden gleich geschätzt von seinem Fürsten, wie von seinem Vaterlande, und dessen allzu früher Tod von jedermann beweint wurde, den 15. Merz 1788.

Angbern, (Benedikt Maria,) Reichsprälat des Benediktinerstifts Neresheim im schwäbischen Kreise, geb. zu Hagenwyl im obern Thurgau 1720. Sehr jung trat er in den Mönchsstand zu Neresheim, in welchem ihm seine ausgezeichneten Talente schon im 36sten Altersjahr den Weg zur abteylichen Würde im J. 1755 gebahnt hatten. Sein Name wird in den Annalen dieses Klosters immer mit Ruhm genannt werden; denn unter seiner Regierung gewann beydes die äußere Gestalt so wie die innere Einrichtung dieses ihm anvertrauten Ordenshauses an Schönheit und zweckmäßiger Bestimmung. Nicht nur vermehrte er den Wohlstand desselben durch Kultivirung der Ländereyen, Urbarmachung vieler ödgelegener Plätze, Erbauung und Erweiterung mehrerer Höfe, Vervielfältigung ihrer Bewohner, kluge Oekonomie und andere weise Anstalten, die er getroffen hatte; er beschwichtigte

auch mehrere große Prozesse und brachte mit Oettingen-Wallenstein im J. 1764 nach vielen Anstrengungen, Mühen, Sorgen und Kosten einen definitiven Vertrag zu Stande, von welchem die Anerkennung seines Klosters als unmittelbares freyes Reichsstift ein eben so erfreuliches als wohlthätiges Resultat war. Dieser zufolge wurde er in das reichsprälatische Kollegium und als Reichsstand bey dem Reichstage aufgenommen, erhielt auch Sitz und Stimme bey den schwäbischen Kreisversammlungen. Mehr noch denn der äußere Wohlstand seines Stiftes, lag ihm die Geisteskultur seiner Ordensbrüder am Herzen. Daher seine Reform in Beziehung auf wissenschaftliche Bildung, Abschaffung von Mißbräuchen, Einführung besserer Grundsätze, wohl das meiste Aufsehen machte. Viele junge Leute, die sich dem Klosterstande wiedmeten, schickte er zu höherer Bildung auf Akademien und gelehrte Schulen, und verschaffte ihnen dadurch die reinste Weihe wahrer Religiosität. So wurde dieser aufgeklärte Abt ein wohlthätig aufregendes Ferment für seine Brüder, mit welchen er die Nutzbarkeit des Mönchthums gewissermassen rechtfertigte, indem er sie auf eine höhere wissenschaftliche Stufe emporhob, und sie für mehrere Erleuchtung ihrer Zeitgenossen, je nachdem einer in eine besondere Sphäre zu wirken kam, brauchbar machte. Ungeachtet seine Verfügungen sich Tadel von blinden Eiferern für das Alte zuzogen, so verharrte er standhaft bey seinen guten Vorsätzen, die er auch glücklich ausführte. Mit der Achtung derer umgeben, die wahres Verdienst zu würdigen wußten, starb er den 24. Heumond 1787.

Arnold, (Karl Martin,) bischöflich konstanzischer Kommissar, geb. zu Ury-Altorf 1731. Er machte seine Studien in dem borromäischen Kollegio Helvetiko zu Mayland, wo ihm seine ausgezeichneten Talente, seine

Liebe zu literarischer Thätigkeit und seine übrigen empfehlenden Eigenschaften großes Lob erwarben. Noch als sehr junger Priester ward er Helfer in Spiringen und bald darauf Pfarrer bey dieser urnerischen Kirchgemeinde, welcher er 40 Jahre als gewissenhafter Seelsorger vorstund. Im J. 1794 erhielt er eine Kaplaney in seinem Vaterorte, und wurde Präses der dortigen Bürger-Kongregation, und im J. 1802 bischöflicher Kommissar, welche zwar gesuchte aber mühevolle Stelle er nur auf dringendes Bitten seiner Freunde angenommen hatte. In der theologischen Literatur und in den historischen Wissenschaften war er besonders bewandert, besaß ein vortreffliches Gedächtniß und einen vielseitig ausgebildeten Geschmack. Sein Umgang war gesellig, heiter und doch belehrend, sein Karackter offen, bieder und ohne Verstellung, Menschenfurcht kannte er keine, und sein frohmüthiges Wesen hatte ihn nie über die Grenze der Vorsicht und Mäßigung im Lebensgenusse hinaus geführt; daher seine feste Gesundheit, die ungeachtet seiner oft überhäuften Arbeiten und Anstrengungen seines Geistes und Körpers bey einer beschwerlichen Seelsorge, durch keinen einzigen Leidenstag bis in sein achtzigstes Altersjahr gedrückt wurde. Er starb im J. 1812, im Genusse durchgängiger Achtung, wegen seinen nicht gemeinen Kenntnissen, weitläufigen Belesenheit, und persönlichen Vorzügen.

Arregger, (Peter von,) Oberst eines spanischen Schweizer-Regiments und Mitglied des souverainen Raths zu Solothurn, wo er 1691 geboren wurde. Die Familie Arregger ist adelichen Ursprunges, ließ sich um die Mitte des 15ten Jahrhunderts zu Solothurn nieder, und wurde den 5. Heumond 1749 von der Kaiserin-Königin Maria Theresia in den Reichs-Freyherrnstand mit dem Prädikate zu Wildensteg

erhoben. Im 19ten Altersjahr trat Peter von Arregger als Kadet unter das franz. Schweizergarde - Regiment, wurde 1717 Unterlieutenant bey dem Regiment Brändle, und 1718 Mitglied des großen Raths in seiner Vaterstadt. Durch gefällige Bildung und edles Betragen erwarb er sich bey Hohen und Niedern Freundschaft und Achtung. Im J. 1720 verließ er die französischen Kriegsdienste, wählte unter den ihm angebotenen schwedischen, russischen und spanischen, die letztern, in welchen er eine Freykompagnie von 250 Mann errichtete, und dadurch seinen Mitbürgern und Landsleuten den Weg zu militärischen Würden bey der Krone Spanien für die Zukunft anbahnte. 1724 stieß seine Kompagnie zu dem Regiment Niederöst; er wurde bey demselben Kommandant des 2ten Bataillons, wohnte in der Folge als Aide de Camp des Generals Marquis de Spinola der Belagerung von Gibraltar bey, bey welcher Gelegenheit er durch mehrere heroische Kriegsthaten sich mit Ruhm bedeckte. 1733 überreichte er seiner katholischen Majestät Philipp V. eine Kapitulation für ein aufzurichtendes Regiment Eidgenossen von 1600 Mann, welche auch vom Könige unter den schmeichelhaftesten Bedingnissen angenommen wurde. Mit diesem Korps, welches er als Oberst kommandirte und das seinen Namen trug, sollte er neben andern spanischen Truppen auf der portugiesischen Grenze ein Lager beziehen, als der Tod an einem steigenden Podagra ihn im J. 1736 wegraffte. Arregger stand wegen seinen Dienstleistungen an dem spanischen Hofe in großem Ansehen, und würde schon in dieser Hinsicht, noch mehr aber um seiner tiefen und ausgebreiteten militärischen Einsichten willen zu den höchsten Kriegswürden emporgestiegen seyn, hätte er nicht so frühzeitig der Natur die Schuld bezahlen müssen.

Balthasar, (Johann Karl,) Schultheiß der Republik Luzern, geb. 1648, beschäftigte sich jung mit der Litteratur und den Verfassungen, Gesetzen und Einrichtungen im Vaterlande, erhielt eine Anstellung in der Staatskanzley, wo er Gelegenheit bekam, seine Brauchbarkeit für die künftige Laufbahn zu üben. Es war also abzusehen, daß er schnell von einem Sekretariate zum andern fortrücken würde, welches auch geschah, bis er die Staatsschreiberstelle erlangte, die er während zehn Jahren mit vielem Beyfall bekleidet hatte. Dieser sowohl als andere Proben von seiner Geschicklichkeit in Verwaltung öffentlicher Geschäfte machten, daß seine Mitbürger diesen an Klugheit und Einsichten, wie an Erfahrung gleich großen Staatsmann, im J. 1701 zur Schultheißen- und Stadtvenner-Würde einstimmig erhoben hatten, ihn aber in einem schwierigen Zeitpunkte, unter unruhvollen Arbeiten, schon nach zwey Jahren zur Gruft begleiten mußten, nachdem er sein Leben nur auf 55 Jahre gebracht hatte. Sein Sohn Franz Urs Balthasar sagt in einer kurzen Biographie von ihm: „Je nach Umständen war er ernst und scherzhaft, „überhaupt sehr gniesbar und leutselig, und gewann anmit „alles Zutrauen. Seine unausgesetzte Arbeitsamkeit und be„harrlicher Fleiß, seine fertige Zunge, getreues Gedächtniß „schmückten seine Reden, und seine gedankenvolle Schreib„art, verpflichteten ihm auch jene, so ihn anderst nicht, „als dem ausgebreiteten Ruhm nach kannten. Kurz, er wußte „sich mit seinem erhabenen Geiste und angenehmen Umgang „Hohe und Niedere zu verbinden, und Lob und Achtung zu „erwerben, welches die in der Eidgnoßschaft geweßten kö„niglichen und fürstlichen Bothschafter rege und eifrig ge„macht, sich seiner Zuneigung zu versichern. Auch hat es „an Schmeichlungen und reichlichen Anträgen nicht gefehlt, „um ihn in das Interesse ihrer hohen Principalen einzufädlen. Allein er erinnerte sich seiner Pflichten und war „überzeugt, daß er seine Dienste und seine Talente, zum Heil

„des Vaterlands und nicht zu Beförderung politischer Ab„sichten ausländischer Fürsten verwenden müsse. Auch hat „es dem Himmel beliebt, ihm den Ruhm des wohlgesinnten „vaterländischen Bürgers unverwelkt zu erhalten, und bey „der Nachwelt zu verewigen. Die Zeitläufe, in welchen er „an dem Ruder der Regierung gestanden, waren für die „Eidsgnossenschaft sehr bedenklich. Man bewarb sich beym „ausgebrochenen spanischen Successionskrieg, dieselbe auf „das Eis zu führen, und nach und nach durch alle Gattung „Gründe, Staatsgriffe und Anträge in den allgemeinen „Krieg zu verflechten, und so daß derley bedenkliche Um„stände aufgeklärte und redliche Geister forderten, um Miß„tritte auszuweichen, deren jeder gefahrvolle Folgen auf „sich hatte."

Balthasar, (Anton P.,) des erst erwähnten Schultheißen dritter Sohn, geb. zu Luzern 1692. Er begann früh seine Studienbahn in den Schulen der Jesuiten, zuerst in seiner Vaterstadt, die er in der Folge auf andern Kollegien fortsetzte. Mit dem guten Samen, den die Väter dieses Ordens in ihn ausgestreut hatten, und der bey seinen vorzüglichen Fähigkeiten schnell keimte, pflanzten sie ihm zugleich Neigung zu ihrem Ordensstande ein, so daß er sich schon als zarter Jüngling demselben gelobte. Im J. 1720 begab er sich als Missionar nach Amerika, wo er unter Erduldung der größten Mühseligkeiten und oft mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr, die wilden Kalifornier erst humanisirte und dann aus Abgöttern zu Christen machte. Angeglüht von diesem Feuer der Christen- und Gottesliebe, als seeleneifriger Lehrer, Freund und Beförderer des katholischen Glaubens, machte er sich mit allen den Dialekten dieser Halbinsel und andern fremden Sprachen in solchem Grade bekannt, um in derselben predigen zu können, daß er darüber seine eigne Muttersprache

beynahe gänzlich vergessen hatte. Sowohl diese Sprachkenntnisse, als auch sein erbaulicher Lebenswandel, besonders Frömmigkeit und sein ernstliches Bestreben, die Lehre des Kreuzes Christi unter den Heiden auszubreiten, machten ihn sowohl den spanischen Vizekönigen daselbst, als auch dem königlichen Hofe in Europa höchst schätzbar, und er wurde daher zum Oberaufseher aller Missionare, und zum Vorsteher der Mexikanischen Ordensprovinz ernannt, welche Würde er bis an sein 1763 erfolgtes Lebensende behalten hatte. Adelung in der natürlichen und bürgerlichen Geschichte von Kalifornien sagt von ihm: „P. Joh. Anton Balthasar, dem die „Untersuchung der bekannten Missionen aufgetragen war, „und der jetzt Präsident der Provinz Mexiko ist, ist ein Mann, „der sich durch seinen Eifer, seine Bemühungen, seine „Tugenden und vortreffliche Gaben, die Bewunderung der „Nachkommenschaft erwerben wird.“ Von seinen hinterlassenen Schriften sind folgende bekannt:

Relatione del Viaggio, da Cadix al Messico lanno 1720.

Relatione compendiosa delle conversioni nell regnó della nuova — Spogna.

Balthasar, (Basilius P.,) Benediktinerordensgeistlicher zu St. Gallen, geb. zu Luzern 1709, gestorben 1777. Er war ein Mann, der zu den gelehrtesten Benediktinern seiner Zeit gehörte. Ausser vielen Schriften in lateinischer Sprache, wovon die meisten panegyrischen Inhalts sind, gab er noch einige Andachtsbücher heraus. Als fürstlicher Konsistorialrath und Archivar setzte er die Annalen des Klosters fort, und als Sekretär der helvetisch-benediktinischen Kongregation, ergänzte er derselben Akten. Er war der lateinischen Sprache in hohem Grade mächtig, und besaß die seltene Gabe, sich Leuten von verschiedenen Fähigkeiten leicht mitzutheilen, daher er viele gute Zöglinge bildete, und sonst manchen, mit Liebe zu

den Wissenschaften zu beleben wußte. Von seinen herausgegebenen gelehrten Arbeiten dürfte sein Cicero Marianus, id est: Orationes XII. Marci Tullii Ciceronis ad laudan & honorem sanctissimæ Dei Genetricy Mariæ conversæ. 8. 1749. wohl die sonderbarste und am wenigsten gelesene seyn.

Barras, (Tobias,) Freyburgischer Kantons- und Appellationsrath, geb. zu Praroman im J. 1746. Er war vor der helvetischen Revolution Professor des Civilrechts zu Freyburg, und zwar der erste, der daselbst dieses neuaufgestellte Katheder bekleidete. 1798 wurde er von der Wahlversammlung seines Kantons zum Senator der helvetischen Republik erwählt. Seine politischen Kenntnisse erwarben ihm großes Ansehen, und er entwarf sich eine Menge Konstitutionen für den helvetischen Staat. Nach der Einführung der Mediationsakte kam er 1803 in den großen Rath des Kantons Freyburg und in der Folge in das Appellationsgericht. Als Doktor der Rechte und gründlicher Jurist, zu welchem er in seinen Studienjahren zu Wien sich gebildet hatte, war er bey diesem Tribunal ein sehr brauchbarer Mann, der von seinen Talenten und Einsichten sehr viele Beweise gab. Schade! daß er etwas dunkel und verworren, wenn nicht in den Ansichten, doch in dem Vortrage war. Uebrigens liebte man ihn noch auch um seiner strengen Rechtlichkeit, Humanität und sanften Gemüthsart willen. Er starb im Herbstmonde 1813.

Bart, (Johann,) ein berühmter franz. Seeheld, geb. im Dorfe Corban im Münsterthal 1650, wo seine Familie noch existirt. Als eines armen Bauren Sohn nahm er Dienste zur See, ward Schiffsjunge, legte bald bey mehrern Gelegenheiten eben so viel Eifer als persönliche Tapferkeit an Tag,

so daß ihn König Ludwig XIV. nicht nur königlich beschenkte, sondern auch zum Chef d'Escadre erhob. Lange war sein Name der Schrecken der Holländer, Engländer und Spanier. Die ersten, denen er vielen Schaden zufügte, nannten ihn nur den französischen Teufel, dem nichts widerstehen kann. Immer war er tapfer und herzhaft, gebrauchte aber stets die Klugheit zur Führerin. Im J. 1694 griff er die Holländer zwischen dem Texel und der Maas an, und nahm ihnen nach einem langen und blutigen aber siegreichen Gefechte, 105 schwedische, dänische und Danziger Kauffartheyschiffe, welche dieselben vorhin, da sie nach Frankreich segeln wollten, zu Prisen gemacht hatten, weg. 1696 kommandirte er eine Escadre von 8 Kriegsschiffen und einigen Kapern, stieß mit derselben auf eine holländische Kauffartheyflotte von 200 Segeln, die von einigen Fregatten gedeckt wurde, eroberte 30 von diesen Schiffen nebst 4 Fregatten, mußte jedoch seine Beute in Brand stecken und in die Luft fliegen lassen, da sich ihm Kapitän Menard mit 12 Kriegsschiffen näherte und zur Flucht zwang. Er war sehr groß von Person, besaß eine nicht gemeine Stärke, aber keine Geschmeidigkeit, seine Sitten waren roh und seine Stimme donnernd. Als er einmal von dem Ritter von Forbin bey Hofe eingeführt wurde, und jedermann begierig war, den kühnen Seemann zu sehen, sagten einige Spaßmacher: kommt, laßt uns den Ritter von Forbin sehen, der einen Schweizerbären einzuführen hat. Er starb im zweyten Dezennio des 18ten Jahrhunderts.

Billieux, (Jos. Franz Dominik von Ehrenfeld,) bischöflich baselischer Geheimrath und Hofkanzler, geb. zu Pruntrut 1717. Er stammte aus einer der angesehensten Familien dieser Stadt, von welcher sich Mehrere in fürstlichem Hofdienste rühmlich ausgezeichnet hatten. Der Rechts-

gelehrtheit gewiedmet, besuchte er die vornehmsten Akademien Deutschlands, erhielt den juristischen Doktorgrad und folgte dann dem Rufe seines Landesfürsten als Geheimrath und Hofkanzler. In dieser Stelle wendete er seine gesammelten, vielfältigen Kenntnisse zum Besten des Landes wie des Fürsten mit patriotischem Eifer an, beförderte überall mit geprüfter Einsicht nur das Gute, erwarb sich eben sowohl dadurch als wie durch seinen strengen Rechtssinn und unerschütterliche Karackterfestigkeit die reinste Hochachtung bey Vornehmen und Geringen. Diese seine Vorzüge erkannten, rühmten und belohnten vier auf einander folgende Bischöfe mit Geschenken und Auszeichnungen; am würdigsten aber zeugte von seiner großen Geschicklichkeit als Staatsmann, und von seinen trefflichen Privattugenden der Fürst Joseph von Roggenbach, der ihm nach seinem 1783 erfolgten Tode ein schönes Denkmal errichten ließ, dessen Inschrift den unersetzlichen Verlust dieses weisen, strengen und tugendhaften Staatsdieners eben so schön als wahr ausspricht.

Billieux, (Ursan Joseph Konrad, Freyherr von,) Rathsherr zu Bern. Er stammte aus einem sehr ansehnlichen Geschlechte in der Stadt Pruntrut, welches dem Hochstift Basel eine nicht kleine Reihe von würdigen Dienern, zumal in neuerer Zeit gegeben hat. Er wiedmete sich dem Kriegerstande, trat als Lieutenant unter das französische Schweizergarde-Regiment, bey welchem er zum Aidemajor empor gieng. Die Auflösung derselben führte ihn in den Schoos der Seinigen zurück, mit welchen er bey der französischen Besitznahme des bischöflich baselischen Gebiets den Wechsel des Schicksals theilte. Als der Glücksstern die Alliirten im J. 1813 an den Rhein führte, und ihre Waffen die pruntrutischen Länder dem französischen Scepter

wieder entrissen hatten, wurde Herr von Billieux Statthalter des eidgenössischen General-Kommissariats, welches zu derselben Verwaltung, bis zu ihrer definitiven Vereinigung mit den Kantonen Bern und Solothurn, im J. 1815 angeordnet wurde; auch war er einer der Kommissarien, welche die Uebergabsakte des an Bern gekommenen Antheils, Namens des Bisthums, am 23. Wintermond gleichen Jahrs unterzeichneten. Voll Erwartung, daß Berns Regierung Beydes, seine Herkunft wie seine Talente und Einsichten ehren werde, aber auch unabhängig von Verhältnissen, die ihn gezwungen hätten, sich nach Gunst und Brod umzusehen, sah er sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht. Im J. 1816 wurde er in den kleinen Rath befördert, in welchem er sowohl wegen seinem Geiste und seinen vielfachen Kenntnissen, als auch wegen seinem edeln Eifer für alles Gute und Gemeinnützige, so wie wegen seiner Sanftmuth und Herzensgüte von allen seinen Miträthen geliebt wurde. Mit dem Eintritt des Jahrs 1822 erhielt er die Stelle eines Oberamtmanns in Pruntrut, an welcher er nach wenigen Jahren (1825) gestorben ist, mit dem Nachruhme eines würdigen und unbestechlichen Richters und Regenten.

Bolt, (Joh. Kaspar,) Regierungsrath des Kantons St. Gallen, geb. zu Krummenau im Toggenburg 1760. Die Lebhaftigkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes äusserte sich schon in seiner frühesten Jugend. Den Wünschen und dem Kostenaufwande des Vaters für die Bildung seines Sohns zu einem guten und brauchbaren Staatsbürger, entsprach dieser vollkommen; denn er begnügte sich nicht bloß an dem Unterrichte, welchen er in der öffentlichen Schule und nachwärts bey Privatlehrern genoß, sondern studirte auch mit vielem Fleiße für sich, und brachte es dadurch so weit, daß er in seinem achtzehnten Jahr für tüchtig gehalten wurde, die

Universität zu Basel zu beziehen. Nachdem er den philosophischen und juristischen Wissenschaften daselbst mehrere Jahre mit dem anhaltendsten Fleiße obgelegen war, nahm er 1781 die juristische Doktorwürde an, nicht aus Eitelkeit, sondern um dadurch die gewünschte Freyheit zu erhalten, andern mit seinen erlangten Einsichten und Kenntnissen wieder dienen zu können. Als er sich wieder in seinem Vaterlande eingefunden hatte, ernannten ihn seine evangelischen Mitlandleute, die seine großen politischen Geschäftsfähigkeiten, so wie seinen biedern Sinn bald kennen zu lernen Gelegenheit hatten, zum Zeugherrn und evangelischen Landssekelmeister, beförderten ihn in den Landrath, dessen Obmann er in den Jahren 1785 und 1795 geworden war. Im J. 1785 übertrug man ihm eine Gesandtschaft an die eidgenössischen Schutzkantone des Toggenburgs, Zürich und Bern, und in der Folge die Präsidentenstelle bey dem evangelischen Ehegerichte. 1798 hatte die helvetische Einheitsverfassung einen Theil seines Heimathlands dem Kanton Säntis zugetheilt, und die helvetische Regierung ihn zu ihrem Statthalter über diesen neu eingerichteten Kanton gesetzt. In dieser Eigenschaft dämpfte er am 5. Herbstmonde dieses Jahrs die Unruhen im Rheinthale und Appenzell Innerrhoden, wo man die Leistung des Bürgereides verweigerte — und eröffnete im folgenden Christmonde den für seinen Kanton aufgestellten Erziehungsrath mit einer passenden im Drucke erschienenen Anrede. 1801 erschien er Namens des nach damaliger konstitutioneller Form organisirten Kantons Appenzell in der helvetischen Tagsatzung, wurde späterhin Mitglied der Regierungs-Kommission und bald hernach, nemlich im J. 1803 Regierungsrath des neuen Kantons St. Gallen, auch Präsident des Departements der innern Angelegenheiten desselben. Weder stolz noch schmeichelnd, und ohne Menschenfurcht, sondern als ein ehrlicher rechtthuender Mann, der sich überall zu seinen Grundsätzen bekannte, und im Besitze von vieler Weltklugheit und

noch größern Kenntnissen, verdiente er die Achtung dessen, der diese Eigenschaften zu schätzen wußte. Er starb für sein Vaterland zu frühe, nur 48 Jahre alt, 1808.

Brandenberg, (Xaver Dominik,) Professor und Präfekt am Gymnasium zu Zug, wo er 1774 von rechtschaffenen aber unbemittelten Eltern erzeugt wurde. Die in den Schulen der Vaterstadt zu Tage gelegten Talente begründeten die Bestimmung des Knaben zum gelehrten Stande. Während seinem achtjährigen Aufenthalte im südlichen Deutschland, wurde er von dem geistlichen und ärztlichen Berufe wechselsweise angezogen, und zwischen beyden geraume Zeit schwankend, erwarb er sich auch die Vorkenntnisse, welche beyden zusprechen. Nach vollendeter Studienzeit und erhaltener Priesterweihe, kehrte er im J. 1800 in die Vaterstadt zurück, von seinem Gönner, dem ausgezeichneten Prediger Winkelhofer in München, mit dem prophetischen Abschiedsworte begrüßt und entlassen: „Guter Brandenberg, dein reger Geist und dein gefühlvol„les Herz werden deinen Lebensweg mit vielen Dornen be„säen." Seine Heimkunft fiel eben in die Zeit, wo in Zug das Bedürfniß verbesserter Schuleinrichtungen mehr erkannt wurde, und mehrere edle und geistvolle Männer von dem Gefühl desselben mächtig ergriffen, festen und sichern Schritts dem schönen Ziele einer zweckmäßigern Organisation der dortigen Stadtschulen und des Gymnasiums entgegen strebten. Ihre Aufmerksamkeit wurde bald auf den wackern Brandenberg gerichtet, dessen vorzügliche Anlagen und Fortschritte in Kenntnissen sie in Anspruch nahmen. Man übertrug ihm eine Professur und zugleich die Leitung der zugischen Gymnasialanstalt. Der als Geistlicher und als Menschenfreund gleich ausgezeichnete Jugendlehrer freute sich von Herzen des ihm gewordenen erwünschten Wirkungskreises. Mit rühmlichem Eifer bemühte er sich, Sinn für geistige Kul-

tur nach allen Richtungen hin zu wecken, zu beleben, zu heben und zu stärken. Das Licht sollte aber nicht nur bey der männlichen Jugend um sich greifen, sondern auch bey den Töchtern seine Wohlthaten verbreiten, und hiefür suchte er die Klosterfrauen bey Maria-Opferung zu gewinnen, deren ruhmwerthe Vorsteherin, Frau Maria Theresia Uttiger von Zug, Herrn Brandenbergs einsichtigem Plan ihren Beyfall ertheilte, und dadurch nicht allein das Daseyn ihres Klosters als nützlich bewährte, sondern auch seinen ökonomischen Bestand auf eine vortheilhafte Weise sicherte, weil anstatt von 10 oder 12 Töchtern, welche die alte Klosterschule bey denselben besuchten, jetzt 100 bis 150 darin vollständigen Unterricht in allem demjenigen erhielten, was guten und verständigen Hausfrauen, Gattinnen und Müttern zu wissen erforderlich ist. Dieses rastlose Streben des achtungswürdigen Mannes nach wesentlichen Verbesserungen im Erziehungsfache überhaupt, am meisten aber der glückliche Fortgang der von ihm geleiteten und kraftvoll belebten beyden Bildungsinstute des Gymnasiums und der Töchterschule, der sich als Thatsache in seinen Resultaten rechtfertigte, machte Zug unter den katholischen Schweizerstädten vor vielen andern bemerklich, und jeder Jugendfreund segnete den Mann, der dem gedoppelten Geschäfte der Leitung und des Unterrichts in beyden Anstalten die Kraft seiner Jahre wiedmete. Allein der Anblick der reichen Aerndte von seinen Anstrengungen mochte gewissen Finsterlingen nicht erfreulich vorkommen; aus nicht angegebenen Gründen wurde vor einiger Zeit ihm die Präfektur des Gymnasiums genommen, und Neid und Scheelsucht hatten dadurch ihren Meisterstreich gespielt, und ihm sein schönes Tagewerk verbittert. Dem Gram über diese erlittenen Kränkungen erlag der edle Brandenberg in den ersten Tagen des Jahrs 1824, kaum acht und vierzig Jahre alt.

Bürkli, (Johann Heinrich,) weit bekannter Zeitungsschreiber in Zürich, wo er im J. 1760 geboren wurde. Sein Vater, David Bürkli, besaß eine Buchdruckerey, und gab eine Zeitung heraus, die ziemlich gelesen wurde. Er wiedmete den Sohn um so lieber diesem Berufe, als dieser vorzügliche Neigung und alle Anlage des Geistes zu demselben zeigte, und war daher bemüht, ihm die dazu nöthige Bildung zu verschaffen. Der Jüngling besuchte deßwegen nicht nur die niedern sondern auch die höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt, und zeichnete sich unter seinen Mitschülern durch schnelle Fassungskraft aus. Später gieng er auf Reisen und weilte auch einige Zeit hindurch in Paris. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1791 betrieb er das väterliche Gewerbe auf eigene Rechnung und übernahm die Redaktion der Zeitung, die er unter der Ueberschrift: Züricher Freytags-Zeitung, von und bey David Bürkli, zwar wöchentlich nur ein Mal herausgab, die er aber in einem solchen popularen Styl verfaßte, daß der darin herrschende Volkston und die heitere bisweilen neckende Laune sie in Kurzem zu einem der gelesensten politischen Blätter in und ausser der Schweiz machte, und einen so starken Absatz gewann, daß sie ihm eine sehr ergiebige Erwerbsquelle wurde. Da nun Bürkli kein Freund von Revolutionen war, weil er die Gefährlichkeit solcher Ereignisse einsah, so erhielt seine Zeitung bald das Prädikat einer sogenannten Aristokraten-Zeitung, das sie auch bey der durch die Künste der französischen Pentarchie in der Schweiz bewirkten Staatsumwälzung beybehielt. Der Geist, in welchem sie geschrieben war, zog ihm zwar auf's Neue viele Freunde zu, aber auch wieder eben so viele, und oft sehr wichtige Feinde, welche ihn theils zu verdächtigen suchten, oder schimpfliche Gerüchte von ihm verbreiteten. Inzwischen gebührt ihm das Verdienst, daß er unter allen Schweizerzeitungen zuerst einheimische Nachrichten lieferte. Uebrigens war Bürkli, wie er vorzüglich in seinen spätern

Jahren bewies, kein Gegner freysinniger Grundsätze und zeitgemäßer Verbesserungen; auch gebührt ihm das Lob, daß er seinen Einfluß auf ein äußerst zahlreiches Publikum nie zu eigennützigen oder partheysüchtigen Zwecken mißbraucht habe; im Gegentheil benutzte er jeden Anlaß, leidenden Mitmenschen Unterstützung zu verschaffen und Andere noch zur Beyhülfe aufzufordern. Er genoß auch wegen seiner allgemein bekannten Rechtschaffenheit ein höchst seltenes Zutrauen, und konnte auf diese Weise manchem Armen und Nothleidenden großmüthige Geber und Wohlthäter wecken oder gewinnen. Dieser menschenfreundliche Sinn war unter seinen mancherley Verdiensten nicht das Geringste. Durch seine Herzlichkeit, Popularität und Vaterlandsliebe wußte er in Gesellschaften eben sowohl, als durch seine Jovialität, wegen welcher er überall willkommen war, stets neues Interesse zu geben. Er starb im Dezember 1821.

Bourrit, (Markus Theodor,) Cantor an der Kathedralkirche zu Genf, geb. zu Genf 1739, und gestorben daselbst 1819. Er wiedmete sich der Kunst wie den Wissenschaften, legte sich zugleich auch auf die Musik, und übte diese letztere als Domsänger in der Hauptkirche seiner Vaterstadt. Im J. 1794 ward er Mitglied des Cour de Justice civile, und Suppleant des Friedensgerichts von dem Stadtbezirk des Observatoriums. Mehr aber als diese öffentlichen Aemter zeichneten ihn seine Schriftstellerey und Kunstarbeiten aus, mit denen dieser wohlverdiente Mann sich wirklich einen Namen erworben. In dem siebenten und achten Dezennio des 18ten Jahrhunderts machte er seine bekannten Reisen in die savoyischen, penninischen und rhätischen Alpen, die er nach der Natur zeichnete und beschrieb. Einige seiner Schriften eignete er dem König von Frankreich, Ludwig XVI., zu, und verschaffte sich dadurch, nebst einem wirklichen Jahrgehalt, den Titel eines königlichen

Pensionärs, und die Königin Maria Antoinette ließ seine Originalzeichnungen zu den erwähnten Schriften sogar in ihrem Kabinete aufhängen. Die savoyischen Eisberge und das Chamouinthal, heutzutage das Ziel so mancher Reise und der Gegenstand unzähliger Beschreibungen, verdanken Bourrit und seinem ausgezeichneten Beschreibungstalent, ihre Celebrität und die Bewunderung für diese erhabenen Naturgegenstände, die er durch Rede, Schrift und Zeichnung zu erwecken wußte. Seine Werke sind bald in alle Sprachen Europens übersetzt, und seit deren Erscheinung wurde der Zufluß der Fremden in diese Gegend eben so ausserordentlich groß. Zu Bourrits Achtung, die ihm so mancher berühmte Ausländer zollte, trug auch noch Büffon wesentlich bey, der sich auf eine Weise über ihn aussprach, daß sein literarischer Ruhm sich immer weiter verbreiten mußte. Uebrigens war Bourrit ein gemeinnützig denkender Bürger, ein aufgeklärter Christ und ein musterhafter Hausvater. Seine Verdienste sind bleibend, mögen auch neuere Kritiker den unermüdeten Mann noch so tief herabsetzen, ein Literaturfach zuerst mit bearbeitet zu haben, das vor der Epoche seines gelehrten Wirkens noch größtentheils brach gelegen war.

Burkhardt, (Joh. Rudolph,) ein großer Zergliederer, und Spitalarzt in Zürich, woselbst er im J. 1721 geboren wurde. Sein Vater, ein Landgeistlicher, gab ihm eine wissenschaftliche Erziehung. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, wiedmete er sich der Wundarzneykunst, unternahm nach Vollendung seiner Lehrjahre große Reisen, besuchte die anatomischen Säle der vorzüglichsten Städte Deutschlands und Frankreichs, und kehrte mit rühmlichen akademischen Zeugnissen von seinen in allen Theilen seines künftigen Berufsfachs sich erworbenen seltenen Kenntnissen versehen, in seine Vaterstadt

zurück. In derselben wurden seine Mitbürger bald auf die vorzüglichen Fähigkeiten und die Geschicktheit dieses Mannes aufmerksam, schenkten ihm ihr Zutrauen, und seine ausgeführten großen chirurgischen Operationen bewiesen, daß er desselben würdig war. Im J. 1770 wurde er geschworner Meister der Wundärzte, Prosektor bei dem anatomischen Kollegio, und 1780 Spitalarzt. Seine Zeit theilte er zwischen seinen Dienst- und Berufsgeschäften und der Bildung junger Aerzte und Wundärzte, denen er Privatunterricht ertheilte und sie für die Ausübung der Kunst tüchtig machte. Er war Mitglied der physikalischen Gesellschaft, um welche er sich mit verschiedenen gelehrten und nützlichen Vorlesungen über seltene chirurgische und anatomische Fälle sehr verdient gemacht hatte. In dem ersten Band der Verhandlungen dieses gelehrten Vereines befindet sich von ihm: Bestätigung des Hallerischen Lehrgebäudes von der Unempfindlichkeit der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers, besonders der Sehnen, durch verschiedene chirurgische Beobachtungen und Versuche. 8. 1761. Mit seiner gründlichen Gelehrsamkeit und tiefen Einsichten in den Bau des menschlichen Körpers, verband er die liebenswürdigste Bescheidenheit und große Annehmlichkeit im Umgange. Er starb im April 1784 im 63sten Jahr seines thätigen, nützlichen Lebens.

Burkhardt, (Johann Rudolph von Kirschgarten,) Oberst in englisch-östreichischen Diensten, geb. zu Basel 1750. Seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung war einem Hofmeister anvertraut, mit welchem er die Akademie zu Lausanne besuchte und nachher große Reisen machte. In Berlin wurde er von Friedrich dem Großen in seiner damaligen geschmackvollen Uniform ausgezeichnet. Dem Handlungsstande gewiedmet, erwarb er sich in allen kaufmännischen Geschäften große Fertigkeit und Kenntnisse, so daß er sie mit nicht geringem Glücke betrieb, und da-

durch sein väterliches Erbe ansehnlich vermehrte. Dies setzte ihn, da ohnehin der Hang zur Pracht und Aufwand bey ihm der überwiegende war, in den Stand, einen seiner Lieblingswünsche, seine Vaterstadt mit einem Hôtel in modernem Style zu zieren, ausführen zu können. Er gab demselben den Namen Kirschgarten, und indem er diesen seinem Familienamen beylegte, unterschied er sich damit von andern seiner Geschlechtsverwandten zu Basel. In Sprachen und mancherley guten Kenntnissen erfahren, hatte er sich die Kriegswissenschaften als Lieblingsbeschäftigung besonders angelegen seyn lassen. Feurig für alles eingenommen, was auf die Erhebung und die Ehre seines Vaterlandes Bezug hatte, sparte er weder Zeit noch Mühe, um das Militärwesen im Kanton Basel zu einem immer höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen. Er errichtete das erste Jäger- oder Scharfschützenkorps, das er selbst kommandirte. Als Hauptmann desselben und bekannter Antagonist der neufränkischen politischen Grundsätze, wurde er beschuldiget, in der Nacht am 30. November 1796, den Oestreichern bey der Belagerung des Hüninger Brückenkopfs, den Uebergang über den Baslerboden erleichtert zu haben. Er war deßwegen auf Ansuchen des fränkischen Ministers in der Schweiz in gefängliche Haft gezogen und erst den 27. Hornung im folgenden Jahr wieder in Freyheit gesetzt. Die über ihn ausgefällte Straffsentenz war, Stillstellung in seiner Würde als Mitglied des großen Raths bis auf zwey Jahre nach dem Frieden, und Entlassung von seiner militärischen Charge. Da dieses Urtheil den franz. Behörden nicht genügte, so geschahen nach Jahresfrist, auf derselben dringendes Begehren, neue Untersuchungen. Diese Erneuerung seines Prozesses und der Ausbruch der helvetischen Revolution bewogen ihn in den ersten Tagen des Jahrs 1798, von seinem kurz vorhin angelegten Landsitze, die Erndhalden, nach dem Oestreichischen sich zu flüchten. Da die zahlreich ausgewanderten Eidgenossen sich unter der

Leitung des englischen Kommissairs, Oberst Craufurds, in reguläre Korps zu bilden anfiengen, um mit der kaiserlich-östreichischen Armee gegen die Franzosen mitzuwirken, erhielt er eine Anstellung als Oberst, und wohnte in dieser Eigenschaft mehrern Feldzügen bey. General Baron von Hotze und der verdienstvolle Altschultheiß Steiger von Bern, standen mit ihm in der innigsten Freundschaft; ein Beweis, wie sehr diese beyden glorreichen Männer seine Anhänglichkeit an die alte Eidgenossenschaft und seine Talente zu schätzen wußten! Nach der Einführung des Bundessystems in der Schweiz im J. 1803, kehrte auch er nach dem Vaterlande und auf sein Landgut zurück, lebte auf demselben der Freundschaft, und fand seine Freude an agronomischen Beschäftigungen. Ungeachtet er wieder in den großen Rath des Kantons Basel berufen ward, konnte er sich dennoch nicht mehr entschließen, seinen Aufenthalt zu Basel zu nehmen, und starb über diesem sonderbaren Entschlusse im Frühling 1813, zu Zürich bey seinem Tochtermanne. Burkhardt war in Ansehung seines Karackters ein Mann, der viele schätzenswerthe Eigenschaften besaß, den gute und edle Handlungen zu lebhafter Freude hinrissen, schlechte und unedle Thaten aber empörten. Wer ihm zu schmeicheln, das heißt, seinen Ansichten beyzustimmen verstand, war bey ihm stets wohl gelitten. Daß er sich dann auch oft getäuscht und betrogen fand, war leicht abzunehmen. Die Beharrlichkeit und Vorliebe für seine Meynung war dann öfters Ursache, daß eine vorgebrachte Gegenmeynung ihn zu großem Unwillen reitzte, den er dann in sehr starken Ausdrücken äusserte. Dieser nicht selten von leidenschaftlicher Hitze begleitete Eigensinn machte daher, daß er manchem seiner Freunde, bloß weil ein Vorurtheil gegen diesen sprach, Unrecht that, und ihn dadurch von sich entfernte. Hätte übrigens die Katastrophe der Revolution die Periode seines Lebens nicht erreicht, und wäre diese vor oder nach derselben mit ihren Erschütterungen eingetreten, so würde

diese Schwäche weit weniger an ihm aufgefallen seyn. Sein Andenken verewigte er bey dem baslerischen Künstlervereine, durch ein, kurz vor seinem Absterben demselben gemachtes Geschenk, das in prächtigen, von dem unübertrefflichen deutschen Künstler, Raphael Mengs eigenhändig verfertigten Gypsabdrücken der berühmtesten Antiken, Venus von Medicis, Apoll von Belvedere u. s. w. bestund. Eine Gabe, die zugleich seinen gemeinnützigen, wohlthätigen Sinn ausspricht, und ihn noch von dieser Seite bemerkenswerth macht.

Burkhardt, (Johann Ludwig,) einer der neuesten Bereiser des innern Afrikas, der jüngere Sohn des vorerwähnten Oberst Johann Rudolph Burkhardt vom Kirschgarten in Basel, geb. zu Lausanne 1784. Er hatte in Leipzig und Göttingen die Rechte studirt, und war dann in der Absicht, eine diplomatische Anstellung zu suchen, nach England übergegangen. Umstände änderten indessen diesen Entschluß, und er bot seine Dienste der afrikanischen Gesellschaft an, mit dem Vorsatz, der kühnen Bahn eines Hornemann und Mungo Park zu folgen. Von dieser wurde auch alsobald der rüstige und von Gesundheit strotzende Jüngling in den Dienst aufgenommen, und erhielt von mehrern Seiten jede Unterstützung, welche die verschiedenen wissenschaftlichen Zweige, denen er seine Aufmerksamkeit geschenkt, nur immer erforderten. Im Frühling 1809 schiffte er nach Aleppo, wo er im July desselben Jahrs anlangte. Daselbst und zu Damask brachte er die drey folgenden Jahre zu, und theilte während denselben die Zeit zwischen Ausflügen in die verschiedenen Gegenden Syriens, nach dem Hauran und Lesgier, wobey er die Ruinen von Palmyra und Baalbek besuchte, und einigem Aufenthalte unter den Turkomannen und unter den Beduinen der Wüste, um sich in der Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache

der muhamedanischen Araber zu vervollkommnen. Zum völligen Orientalen umgewandelt, reiste er nach Cairo ab, wo er die erste Gelegenheit, ins Innere von Afrika zu dringen, ergreifen wollte, die ihm die Abreise einer fezzanischen oder Darfourkaravane anbieten möchte. Da er jedoch fand, daß dieses nicht so bald geschehen könnte, beschloß er, in der Zwischenzeit Egypten, und das Land oberhalb der Wasserfälle zu durchforschen und war so im Stande, zwey sehr schwierige und denkwürdige Reisen ins alte Aethiopien zu vollbringen; die eine längs der Ufer des Nils, in den Monaten Februar und Merz, während welcher er viele Ueberreste alter egyptischer und nubischer Baukunst, mit griechischen Inschriften, entdeckte, wie solche in den Tempeln von Philä vorkommen; die andere Reise vom Merz bis July des folgenden Jahrs durch Nubien nach Suakim und Diedda. Die Beschreibung dieser Reise enthält die besten Angaben, die man je in Europa über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft, der Handlung, Mannfakturen und Regierungsform dieser Wiege alter egyptischer Weisheit erlangt hat. Burkhardts nächster Ausflug scheint von Cairo nach der Halbinsel von Arabien gewesen zu seyn, um die heiligen Städte Mekka und Medina zu besuchen. In ersterer brachte er 4 — 5 Monate zu, indem er seine Bemerkungen unter dem Karackter eines muhamedanischen Pilgrims in Sicherheit sammelte, unterstützt durch allen Vortheil einer vollkommenen Kenntniß der Religion, Sitten und Sprache der Einwohner, die er nunmehr erlangt hatte. Sein Aufenthalt in diesem Theile des Ostens brachte ihn nothwendigerweise in Berührung mit den Wechabiten, und die afrikanische Gesellschaft hat von ihm, ausser einer vollständigen Beschreibung von Mekka und von den frühern und spätern abergläubigen Begriffen, die in diesem Erdtheil herrschten, auch eine sehr ausführliche Darstellung von dem Ursprung und Fortgang jener ausserordentlichen Sekte von muhamedanischen Puritanern erhalten, die ihre ganze poli-

tische Geschichte umfaßt, von derselben Gründung vor 50 bis 60 Jahren durch Abdel Wahab und Mohamed Ibn Saoud bis zum Frieden zwischen Abdullah im J. 1815. Die letzte Reise Burkhardts war von Cairo nach dem Berge Sinai und der östlichen Küste des rothen Meeres. Das Tagebuch dieser anziehenden Reise ist mit einer Menge geschichtlicher Bemerkungen über den frühern Zustand des Landes durchsäet, und am Schluße befindet sich eine Abhandlung über die Wanderungen der Israeliten nach ihrem Auszug aus dem Reiche Pharao's. Ausser diesen Werken verdankt die afrikanische Gesellschaft ihm noch eine Menge Bemerkungen über das Innere von Afrika und mehrere Wörterbücher afrikanischer Sprachen, die er von den Eingebornen gesammelt, welche Egypten während seines dortigen Aufenthalts besuchten. Auch befindet sich daben eine Reihe von 999 arabischen Sprichwörtern in der Ursprache mit englischer Uebersetzung und Erklärung ihrer verschiedenen Anspielungen, und eine getreue und geistreiche Uebersetzung eines burlesken epischen Gedichtes in der Volksmundart von Cairo, dessen Hauptgegenstand ein Streit zwischen Wein und Bast ausmacht. Letzteres ist nemlich eine allgemeine Bezeichnung für alle berauschenden Substanzen, die aus Hanfblumen und Opium bereitet und in Form von Pasten, Pillen oder Konfeckt gebracht werden. Das ist jedoch nur ein geringer Theil der Arbeiten dieses ausgezeichneten jungen Mannes, dessen Vortrefflichkeit und Ausdauer ihm gewiß, bey längerm Leben, einen hohen Rang unter den berühmtesten Reisenden dieses oder irgend eines Zeitalters erworben hätten. In der That hatte Burkhardt Sammlungen hinterlassen, denen kaum ähnliche von irgend einem seiner Vorgänger an die Seite zu stellen sind, sowohl in Rücksicht auf das Anziehende und Wichtige des Inhalts und der Mannigfaltigkeit der Bemerkungen, als auch selbst in Rücksicht auf Adel der Schreibart, obwohl in einer ihm fremden Sprache verfaßt. Im Sommer 1817 gedachte er

mit einer Karavane nach Mursuk abzureisen, und einen Weg zu machen, den er schon lange als den zweckmäßigsten angesehen, ihn zu jenem Ziele zu führen, das schon seit mehrern Jahren die Aufgabe seines Lebens gewesen war; aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Am 5. Oktober des gleichen Jahrs entriß ihn der Tod der Welt, nachdem er lange und vergebens auf den Aufbruch der Karavane gewartet, an welche er sich anzuschließen gedachte. Nicht bloß seine großen Talente, sondern auch seine hohe Rechtschaffenheit und sein edler unabhängiger Karackter, so wie seine Dienstgefälligkeit gegen Reisende, die Egypten besuchten, erwarben ihm durchgängige Achtung bey allen, die mit ihm Umgang pflogen, und seine ungemeine Klugheit, mit welcher er sich gegen die Eingebornen betrug, berechtigte zu der Hoffnung, daß er sein Ziel erreicht haben würde, und sein Unternehmen ihm gelungen wäre, wenn der Tod ihm noch länger verschont hätte. Die Beschreibung seiner Reisen erschien in London in mehrern Quartbänden mit Kupfern, und eine französische Uebersetzung derselben wurde in Paris angekündigt.

Burkhardt, (Peter,) Bürgermeister zu Basel und Landammann der Schweiz, geb. zu Basel 1742, war der einzige Erbe eines der angesehensten Handelshäuser dieser Stadt. Auf seine Erziehung wurde Vieles verwendet. Nach einem bedeutenden Aufenthalt in Lausanne, wo er mit dem Geschichtschreiber Gibbon und dem verewigten Burgermeister von Wyß von Zürich eine vertraute, von Beyden bis an ihr Lebensende unterhaltene Freundschaft schloß, vollendete er seine Bildung durch Reisen in Frankreich und Deutschland. Unter der weisen Leitung seines Schwagers, des trefflichen Isaak Iselin, begann er seine politische Laufbahn, in welcher er durch verschiedene Grade bis zur obersten Würde im Staate gelangte. Als

Staatsmann auf eidgenössischen Zusammenkünften und als Mitglied der helvetischen Gesellschaft in ihren frühern und schönsten Tagen zu Schinznach, war er seiner persönlichen Eigenschaften wegen geehrt. Auch empfieng er vorzüglich während den ersten französischen Revolutionsjahren, als seine Vaterstadt viele auswärtige bedeutende Staatsmänner in ihren Mauern sah, die wöchentlich zwey Mal in seinem Hause zu einer zahlreichen Gesellschaft sich vereinigten, von denselben mancherley Beweise freundschaftlicher Hochachtung. Als die Revolution in Basel eingetreten war, welche aufzuhalten, auch die ruhigste Weisheit zu keinen gewaltsamen Gegenmitteln gestimmt haben würde, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück, und genoß die angenehmsten und schönsten Tage, theils auf seinem herrlich gelegenen Landsitze Mayenfels, oder in vertraulichen Kreisen geistvoller Freunde, oder aber im erheiternden Umgange mit den Musen, in deren Bekanntschaft ihn schon seine Erziehung gebracht hatte. Nach der Einführung der Mediationsakte gelangte er wieder in den großen Rath, und nach einiger Zeit wurde er zum zweyten Male zur Bürgermeisterwürde erhoben, und ihm die Leitung der Angelegenheiten seines Kantons anvertraut. In Folge dieser Erhebung empfieng er auch im Jahr 1812 die höchste Ehrenstelle der damaligen schweizerischen Staatsordnung, die Würde eines Landammanns der Schweiz, bey welcher er, ohne besonderes äusseres Gepräng, nur das Heil des Vaterlandes im Auge haltend, seinen Grundsätzen getreu, als ein edler und gewandter Geschäftsmann handelte, so daß ihm kein wohldenkender Eidgenoß seine Achtung versagte. Das schnelle Erscheinen der alliirten Heere am Rhein im J. 1813, die unaufhörlichen Durchmärsche von Truppen aller Art und Volks durch Basel zur großen Armee in Frankreich, die Lasten eines zwar den Schweizern fremden, sie aber dennoch furchtbar bestürmenden Krieges, und die beständigen Opfer, welche die Umstände von Basel heischten, so wie

die wiederholte Belagerung und Eroberung der benachbarten Festung Hüningen, verbunden mit dem öftern, kürzern oder längern Hauptquartier der kriegführenden Monarchen und ihrer Feldherren in Basel, und dann noch selbst die innern Partheykämpfe für die alte und neue Eidgenossenschaft in der Schweiz, die lange nur trübe Aussichten darboten, waren Ereignisse, die zwar Basel zu einer kostspieligen Berühmtheit hervorsteigen ließen, ihm aber mit Gefahren drohten, die leicht sein Glück, ja sogar sein Daseyn hätten verschlingen können. Unter solchen Umständen das Steuerruder des Staates zu leiten, erforderte es einen, mit nicht gemeiner Klugheit begabten unermüdbaren Staatsmann, und Burkhardts Name glänzte während diesem, zwar nicht vieljährigen, aber an Begebenheiten so reichen Zeitraume, an dem bewölkten Horizont von Basels politischem Himmel, nicht unverdient neben manchem Andern, der damals durch seine Staatsfunktionen ausgezeichnet und berühmt geworden war. Kurz nach der Einführung der gegenwärtigen Verfassung des Kantons Basel, legte er bey seinem vorgerückten Alter die Würde eines ersten Standeshauptes nieder, nachdem er mit dem festesten Karackter, und unter schwierigen Verhältnissen, zweymal, vor und nach der Revolution, dieselbe zum Vortheil seines heymathlichen Kantons verwaltet hatte, und genoß noch einige Zeit der wohlverdienten Ruhe. Im Frühling 1817 starb er, und manche Thräne floß dem Andenken dieses Weisen und Guten, der dem Vaterlande so lange gelebt hatte.

Burdorf, (Andreas,) Bürgermeister zu Basel, wo er 1740 geboren wurde. Er entstammte einer Familie, von deren ausgezeichneten Verdiensten die Geschichte der literarischen Kultur das Gedächtniß aufbewahrt, und welche zu den achtungswürdigsten in Basel gezählt wird. Von seinem

gelehrten Vater, August Johann Buxdorf, Pfarrer an der Theodors-Gemeinde, erhielt der schon frühe treffliche Geistesanlagen entwickelnde Knabe eine seiner Bestimmungen würdige Erziehung, die seiner wissenschaftlichen Führung Ehre bringen, und diesen seinen Liebling mit der Zeit, im öffentlichen und Privatleben, zur Zierde seiner Vaterstadt machen mußte. Auf der Hochschule zu Basel studirte der junge Musensohn die Philosophie, in welcher er 1758 den Magistergrad angenommen hatte. Mit reicher Hülfe unterstützten ihn — der eine unüberwindliche Liebe für eine in die kleinsten Zweige sich erstreckende Kunde des eidgenössischen Staats- und Rechtswesens empfand — verschiedene, um die Vaterlandsgeschichte verdienstvolle Zeitgenossen, deren Umgang, auch in scientivischer Beziehung noch seinen Geschmack veredelte und seinen Ideenkreis erweiterte. Es darf daher nicht befremden, wenn Buxdorf in der Folge bey seinen immer höher steigenden Staatsämtern, die ihm die Huldigungen seiner Mitbürger zuwandten, die Früchte von seinen diesfallsigen Anstrengungen ärndtete, und seine erworbenen Staatskenntnisse geltend zu machen wußte. Schon im J. 1768 wurde er Mitglied des kleinen Raths, und auf den Standpunkt gehoben, von welchem aus er zum Theil den ausgedehnten Wirkungskreis überblicken mochte, in welchem sein Trieb nach gemeinnütziger Thätigkeit sich zum Besten des baslerischen Kantonalstaates so herrlich wirksam nachher gezeigt hatte. Seine männliche Beredtsamkeit, seine mannigfachen, mitunter ausgebreiteten Kenntnisse, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, hoben ihn bald über viele seiner Miträthe hinweg, und verschafften ihm eine Staatswürde um die andere, in welchen allen er den Mann verrieth, der mit Geschäftskunde einen vaterländischen Sinn verbinde, und welcher aus den ihm übertragenen Stellen keine Finanzquelle mache. Im J. 1777 erhielt er die sehr kleine aber überaus anmuthige Landvogtey Kleinhüningen, wurde 1783 Dreyerherr oder einer der

drey Standesseckelmeister, 1784 oberster Zunftmeister oder Statthalter des Bürgermeisteramts, und 1796 wirklicher Bürgermeister. So gut er kein Fremdling in der eigenen Hauspolitik des baslerischen Freystaats war, eben sowohl war er auch in die Mysterien des allgemeinen Vaterlandes eingeweiht. Zuerst als zweyter und hernach als erster Gesandter seines Kantons, wohnte er den eidgenössischen Tagleistungen, namentlich von 1785 — 1798, mit wenigen Unterbrechungen bey, und erwarb sich durch seine ernste Weisheit in den Verhandlungen eben so sehr, als durch seinen unterhaltenden, von geistvollem Witz belebten Umgang in Gesellschaften, die Liebe und Achtung der wichtigsten Staatsmänner der Schweiz. Während seines Konsulats brach in Basel die Revolution aus, und damit legte er die Fascen des Staats, mit denen er geschmückt war, nieder, ward aber in die Kantonsversammlung und in die provisorische Regierung gewählt. Andere Auszeichnungen, als die Stelle eines Munizipalitäts-Präsidenten war, die er einige Zeit hindurch versehen hatte, wollte er keine annehmen. Selbst bey der Reorganisation des Kantons Basel im J. 1803 konnte er nicht mehr für ein Staatsamt gewonnen werden, ungeachtet die damals geschaffenen Formen der Verfassung mit den ehemaligen größtentheils analog waren, und ihre Wiederangewöhnung ihm eben nicht hätten schwer fallen können. Burdorf hatte sich während der Periode seiner Theilnahme an der Regierung zu Basel manches Denkmal gestiftet, das sein Gedächtniß auf die Nachwelt übertragen wird. Viele allgemeine Verschönerungen, welche der Stadt Ehre bringen, verdanken hauptsächlich seinem Betrieb ihr Daseyn; der St. Petersplatz, einige neue oder erweiterte, äusserst gangbare Straßen, die gänzliche Erneuerung der Kathedralkirche des Münsters, die bequemere Benutzung der Rheinbrücke, und noch manche andere freundliche Verwandlung mehr, rühmen Burdorfs gemeinnützige, edle und weise Thätigkeit. Seine Vaterstadt liebte ihn, als einen ihrer

würdigsten Söhne, und im Besitz dieser Liebe starb er 1815 im Bade zu Schinznach.

Cart, (Joh. Jakob,) waadtländischer Kantons- und Appellationsrath, geb. zu Morges 175.. Eine regsame Einbildungskraft und ein feuriges Temperament liessen schon als Jüngling große Talente in ihm ahnen. Dem Studium der Rechtsgelehrtheit sich wiedmend, besuchte er die Akademie zu Genf und mehrere deutsche Universitäten, nahm auf einer derselben den Doktorgrad an, kehrte in sein Vaterland zurück, um das Geschäft eines Advokaten zu treiben. Im Anfange der franz. Revolution, huldigte er ihren Grundsätzen, gieng auch in seinem Enthusiasmus für dieselbe so weit, daß er sie seinen Landsleuten überall predigte. Als einer der Hauptredner der patriotischen Parthey unternahm er's, die Rechte der Munizipalstadt Morges, seines Geburtorts, und eines Theils des Waadtlandes, gegen ein neueingeführtes Weggeld zu Anfang der Neunzigerjahre zu vertheidigen, und sich auf Urkunden und Freybriefe zu berufen. Da er im Augenblicke der größten Gährung das neue philosophische Naturrecht mit Heftigkeit deklamirte, und an die Stelle der vaterländischen Gesetze zu pflanzen bemüht war, wurde er zur Verantwortung vor einen damals von Bern im Waadtlande niedergesetzten Gerichtshof gefordert, ergriff aber die Flucht, und weil er auf die geschehene Vorladung nicht erschien, als Unruhstifter des Landes verwiesen. Er begab sich nach Amerika, von wo er erst nach dem Ausbruche der helvetischen Revolution im J. 1798 nach der Schweiz zurück reiste. 1799 wurde er in den helvetischen Senat erwählt, dessen Auflösung am 7. August 1800, er sich aus allen Kräften widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Erbitterung er damals gegen den helvetischen Vollziehungsrath im Senat losfuhr, welches die Ausführung des schon seit einiger Zeit vorhin projektirten

Auflösungsdekrets beschleunigte. Im J. 1803 kam er in den großen Rath und zugleich auch in das Appellationsgericht des Kantons Waadt, in welchem er mit der Vizepräsidentenstelle beehrt wurde. Er starb am 19. Herbstmonde 1813. Als einen Beweis seines unauslöschlichen Hasses gegen die alte Regierung von Bern dient eine von ihm edirte Flugschrift, in welcher er in einem jakobinischen emphatischen Ton die wunderbaren Fügungen des Schicksals, und die geschickte Kombination der Franken hochpries, daß sie die Schätze der verwünschten bernischen Aristokraten zur Vollführung der Expedition in Egypten verwendet hätten. Von seinen übrigen Flugschriften hatten Aufsehen gemacht: Lettres à Bernard de Muralt, trésorier du pays de Vaud, sur le droit public de ce pays et sur les evénemens actuels. 8. Paris 1793. Und: Lettres à C. Frédéric Laharpe, directeur de la republique helvetique. Lausanne 1798.

Catti, (Johann Dominik,) ausgezeichneter Literator und Arzt in Bologna, geb. zu Lugano 1760. Er lernte anfangs die Handlung, weil er sich aber überzeugte, daß er nie in Verhältnisse kommen dürfte, um sich mit der Kaufmannschaft aus seiner Niedrigkeit emporheben zu können, wiedmete er sich den Waffen, und brachte es im Militärstande bis zum Obersten. Aber auch aus diesem trat er, ungeachtet seiner in demselben erstiegenen ehrenvollen Stufe, in der Folgezeit wieder heraus, und studirte zu Mailand und Bologna die Arzneywissenschaften. Mit riesenhafter Gewalt entwickelten sich auf der veränderten nun literarischen Laufbahn seine Talente, und je mehr sie sich entfalteten, je deutlicher erkannte er seine eigentliche Bestimmung. Mit einem fast beyspiellosen, übermäßigen, vieljährigen Aufwande von Kräften erwarb er sich gelehrte Sprachkenntnisse, die auch seine größte Stärke waren, und machte hauptsächlich in der arabischen Sprache solche Fortschritte, daß er

Willens war, den Alkoran auf eine neue Art, die viel Mühe erfordert, zu übersetzen. Er wollte nämlich die Verse der einzelnen Suren unter verschiedene Hauptrubriken, ihres Inhalts nach, reihen. Unter den europäischen lebenden Sprachen kultivirte er vornämlich die Russische, mit deren Literatur er die Italiener zuerst bekannt machte. Er übersetzte Karamsins Werke, die er dem Kaiser Alexander überreichen ließ, und wofür ihn dieser mit einem brillantenen Ring beschenkte. Catti war sowohl von Seite seines Kopfes als seines Herzens ein sehr schätzenswerther Mann. Von ihm wurden auch Zschokke's Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung in seine Muttersprache übersetzt, und mit manchen Bemerkungen bereichert, in Lugano bey Veladini, herausgegeben. Sein literarischer Ruhm hatte bereits Italien durchdrungen, und sich auch im transalpinischen Vaterlande ausgebreitet, als der Tod im Februar 1817 diesen trefflichen Mann den Wissenschaften entriß.

Chouet, (Joh. Robert,) Syndik des genferischen Freystaats, aus einer adelichen Familie, welche Johann Chouet aus Burgund, der als Rittmeister in Diensten der Stadt Genf, im J. 1590, in der Belagerung von Bonne gefallen war, dahin gebracht hatte. Was kein Vater auch durch die beste Erziehung seinem Kinde geben kann, wenn es ihm die Natur versagt hat, nämlich einen lebhaften Geist und Neigung zu den Wissenschaften, das äusserte sich frühzeitig bey dem jungen Chouet. Er machte in seinen Studien auf der genferischen Akademie eben so schnelle als glänzende Fortschritte, und vertheidigte 1661 unter Professor Kaspar Wyß, philosophische Thesen mit solchem Ruhme, daß jedermann über seine frühen Kenntnisse erstaunte. Nachdem er sich mit der kartesischen Philosophie vollkommen vertraut gemacht hatte, wiedmete er sich der Gottesgelehrtheit,

bewarb sich mittlerweilen im J. 1664 um den philosophischen Lehrstuhl zu Saumur, den er auch ungeachtet der Kränkungen und Intrigen eines Konkurrenten, der anstatt gelehrter Kenntnisse, Vaterland und Heymathrecht zu seiner Empfehlung beachtet wissen wollte, wirklich erhielt. Er lehrte die kartesische Philosophie, zog viele Studirende an sich, und genoß der Achtung und Freundschaft berühmter Männer, nicht sowohl des Reichthums seiner eignen gelehrten Kenntnisse wegen, sondern auch, um seines edeln menschenfreundlichen Betragens willen. Nach 5 jährigem Aufenthalte zu Saumur, erhielt er den Ruf als Lehrer der Philosophie nach seiner Vaterstadt Genf. Unter den vielen Schülern, die, ihn liebend, dahin folgten, waren Basnage, de Superville, Bernard, l'Enfant, le Clerk, Bayle und Andere, welche die literarische Welt späterhin mit Ehrfurcht nannte. 1672 machte er zur Erweiterung seiner gelehrten Bekanntschaften eine Reise nach Paris, und wurde 1679 mit dem akademischen Rektorate beehrt. Nachdem er im J. 1686 in die Regierung als Rathsherr eingetreten war, wurde er im J. 1690 zum Staatssekretär ernannt. Letztere Stelle gab ihm Gelegenheit, nicht nur das Archiv der Republik in bessere Ordnung zu bringen, sondern dasselbe auch zur Ausarbeitung einer auf Urkunden beruhenden genferischen Staatsgeschichte zu benutzen. Noch zeugen drey von ihm zusammengetragene Foliobände von seinem deßfalls aufgewendeten Fleiße. Im J. 1699 wurde er das erstemal zum Syndik erhoben, und ihm in dem damaligen Streite mit Savoyen, eine Sendung an die beyden Schutzkantone der Stadt Genf, Zürich und Bern, und an die evangelisch-eidgenössische Konferenz nach Aarau, anvertraut, auf welcher er mit der lobenswürdigsten Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe das Interesse seiner Vaterstadt gegen die Ansprüche eines mächtigen Nachbars entwickelte und vertheidigte. Zu der höchsten Würde eines Syndiks, wurde er in den Jahren 1703, 1707, 1711, 1715 und 1719 nochmals

gewählt, und ihm dadurch ein Beweis geliefert, wie viel Nutzen man von seinen Talenten für den Staat, durch seine wiederholte Erhebung zu gewinnen suche. Er starb im J. 1731. Die Stadt Genf hatte in ihm eine ihrer vorzüglichsten Zierden, in Rücksicht seiner großen Gelehrsamkeit, Thätigkeit und seines Patriotismus verloren.

Clemens, (Johann Samuel,) Pfarrer im Val d'Illies im Unterwallis, ein gelehrter Naturforscher, gebürtig von Chambery in Savoyen, bildete sich in den Schulen seiner Vaterstadt, und hernach in dem Seminario zu Sitten in Wallis zum Geistlichen, empfieng die Priesterweihe, und im J. 1780 die Kaplaney zu Val d'Illies, in einem fruchtbaren, bevölkerten und durch die Einfachheit seiner Einwohner merkwürdigen Thal im Unterwallis auf der savoyischen Grenze, wo er nachher die Pfarrstelle erhielt. Die Naturgeschichte war von frühern Jahren an seine Lieblingswissenschaft, ihr wiedmete er seine ganze Thätigkeit, und da er einen glücklichen Beobachtungsgeist besaß, erwarb er sich darin sehr ausgebreitete Kenntnisse. Mit dem, daß er alle Pflichten seines Standes auf's genaueste erfüllte, benutzte er eben so emsig alle Augenblicke seiner Muße, die ihn ringsum umgebende prachtvolle Natur zu studiren. Er sammelte sich nach und nach eine eben so ausgewählte als zahlreiche Bibliothek der besten Werke aus der Naturgeschichte, die aus mehr als 8000 Bänden bestund, und weit die größte Büchersammlung in Wallis war; ein Herbarium, das die seltensten Pflanzen der Schweiz, besonders aus den Alpen enthielt, und eine Kollektion von den Insekten und Schmetterlingen des Landes, so wie der seltensten und interessantesten Stücke aus dem Mineralreich. Mehr Werth denn alle diese Sehenswürdigkeiten hatte aber für den ihn Besuchenden, seine Person. Eben so bescheiden als gelehrt, liebenswürdig als gastfreundlich, war er

geneigt, die Früchte seiner Wanderungen durch die Alpen andern mitzutheilen. Viele gute Beobachtungen, Bemerkungen, und auch Beyträge zu einer Naturgeschichte des Wallis soll er niedergeschrieben haben, von welchen aber nie etwas, so viel bekannt, im Drucke erschienen ist. Er soll 1812 gestorben seyn.

Clement, (Peter,) franz. Theaterdichter, geb. zu Genf 1707, erhielt eine gute Erziehung und Unterricht von geschickten Lehrern. Seine sich auszeichnenden natürlichen Fähigkeiten bestimmten ihn für die Wissenschaften. Er wählte die Theologie zu seinem Hauptstudium, und erhielt 1732 die geistliche Weihe. Dabey konnte er aber seine herrschende Neigung, welche auf die Dichtkunst gerichtet war, nicht verläugnen. Er wurde Hofmeister bey dem Lord Waldgrave in England, wo sich sein poetisches Talent nicht sowohl auf äussere Veranlassung als durch einen innern Trieb entwickelte. Aus England begab er sich nach Paris, fieng daselbst für die Bühne zu arbeiten an, und gewann durch seine Theaterstücke bald den Beyfall des Publikums. Von denselben sind die bekanntesten: Les francs - maçons trahis, ou les maçons libres. Comédie en un acte. 1740. Le marchand de Londres, trad. de l'anglois. 8. 1751. Ferner gab er heraus: Les cinq années littéraires; poésies posthumes qui se vendent chez le défunt. Lange vorhin, ehe er sich mit theatralischen Arbeiten befaßte, hatte er den geistlichen Stand verlassen, und sich ganz in dieses Fach hinein geworfen, in welchem er sich als Dichter und Akteur zugleich, über die gemeine Klasse zu erheben und eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu erringen bemühte, aber durch den Verlust des Gebrauchs seiner Sinnen daran verhindert, im J. 1767 zu Cherenton, dem Tode in die Arme sank.

Cramer, (Hs. Rudolf,) Archidiakon und Chorherr in Zürich, wo er 1743 geboren wurde. Sein Vater, Professor der Theologie, der schon in der Kindheit und ersten Jugendjahren seines Sohnes treffliche Geistesanlagen und viel Wißbegierde an demselben wahrgenommen hatte, versäumte nichts, dieselben zu pflegen. Er wurde daher, als sich seine Fähigkeiten auf eine vielversprechende Weise entwickelten, den Wissenschaften gewiedmet, und zum Besuche des Gymnasiums angehalten, auf welchem er späterhin das Studium der Gottesgelehrsamkeit zu betreiben anfieng. 1764 wurde er ordinirt, begab sich darauf zu seiner weitern Ausbildung auf eine literarische Reise, und hielt sich einige Zeit in Lausanne, Genf, Lyon, Paris, Straßburg und Basel auf. Nach seiner Rückkehr nach Hause nahm er thäthigen Antheil an der Stiftung der ascetischen Gesellschaft, und war der erste Aktuar derselben. Sowohl um diese als wie um die physikalische, von welcher er ebenfalls ein sehr thätiges Mitglied war, erwarb er sich unbestrittene Verdienste. 1773 wurde er zum Professor der hebräischen Sprache, nachher zum Diakon, und 1791 zum Archidiakon und Chorherr am Großmünsterstift erwählt. Nicht nur wurden seine Predigten wegen ihres gemeinverständlichen, leichten und populären Tons gerne gehört, sondern man liebte und schätzte diesen für alles Gute glühenden und wirksamen Mann noch auch um seiner übrigen musterhaften Amtsführung willen. Denn so angebaut und gebildet sein Geist war, so gebildet und schön war auch sein Herz. Offen jedem edeln menschlichen Gefühle, den Gefühlen der Freundschaft und Theilnehmung, den Gefühlen des Mitleids und der wohlthuenden Liebe, so wie den Gefühlen der Religion, die ihn vorzüglich belebten, fand er in fleißigem Krankenbesuche, und in antheilnehmender Belehrung gefangener Missethäter seine höchste Pflicht, was ihm zwar keinen glänzenden Ruhm, doch den reichlich lohnenden Beyfall aller Guten und Edeln, die eine solche Pflichttreue zu schätzen wissen, zusicherte.

An diese seine ächtchristlichen Bemühungen um die Wohlfahrt Trostbedürftiger von allen Klassen, reihte sich noch eine andere Sorge, nemlich die für Arme und Hülflose, gegen welche er seine Pflichten mit der strengsten Pünktlichkeit zu erfüllen bemüht war, und sich weder Zeit noch Mühe reuen ließ, wo er zu ihrer Erleichterung etwas beyzutragen wußte. Seine Gelehrsamkeit war nicht oberflächlich, sondern gründlich. Die ältere und neuere Literaturgeschichte, in wiefern sie seinem Hauptstudium, der Theologie, am nächsten lag, hatte er sich vollkommen eigen gemacht. Sein Vaterland liebte er innig und von dem helvetischen Gesellschaftsvereine war er eine vorzügliche Zierde. Er starb im Wintermonde 1794. Von ihm befindet sich im Drucke: Lebensgeschichte ehemals gefangener Missethäter, als ein Anhang zur Unterhaltungen von Missethätern. 8. Zürich 1772. Unterricht über den Landbau in einem Gespräche zwischen einem erfahrnen Landmann und einem Bauernknaben, zum Gebrauch der Landschulen. 8. Zürich 1774.

Curty, (Emanuel,) Landschaftmaler, geb. zu Freyburg 1750. Er fühlte schon in zarter Jugend das Bedürfniß, alle Gegenstände, welche sein reges Gemüth ansprachen, zu zeichnen, so gut es damals gehen wollte. Seine unvermöglichen Eltern kannten des Jünglings natürlichen Talente nicht; sich selbst überlassen, bildete er sich durch anhaltenden und unermüdeten Fleiß selbst, wobey ihm seine leidenschaftliche Liebe für die Kunst wesentliche Dienste leistete. Wo er nur einen Kupferstich oder Gemälde fand, erbat er sich solches zum Kopiren; meistens zeichnete er aber getreu, oft nur zu knechtisch, nach der Natur, wozu ihm die malerischen Umgebungen seiner Vaterstadt reichlichen Stoff gaben. Emsig studirte er auch die herrliche kraftvolle Alpenwelt des Greyerser-Landes, von dem er nie anders als mit Begeisterung sprach. Er malte seine Land-

schaften fast immer in Aquarell, selten in Gouache; doch war er in der Farbenmischung nicht allezeit glücklich, so daß der Ton vieler seiner Gemälde ganz verfehlt ist. Hingegen gelangen ihm seine zahlreichen Ansichten des pittoresken Thales Gotteron bey Freyburg, und hin und wieder die kleinern Prospekte dieser Stadt in Wasserbleystiftmanier vorzüglich. Hierin war er eigentlich Meister; auch beschäftigte er sich gern mit denselben, besonders wenn sie für Kenner bestimmt waren, die sie zu würdigen wußten. Eine große Menge seiner Landschaften kam nach England, da er sich bey einem zu Avenches verstorbenen Engländer, Lord Northampton, lange aufgehalten hatte, nach dessen Tod seine Erben seine Gemälde mit nach England genommen haben. Curty war ein ganz einfacher, anspruchloser, gefälliger Mann. Allein gebrach es ihm an wissenschaftlicher Bildung, nicht aus Mangel an Anlagen, die er im Gegentheil in hohem Grade besaß, sondern weil er nie gereiset war, und Freyburg die Stadt nicht ist, wo die Musen geweihte Altäre haben, und er sonst keine Gelegenheit fand, sich dieselbe zu verschaffen. Er gab Privatunterricht im Zeichnen; es mangelte ihm aber an der Mittheilungsgabe seiner mühsam erworbenen Kenntnisse, was bey den meisten Zöglingen der Natur, die keine wissenschaftlichen Vorkenntnisse besitzen, der Fall ist. Er starb den 9. Januar 1813.

Dangel, (Januar,) Prälat zu Rheinau, geb. zu Münster im Kant. Luzern 1725. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er in dem Kloster Rheinau, wo er auch dem Benediktinerorden sich verpflichtet hatte. Mit einer großen Belesenheit in den besten Schriften verband er sehr tiefe und richtige Einsichten in die Philosophie, hegte viel Neigung zu den schönen Wissenschaften, und erwarb sich als trefflicher Tonkünstler einen nicht unbedeutenden Namen. Was er

über die Kunst schrieb, und seine herausgegebenen Kompositionen, fand großen Beyfall und gute Aufnahme. 1758 wurde er mit der Abtswürde von seinen Konventbrüdern beehrt, sorgte in den Hungerjahren von 1770 und 1771, als Vater für die Unterthanen seines Gottshauses, beendigte einen mehr als hundertjährigen Zwist zwischen Rheinau und St. Blasien, und starb am 4ten April 1775. P. Mauritz Hohenbaum Vandermerr in seiner Geschichte von Rheinau, sagt von ihm: „Ein Herr von durchdringendem Verstande „und großer Gelehrtheit, der den Büchersaal mit vielen neu„en Büchern vermehrt hat. Seine angeborne Milde und „Gutthätigkeit machten ihn bey jedermann beliebt.“

Dennler, (Andreas,) bernischer Landarzt, geb. zu Langenthal 1756. Als der Sohn wohlhabender Eltern wurde an seiner häuslichen Erziehung zwar nichts versäumt, sein empfangener Schulunterricht war aber so beschaffen, daß, als er die Schule verließ, er erst die Kenntnisse sich erwerben mußte, welche er in dieser hätte erlangen sollen. Zum Landarzte bestimmt, verschaffte er sich seine Berufsbildung in Deutschland, hauptsächlich in Wien, wo er sich eine geraume Zeit aufhielt. Nach seiner Heimkehr im J. 1785 gewann ihm seine Geschicklichkeit bald Ruf und Ruhm, und seine praktischen Arbeiten häuften sich mehr und mehr. Inzwischen erfuhr dieser Mann die sonderbarsten Schicksale. Als ein höchst origineller Kopf, der alles, was er war, allein durch sich selbst war, ergoß sich sein üppiger Witz, mit welchem die Natur ihn ausgestattet hatte, über Personen und Gegenstände, welche zu schonen ihm die Klugheit würde gerathen haben. Als Feind aller Ziererey, alles Blendwerks, aller Volkstäuschung, alles stolzen Aristokratenthums in geistlichem oder weltlichem Gewande, ward er in der Vertheidigung des Gerechten, Wahren und Vernunftmäßigen oft roh, beleidigend, und Leute von eben nicht scharfen Sinnen muß-

ten seine Pointen auf den ersten Stich fühlen. Was Andere nur von Weitem zu bespotten sich nicht unterstehen durften, bekämpfte er mit seiner satyrischen Laune, oder wusch es mit scharfer Lauge. Diese seine Amphibolien, Anspielungen und Stichelreden zogen ihm viele Feindschaft, vielerley Verfolgungen, selbst obrigkeitliche Bestrafungen zu, da er sie in mehrern von ihm herausgegebenen schriftlichen Aufsätzen sogar zu Tage gefertiget hatte. Einen solchen schriftstellerischen Gang versuchte er im J. 1799, nicht über Politik — das damalige allgemein getaumelte Steckenpferd — sondern über eine merkwürdige Idee aus der Philosophie, nemlich das uralte Emanationssystem, über welches er als Arzt und Psychrolog, in humoristischer drollichter Einkleidung eine neue Hypothese posthumer Belohnungen und Strafen entwickelte. Dieser Schrift gab er den auffallenden Titel: Die ganze Natur, Himmel und Hölle in einer Nuß ꝛc. theils aus Laune, theils aus der in der Schriftstellerwelt so bekannten Gewohnheit, im Titel wenigstens etwas Neues, Auffallendes zu sagen, wenn auch allenfalls im Buche nichts wäre. Seiner Homilie über ein Wort des Diogenes von Synope, ist das Gepräge der Genialität unverkennbar aufgedrückt, und ein reicher nie versiegender Strom von sinnvollen, launigen und witzigen Einfällen zieht sich durch's Ganze, so daß man glauben sollte, der Verfasser habe bald die Manier des humoristischen Jean Paul, bald die des Satyrikers Swift annehmen wollen; obgleich nichts entschieden gewisser ist, als daß Dennler den Swift nur aus einer alten Uebersetzung, und den Jean Paul gar nicht kannte, also ohne Vorbild war. Das letzte Produkt seines Genies war eine unter der erdichteten Firma: London 1817 ausgegebene Schrift: Bürger Quixots aus Uechtland sämmtliche Werke, cum permissione superiorum, erster Band; die einen Grundriß zur Wiederherstellung der Erziehungskunst der Vorwelt; erste Ideen zur Begründung einer allgemeinen Diätetik, und An-

deres enthält, in welchem mit treffendem Witz und Groteskdrolligem, auch Niedrigkomisches und Ekelhaftplumpes vermischt ist. Sein Fensterladenprozeß im J. 1808, den ein ihm aus einem Kupfer von Rabeners Satyren, Berner-Ausgabe, kopirtes anstößiges Gemälde, das er an vier Fensterladen seines Hauses hatte anbringen lassen, zugezogen, und ihm Geld- und Thurmstrafe verursachte, hatte Beydes, ihn und seine Schriften noch bekannter gemacht, aber deßwegen keine Veränderung, weder in seinen Ansichten noch Grundsätzen bey ihm hervorgebracht, weil er das, was er war, aus Ueberzeugung gewesen war. Ungefähr vier Wochen vor seinem im Frühling 1819 erfolgten Tode, als er an der Wiedergenesung verzweifelte, bestellte er seinen Sarg, der von da an seinem Sterbebette beständig gegenüber stehen mußte, und verordnete: er wolle nicht in gute Leinwand gehüllt seyn, als unnützen Prunk; sondern man solle seinen Leichnam in altes Packtuch wickeln, dann im Sarge denselben mit Glasscherben umgeben, und so jeden Raum im Sarge mit zerbrochenem Glase ausfüllen. Den Titel von Hallers Buche: Restauration des Staatsrechts rc. solle man so in den Sarg legen, daß er mit einem Theil des Körpers darauf zu liegen komme, den man nicht gerne nennt. Zu seinen letzten Arbeiten gehört ein Gedicht und eine Grabschrift auf sich selbst, welche Beyde er in seinem Verhaft zu Thorberg verfertiget hatte.

Diesbach, (Niklaus Albert von,) Exjesuite, gebürtig von Bern. Sein Vater war Mitglied des innern Raths dieser Republik und geachteter Staatsmann, der seinen Söhnen, von welchen dieser der Zweytälteste war, eine treffliche Erziehung gab. Dieser brachte eilf Jahre bey einem piemontesischen Schweizerregiment, das in der Folge den Namen Rochmondet trug, als Offizier zu, als er aus Anlaß (sagt man) einer Liebe katholisch wurde, und

nach dem Verluste seiner geliebten Gattinn sich sogar in den Jesuitenorden aufnehmen ließ. Nun lernte er erst Latein, studirte von Grund aus, und würde ein wirklich gelehrter Theologe. Ganze Reisen that er, um die Bedürfnisse einer einzigen Seele zu befriedigen. Was er hatte, gab er den Armen. Wenn er aus der Schweiz seine Gelder bekam, hatte er in wenigen Tagen nichts mehr. Seit der Aufhebung der Jesuiten hielt er sich mehrentheils zu Wien auf, wo er bey Hofe wohl gelitten war, und bey der Monarchie Maria Theresia, um seiner Tugenden willen, hohe Achtung und unumschränktes Zutrauen genoß. Ohne Zweifel würde er auch unter diesen günstigen Verhältnissen zu den höchsten geistlichen Würden emporgestiegen seyn, wenn sein Demuthssinn bey ihm nicht vorherrschendes Gefühl gewesen wäre. Während des Kampfes der Kantone Bern, Freyburg und Solothurn mit den fränkischen Phalangen zur Abwehrung der Revolutions-Katastrophe, befand er sich zu Freyburg in der Schweiz. Er war mit bey dem eidgenössischen Waffenkorps, das am 3. März 1798 bey Freyburg unterlag; da denn die französischen Soldaten, weil er die Verwundeten immer ermahnte, mit Kolbenstössen und Säbelhieben ihn so zurichteten, daß der 70jährige Greis hinfiel und ein Strom von Blut von ihm floß. Ein Offizier, der ihn sah, hatte Mitleiden mit ihm, und hielt die Unmenschen ab. Doch, da er sich nach der Stadt schleppte, wurde er noch sehr empfindlich mißhandelt. Nach einiger Erholung machte er sich wieder auf, in die Spitäler, sterbenden Bernern und Freyburgern den letzten Trost einzusprechen, und ihre letzten Aeusserungen zu empfangen. Nun begab er sich wieder nach Wien, wo er im folgenden Jahr 1799 starb. Nach Johann von Müllers Schilderung seiner Person und Karackters, war er ein im Aeusserlichen den alten heiligen Religiosen, wie man sie malt, vollkommen ähnlicher, imposanter aber salbungsvoller Mann, voll Festigkeit, der Friede Gottes in ihm, eine unermüdete Thätig-

keit bis in die letzten Stunden seines Lebens. Er hinterließ 55 Kreuzer, aber einen Schatz guter Werke und den Eindruck großer Tugenden bey Allen, die ihn gekannt haben oder seinen Solitaire chrétien lesen.

Dörflinger, (Wilhelm Xaver,) Pfarrer zu Rickenbach im Kanton Luzern, geb. im solothurnischen Dorfe Fulenbach 1746. Sein Vater Jakob, ein gemeiner Landwirth, erneuerte sein Heymathrecht zu Münster im Aargau im J. 1730, wo das Geschlecht Dörflinger zu den Aeltesten gehört, und manchen verdienten Geistlichen unter seinen Vorfahren zählte. Früh erwachte bey dem jungen Dörflinger die Neigung zum Studiren, und rastlos bemühte er sich, das Ziel seiner Bestrebungen, den geistlichen Stand, zu erreichen. Zu Solothurn und hernach zu Luzern für denselben gebildet, und nachdem er die Priesterweihe erhalten hatte, wurde er im J. 1772 Helfer bey St. Stephan zu Münster, und 1792 Pfarrer zu Rickenbach. Vermöge seines milden und sanften Karackters und seines reinsittlichen Wandels ward er zum Seelsorger wie geschaffen, und genoß daher großer Achtung. Seine Mußestunden brachte er in der Erforschung vaterländischer Alterthümer und Geschichten zu, erwarb sich darin ausgezeichnete Kenntnisse, und leistete in der Entzifferung archivischer Schriften und fast unlesbar gewordener Urkunden, bey mehrern Anlässen nützliche Dienste. Er hatte überdies viele Lust zur Zeichnungskunst und Mälerey, wovon seine schweizerischen Wappenbücher und Stammtafeln sprechende Beweise sind. Hätte ihm das Schicksal die den Fleiß begünstigenden Vortheile, Vermögen, Unterstützung, Anleitung und Aufmunterung zubereitet gehabt, so hätte er sich wahrscheinlich zum ausgezeichneten Künstler erhoben. Es gebrach ihm weder an Anlagen noch Neigung dazu. Er starb den 7. April im J. 1799.

Dürler, (Jost Xaver,) Ritter des St. Ludwigordens, Oberst und Hauptmann bey der schweizerischen Leibwache in Frankreich, geb. zu Luzern aus einer alten adelichen Familie, 1746. Er wiedmete sich frühe den Waffen und kam im achtzehnten Jahr seines Alters, 1764, als Unterlieutenant zu dem franz. Schweizergarde-Regiment, bey welchem seine Kenntnisse und seine Talente ihn schnell emporsteigen ließen; denn schon im J. 1769 ward er Unteraidemajor, bekam 1776 Oberstlieutenants-Kommission, und im J. 1780 die Kompagnie seines Schwiegervaters, des Generallieutenants Barons von Zur-Lauben, bey der Schweizergarde mit dem St. Ludwigskreuz. Nach der Auflösung und Entlassung der Schweizerregimenter aus franz. Diensten, kehrte er nach Hause zurück. Allein sein militärischer Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben. Als entschiedener Feind der franz. Revolution bot er England seine Dienste an, welche von dieser Krone angenommen wurden. Im J. 1795 errichtete er in ihrem Solde, jedoch ohne Bewilligung der eidgenössischen Stände, ein eigenes Regiment unter dem Namen von Royal-étranger, das aus Schweizern von verschiedenen Kantonen gebildet war, und seinen Sammelplatz in der vorderöstreichischen Stadt Konstanz hatte. Es wurde dasselbe nach Gibraltar zur Garnison bestimmt, wohin es seinen Marsch durch Italien genommen hatte. Unterwegs zu Verona, im Jänner 1796, erklärte der französische Kron-Prätendent, Graf von Provence, den Oberst Dürler zum Marechal de Camp, nachdem er ihm viele Zusicherungen von seiner Huld und Achtung für seine Verdienste gegeben hatte. Von Gibraltar kam sein Korps nach Egypten, wo er in den ersten Tagen des Weinmonds 1802, unfern der Pompejussäule nahe bey Alexandrien, im 56. Altersjahr, erschöpft von Anstrengungen in den vielfältigen Kriegsstrapazen zu Wasser und zu Lande, starb, ohne sein Vaterland, das er innig liebte, wiedergesehen zu haben.

Dulliker, (Heinrich Ludwig,) Oberstlieutenant in kaiserl. französischen Diensten, geb. 1768 zu Luzern, von Eltern, die eben so durch Rechtschaffenheit als patrizisches Ansehen ausgezeichnet waren. Bey seiner Erziehung wurde vorzüglich auf Bildung des Verstandes, Karackterfestigkeit und Vaterlandsliebe gesehen, wodurch der Jüngling in jeder künftigen Laufbahn sich Achtung gewinnen sollte. Seine Neigung zum Kriegsstande, unterstützt von allen dazu erforderlichen Eigenschaften, ließ ihn als Unterlieutenant zu dem französischen Schweizerregiment von Sonnenberg treten. 1785 wurde er in den großen Rath seiner Vaterstadt aufgenommen, erhielt nach zehn Jahren, nach Entlassung seines Regiments aus französischem Solde, die Stelle eines Gerichtschreibers zu Luzern. 1799 den 1. Hornung trat er als Hauptmann einer Fuselier-Kompagnie zur zweyten helvetischen Halbbrigade, kam in der Folge in dieser Eigenschaft zu dem ersten Schweizerregiment und machte mit demselben die Kriegszüge in Kalabrien mit, wo er sich in dem Treffen zu St. Euphoria mit Ruhm bedeckte. In dem unvergeßlichen Feldzuge Napoleons nach Polen und Rußland im J. 1812, hielt er an der Beresina mit gleich großer Tapferkeit als Geschicklichkeit die Annäherung des Feindes mit einem kleinen Korps muthvoller Schweizer auf, starb aber bey dieser Gelegenheit den schönen Tod des Helden.

Eberhard, (Kaspar,) Pfarrer zu Wyla im Kant. Zürich und Dekan, geb. zu Zürich 1749. Den ersten Grund zu seinen Studien legte er bey seinem Vater, der Pfarrer zu Kirchberg im Toggenburg war. Nachdem er sich auf dem zürcherschen Gymnasium frühzeitige gute Kenntnisse in den Schulwissenschaften und alten Sprachen erworben hatte, wiedmete er sich der Theologie, und verschaffte sich eine so gründliche Kenntniß in allen Theilen derselben, daß er im J. 1771. mit großem Lob die Prüfungen für den Prediger-

stand passirte. 1786 wurde er zum Helfer, und in demselben Jahr zum Pfarrer in's Turbenthal ernannt. 1796 erhielt er die Pfarrstelle zu Wyla. Da ihm die Beförderung des Schul- und Erziehungswesens besonders anlag, wodurch er, so wie durch seine literarischen und pädagogischen Kenntnisse sich in einen vortheilhaften Ruf gesetzt hatte, so bemühte sich die Regierung, diesem brauchbaren Mann, bey der Reform des Landschulwesens in ihrem Kanton, einen größern Wirkungskreis anzuweisen, und man übertrug ihm im J. 1803 das Schulinspektorat des 3ten Schulkreises des Bezirks Uster. 1805 wurde er Kammerer, und 1808 Dekan des Elgauer-Kapitels; zugleich auch Mitglied des großen Kirchenraths. Er starb im März 1811. Eberhard besaß das Wohlwollen, die Achtung und das Vertrauen seiner Kollegen in vorzüglichem Grade; war munter und froh in gesellschaftlichem Kreise, ohne es zuzugeben, daß in seiner Gegenwart Fröhlichkeit zur Ausgelassenheit werden, oder Scherze die Grenzen der Anständigkeit und Pflicht überschreiten durften. Das Wenige, das von ihm im Drucke erschienen ist, nemlich, eine ascetische Rezension über Pfenningers Abhandlung von dem Dogmatisiren auf der Kanzel, im 2ten Heft der Beyträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, zeigt schon genug, in welchem Geiste und Ton er die göttlichen Wahrheiten vorgetragen wissen wollte.

Eberstein, (Christian Franz Karl, Freyherr von,) Domprobst des Hochstifts Basel. Aus einem alten freyherrlichen Geschlechte entsprossen, genoß er auch eine seinem Stand angemessene vortheilhafte Erziehung, welche ebenso geeignet war, zur Entwicklung seiner vorzüglichen Geistesanlagen beyzutragen, als der akademische Unterricht, den er sich auf mehrern katholischen Hochschulen Deutschlands und in Frankreich hatte geben lassen. Ausser

4 *

seiner allgemeinen Liebe zu den Wissenschaften, zeigte sich schon frühzeitig und bestimmt in ihm die Neigung zu dem Studium der alten Klassiker, welchem er in seinen Mußestunden bis an das Ende seines Lebens mit Vorliebe oblag. Dabey las er auch das Beste, was die neuere Literatur darbot. Vertraut mit dem Klassischen aus der Vorwelt, so wie der spätern Zeiten, waren alle seine Aufsätze, die er am liebsten in lateinischer Sprache verfaßte, Früchte eines ausgereiften Geistes und Zeugnisse seiner zum Dienste der Musen empfangenen Weihe. Im J. 1744 erhielt er eine Domherrnstelle zu Arlesheim, wurde 1761 Domkustos, 1783 Großdekan und 1788 Domprobst. Die tumultuarischen Auftritte in den bischöflich-basslerischen Landen zu Anfange des letzten Jahrzehends im verflossenen Jahrhundert, und die nicht lange hernach erfolgte französische Besitznahme derselben, zwangen auch ihn, mit dem Domkapitel auszuwandern. Seinen Aufenthalt nahm er bald zu Freyburg, bald zu Basel. Von der Regierung dieser letztern Stadt wurde ihm die einträgliche Probstey Istein übertragen. Seine letzten Lebensjahre brachte er auch vollends in Basel zu, und lebte ganz einfach und still im Umgange mit edeln Männern und Freunden, so wie in einer fortgesetzten Kultur der Wissenschaften, ein geräuschloses Leben. Diese Letztern boten ihm auch wirklich die beste Entschädigung für den Verlust so mancher äussern Vortheile dar; daher er bey zufälligen Gesprächen von den politischen Ereignissen und dem sonderbaren Gange, um sie zu vergessen, des großen Römers goldene Stelle zum Lobe der Wissenschaften gern wiederholte: Secundas Res ornant, adversis Perfugium ac Solatium præbent, und dadurch ein Mittel aussprach, das zur Aussöhnung mit dem Schicksal das Wirksamste wäre, zum wenigsten die Schläge desselben am besten vergessen macht. Am 30. Jänner 1797 starb der verehrte Greis 76 Jahre alt, und wurde ohne Leichengepränge auf dem Todtenacker des katholischen Dorfs Stetten zwischen Basel und Lörrach beerdiget. Sein

Nachruhm, daß er eine Zierde des aufgelösten baslerischen Domkapitels war, ist unstreitbar; aber ebenso wahr ist es auch, daß, wenn seine Meynung von seinen Mitkapitularen, noch zur Zeit, wo unglückliche Vorbedeutungen für die bischöfliche Herrschaft eintraten, gehörig gewürdiget worden wäre, die Bemühungen für ihre Erhaltung, wahrscheinlich den Sieg über die Umtriebe ihrer Gegner noch für einige Zeit behauptet haben würden. Erst als die Folgen verabsäumter Klugheit eingesehen und tief genug empfunden wurden, hatte man an seine Orakelsprüche glauben gelernt.

Effinger, (Georg von,) Pfarrer bey St. Ulrich in Wien, geb. zu Maria-Einsiedeln 1748. Er wuchs in den Begriffen auf, die sich von den Verhältnissen des Orts und der Zeit denken lassen, und wählte den klösterlichen Beruf, als Kapitular des alten Benediktinerstifts Pfeffers im St. Gallenschen Bezirk Sargans. Daselbst erwarb er sich alle die Kenntnisse, welche aus den dortigen Musenquellen zu schöpfen sind, wurde in der Folge Professor der Rhetorik, hernach der Theologie und dann Bibliothekar. Im J. 1797 erhielt er die Pfarrstelle zu Valens, unweit Pfeffers, und kurz darauf jene zu Quarten am Wallenstadtersee, auf welchen Beyden er sich in dem Rufe eines kundigen Seelsorgers sich behauptete. Eben zur Zeit, als er diese letztere Pfarre bekleidete, erschien die Revolution, welche die Schweiz bis zu den äussersten Enden erschütterte und ihre Grundsätze bis in den Schooß der Alpenthäler trug. Effinger, der einen unsterblichen Haß gegen Frankreich athmete, hatte schon vor ihrem Ausbruche, die Gemüther seiner Pfarrgenossen, in seinen Predigten, wider dieselbe eingenommen, und kein Mittel unversucht gelassen, seine Quarter vor Ansteckung zu sichern. Wie nun die alte Ordnung der Dinge der neuen Schöpfung den Platz räumen mußte, und die helvetische Regierung zu herrschen begann, ent-

brannte sein Zorn noch heftiger gegen die Patrioten, und nicht nur unterzog er sich keinerley Befehlen und Verordnungen, die ihm zur öffentlichen Bekanntmachung zugestellt wurden, sondern er suchte auch durch die Macht seines Ansehens und seiner natürlichen Beredtsamkeit das Volk in seiner Pfarre sowohl als in der Umgegend in ewiger Gährung zu erhalten, da er dasselbe den Fall der Altäre fürchten ließ. Im J. 1799 brach der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich in neue Flammen aus; Effinger faßte den verwegenen Gedanken, Kundschafter und Führer der Oestreicher in seinen Umgebungen zu werden, und führte denselben wirklich mit vielem Glücke aus. Darüber ward aber das Kloster Pfeffers mißvergnügt, daß die Verluste der Franzosen, zu welchen er so Vieles beygetragen, ihm möchten angerechnet, und ihm deßwegen Leiden und Lasten mehr, als es zu tragen vermöge, aufgebürdet werden. Als das Glück dem östreichischen Genius bald wieder seinen harten Rücken kehrte, mußte Effinger, um dem furchtbaren Zorn der erbitterten Sieger zu entrinnen, nach Oestreich auswandern. Ganz ohne Reisemittel verließ er die Heymath und seine Pfarre; allein der Ruf von seinen den Oestreichern geleisteten Diensten flog schnell vor ihm her, überall fand er in den Klöstern bereitwillige Aufnahme, Unterstützung und Forthülfe, und langte im Sommer 1800 in Wien an. Unter dem Namen des braven geistlichen Schweizers von Quarten, wurde er dem Kaiser und seinem ganzen Hause vorgestellt, huldreich empfangen und ehrenvoll ausgezeichnet; denn sein Eifer hatte ihn dem Monarchen und seinem ganzen Hofe theuer gemacht. Die ersten Familien drängten sich zu dem Konversationszirkel Effingers, wobey es nicht an Diners, Lustfahrten und andern Vergnügungen, die man ihm verschaffte, mangelte. Alles wollte in der Kaiserstadt den Schweizer sehen und sprechen, und er wurde bald der Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Mit dem Eintritt des Jahrs 1801 bekam er die weitschichtige

Pfarre St. Ulrich in der Wiener-Vorstadt Mariatrost. Jetzt mußte Alles dazu beytragen, ihn in diesem seinem neuen Wirkungskreis zu verherrlichen, und seiner Eigenliebe zu schmeicheln. Schon sein berühmt gewordener Name setzte ihn in hohe Achtung, aber noch mehr gewann ihm seine derbe Schweizerart zu predigen einen solchen gewaltigen Zulauf von allen Gemeinden und Vorstädten, aus der Hauptstadt und aus Orten ausser der Linie, daß oft, wer nicht eine Stunde zuvor kam, in der großen geräumigen Kirche keinen Platz mehr fand. Vornehme Leute sandten nach ihm, ihre Häuser mit einem Besuche zu beglücken; manche baten auf den Knieen, daß er in ihre Wohnungen zum Beichten kommen möchte; Ungläubige wollten auf dem Sterbebette verzweifeln, und von keinem Priester wissen; der Schweizer ward gerufen, und sie wurden durch ihn dem Himmel gewonnen. Wie noch kein Kanzelredner in Wien, hatte Effinger allgemeinen Beyfall gefunden; aber auch noch kein Schweizer hatte sich so schnell aus seiner Dunkelheit erhoben wie er, und wirklich kontrastirten etwas seltsam mit diesem seinem Nimbus, seine übrigen, ausser seinem Predigertalent nicht sehr ausgezeichneten, und demselben ziemlich untergeordnete Geistesvorzüge, welche ihn sonst, ohne diesen besondern Glücksstern, die gewöhnliche Laufbahn eines Klostergeistlichen hätten vollenden lassen. Aber nun gleichzeitig im Besitze der Huld des Monarchen und der Großen seines Hofes, so wie einer an Bewunderung gränzenden Zuneigung des Volks, bot dieser Mönch in seinen sich ihm so günstig fügenden Schicksalen ein besonderes Interesse dar, in wiefern man die frühern Handlungen seines politischen Partheylebens mit seiner nachherigen Berühmtheit als Prediger in einer der ersten europäischen Hauptstädte, zusammenstellt. Effinger hatte das Glück, sich oft mit dem Monarchen mündlich zu unterhalten, der ihm nicht nur mit der großen vierfachen goldenen Ehrenkette in Form und Gestalt, wie die des goldenen Vließes, nebst einem Medaillon

welches das goldene Wappen seiner Majestät, und in gleichen Buchstaben den Namen, Stand und Amt des Empfängers trug, beschenkte, und mit öffentlichem Gepränge sie ihm umhängen ließ, sondern ihm auch die Uebertragung einer seinen Wünschen zusagenden einträglichen geistlichen Stelle gnädigst zusicherte. „Seyen Euer Hochwürden so gut und „bleiben Sie gerne bey mir, ich habe viele Freude mit „Ihnen und Nutzen," antwortete ihm einst der gütige Monarch, als Effinger denselben blos um eine Pension bat, die er bey ruhigwerdenden Tagen in seinem Vaterlande genießen möchte. Wahrscheinlich würde ihm auch diese Bitte bewilliget worden seyn, hätte der Tod ihn nicht am 26. Wintermonde im J. 1803 der Zeitlichkeit entrissen.

Effinger, (Franz Viktor von Wildegg,) Rathsherr zu Bern, geb. 1734. Er stammte aus einer Familie, die zu Bern seit mehrern Jahrhunderten, in Wohlstand und angesehenen Staatsbedienungen jetzt noch glänzt. Die glücklichen ökonomischen Verhältnisse seiner Eltern gewährten ihm alle Mittel zur vollendetsten Ausbildung, und sein Geist genoß auch durch weise Fürsorge seiner Eltern wirklich keine andere Nahrung, als die zur Kultur und Sittlichkeit und zu reiner alles aufzuopfernder Vaterlandsliebe entflammt. Mehrere Jahre brachte er auf der Akademie zu Lausanne und auf Reisen zu, und kehrte als erzogen und gebildet zu der künftigen politischen Laufbahn, die ihm Herkommen und Geburt gleichsam angewiesen hatten, in seine Vaterstadt zurück. Im J. 1775 wurde Effinger in den großen Rath aufgenommen, erhielt später die Verwaltung des Schultheißenamts Büren, und 1788 eine Kleinrathsstelle. Bey dem Angriffe des Vaterlandes durch die Franzosen, im März 1798, zog der vier und sechszigjährige Greis bewaffnet, gleich jenen alten römischen Senatoren, in seiner Amtskleidung, an der Seite seines Kollegen, des ehrwürdigen Schultheiß

Steiger, dem Feinde entgegen, gegen den er eine Kompagnie Grenadiers führte. Im Grauholz ward er von drey Kugeln getroffen, und als schwer Verwundeter in's Lazareth von Solothurn gebracht. Unter der Pflege eines einsichtsvollen Arztes und der ihn treubesorgenden barmherzigen Schwestern genas er. Den Seinigen wieder zurückgegeben, verwendete er, in der Stille das Unglück des Vaterlandes betrauernd, die ihm jetzt gewordene Muße zu literarischen Beschäftigungen, bey welchen die schweizerische Geschichtforschung ihn besonders angezogen hatte. Im J. 1803, als in Folge der Mediationsakte der Kanton Bern sich neu konstituirte, wurde er auf's Neue in den kleinen Rath gewählt. Ungeachtet seines hohen Alters zeigte er vorzügliche Thätigkeit für Kirche, Schulen und Wissenschaften; seine übrige Muße benutzte er, seine Lieblingsneigung, das Studium der vaterländischen Geschichte, zu verfolgen, wobey freylich sein Geist, der ganz in den alten großen Zeiten der heroischen Eidgenossenschaft lebte, für die neuern Ereignisse wenig Interesse haben mochte, sie auch bey den schmerzenden Erfahrungen, die er während denselben gemacht hatte, unmöglich liebgewinnen konnte. Als eines der stiftenden Mitglieder der schweizerisch-geschichtforschenden Gesellschaft, war er auch eines der Arbeitsamsten, und beschämte dadurch manches Andere in diesem Vereine, dem es mehr um die Ehre des Prädikats als um Arbeitsfrüchte zu thun ist. So vollendete Effinger im Umgange mit der Muse seine Tage und starb am Ende des Jahrs 1815, umgeben von der Achtung aller deren, die Schweizermuth und Eidgenossensinn zu würdigen wissen.

Egli, (Joh. Heinrich,) ein sehr geschickter Tonkünstler, gebürtig von Sengreben in der zürcherschen Pfarre Wetzikon. Er war ein Schüler des seligen Pfarrer und Kammerers Johann Schmidlins, der im J. 1772

zu Wetzikon gestorben ist, und sich als Komponist in ein ruhmvolles Andenken gesetzt hat. Egli wurde nach dem Beyspiel seines trefflichen Lehrers ein ausgezeichneter theoretischer und praktischer Tonkünstler, ein einsichtsvoller Kenner der Regeln der Harmonie oder des reinen Satzes, ein genauer Beobachter derselben, und ein Klavierspieler, der allgemein bewundert wurde. Seine Kompositionen haben großen Werth, und sind daher sehr beliebt. Er hielt sich meistens in Zürich auf, wo er Unterricht in der Tonkunst gab, und manchen geschickten Schüler zog. Er starb im J. 1811. Von seinen herausgegebenen Kompositionen, sind folgende vorzüglich beachtenswerth:

Musikalische Blumenlese für Liebhaber des Gesangs und Klaviers. gr. 8. 1785.

Singkompositionen mit Begleitung des Klaviers. gr. 8. 1786.

Schweizerfreyheitsgesang von Ambühl in Musik gesetzt. 4. 1789.

Gellerts geistliche Oden und Lieder mit Choralmelodien. 8. 1789.

Lieder der Weisheit und Tugend zur Bildung des Gesangs und Herzens. 4. 1790.

Escher, (Joh. Georg,) Vizepräsident des zürcherschen Obergerichts, geb. zu Zürich 1745. Schon als Jüngling gewann er sich durch gefälliges edles Betragen, besonders aber wegen seines glücklichen Fortschreitens in Künsten und Wissenschaften die Freundschaft der gebildetsten und achtungswürdigsten unter seinen Mitbürgern. Nachdem er sich auf dem Lyzeo seiner Vaterstadt und auswärtigen hohen Schulen zum Dienste des Staates vorbereitet und sich der Rechtsgelehrtheit beflissen hatte, wurde er bey seiner Rückkehr nach Hause zum Landschreiber von Altstätten erwählt, kam 1775 in den großen Rath, erhielt 1779 die Landvog-

tey Grüningen, und 1788 als Zunftmeister Zutritt in den kleinen Rath, in welchem er wegen vorzüglichen Fähigkeiten wichtigen Antheil an allen öffentlichen Geschäften hatte. Nach der Auflösung der alten Ordnung der Dinge bekleidete er von 1800 bis 1802 eine Richterstelle bey dem zürcherschen Kantonsgericht, und nachdem die jetzige Verfassung eingeführt worden, trat er als unmittelbar gewähltes Mitglied in den neuen großen Rath, wurde Oberrichter und zugleich zum Vizepräsident des Obergerichts erwählt. Er starb aber schon im folgenden Jahr 1804. Seine großen Tugenden und Eigenschaften, seine staatsbürgerlichen Verdienste und seine vorzüglichen Kenntnisse in der Rechtsgelehrtheit, machten seinen Verlust als Vizepräsident des Obergerichts, diesem hohen Tribunal beynahe unersetzlich, und jeder seiner Mitbürger beklagte seinen frühen Hinschied innigst.

Escher, (Hans Konrad, von der Linth,) zürcherscher Staatsrath und Präsident der Linthaufsichts-Kommission, geb. in Zürich 1767. Nicht sein Stand, seine Herkunft allein, sondern die wissenschaftliche Ausbildung seiner trefflichen Anlagen, der Reichthum seiner erworbenen Kenntnisse unterschieden ihn bald vor vielen seiner Altersgenossen; sein Genie hatte sich frühe genug entfaltet, daß niemand, der ihn beobachtete, an der Möglichkeit zweifeln konnte, er werde einmal irgend ein großes Ziel erreichen. Von seinen wissenschaftlichen Studien hatten ihn Mineralogie und Geognosie vorzugsweise angesprochen. Als Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Zürich, über welche sich sein Einfluß frühe auszudehnen begann, hat er in einer langen Reihe von Jahren in seinen derselben gelieferten vielen gehaltvollen Arbeiten einen Naturforscher nachgewiesen, welcher den Forderungen und Bedürfnissen der Wissenschaft zu entsprechen im Stande sey. Von 1794—1797

bekleidete er das nicht unwichtige Aktuariat des mathematisch-militärischen Vereins ebenfalls in seiner Vaterstadt, welchem er ausser mehrern praktischen Arbeiten, hochschätzbare Abhandlungen einreichte, wovon einige die militärisch-topographische Beschaffenheit verschiedener Grenzgegenden der Schweiz betreffen. Die Revolution der Schweiz hatte ihn 1798 dem Staatsdienste zugeführt; er wurde Mitglied der Landeskommission, und als solches nach Basel abgeordnet, einige Vorstellungen wegen der neuen helvetischen Konstitution zu machen. Ohne Revolutionär zu seyn, machte ihn seine Popularität zum Mann des Volks, und die zürchersche Wahlversammlung ernannte ihn zum Mitgliede des großen Raths der neuen Republik, in welchem er einer der fünf Schreiber war, welche am 12. April erwählt wurden, die Vollmachten der sämmtlichen Volksrepräsentanten zu untersuchen. In der Folge sah er sich beynahe in alle Komitees versetzt, deren Vorberathungsgegenstände von Bedeutung waren, da seine staatsbürgerlichen Tugenden, seine bewährte Vaterlandsliebe und seine ausgezeichneten Fähigkeiten ebenso viele Titel waren, um ihn in solche zu rufen, und seine thätige Mitwirkung zur Berathung wichtiger Staatsinteressen in Anspruch zu nehmen. So wurde ihm auch, nebst dem Repräsentanten Haas von Basel, der späterhin angenommene Entwurf zu der Landeseintheilung der Republik aufgetragen. Sowohl seine Staatskunde und seine damit verbundene Fertigkeit in allen dahin einschlagenden Berechnungen, als seine beurtheilende Einsicht und die Freymüthigkeit, mit welcher er sich gegen die Ausbrüche des polternden Partheygeistes erhob, ehrten ihn allerdings in den Augen der wahren Vaterlandsfreunde, erwarben ihm aber auch wieder manchen scheelen Blick von der Parthey der tobenden Patrioten, von welchen Viele in ihm einen verkappten Aristokraten witterten. Er wurde zwar am 1. August 1800 aus dem großen Rath ausgeloost, dagegen aber am 9. darauf in den damals neu errichteten gesetz-

gebenden Rath aufgenommen, nachdem er seine Erwählung in den Vollziehungsrath beharrlich ausgeschlagen hatte. Als am 27. und 28. Weinmond 1801 eine neue Regierungsveränderung eingetreten war, reiste Escher nach Hause, erhielt jedoch schon am 23. Jänner des folgenden Jahrs abermals einen Ruf in den kleinen Rath der Republik, in welchem ihm mit Frisching von Bern, das Departement des Kriegswesens übertragen wurde. Allein nach wenigen Monaten (am 17. April 1802) fiel auch diesem Senate das Loos der Vertagung (Auflösung), gegen welchen Machtspruch Escher damals protestirte. Nach der Einführung der Mediationsverfassung 1803 kam er durch das Loos in den neu konstituirten großen Rath zu Zürich, und im J. 1814 in den kleinen und zugleich in den Staatsrath, in welchem er, so kritisch die Zeitläufte waren, mit zu dem festen Gang beytrug, den die zürchersche Regierung einschlug, um alle die Modifikationen und Institutionen einzuleiten, welche unmittelbar mit der beabsichteten Reorganisation der Verfassung in Verbindung standen. Escher, einmal an ausgebreitete Einwirkung in's öffentliche Leben gewöhnt, bot willig zu jedem Geschäft die Hand, wo er mit seinen mannigfaltigen großen Kenntnissen nützen konnte. So nimmt die Linthunternehmung in seinem an Thaten und Verdiensten reichen Leben die erste Stelle ein, und bot ihm eine Palme dar, durch welche sich jeder andere seiner Zeitgenossen, wenn er ihm auch an Sachkenntniß, Erfahrung und Ausdauer nicht nachgestanden wäre, in hohem Grade geehrt geachtet hätte. Ihm wurde nemlich das Präsidium jener Kommission aufgetragen, welche die Ausführung des von der eidgenössischen Tagsatzung beschlossenen und von sämmtlichen Kantonsregierungen genehmigten hydrotechnischen Plans zur Entsumpfung der Linththäler, beaufsichten sollte. Obgleich zu diesem herrlichen ausgezeichneten Unternehmen — bisher das Einzige seiner Art in der Schweiz — Hunderte von großmüthigen Eidgenossen Beyhülfe zu demsel-

ben leisteten, so daß es ein ewiges Denkmal schweizerischen Gemeinsinns und Humanität bleiben wird, so würde ohne Eschers großherzige, kräftige und einsichtsvolle Leitung, dieses Rettungswerk schwerlich sich seines jetzigen gelungenen Zustandes jemals haben erfreuen können, und es ist demnach als die edelste und schönste Frucht seiner irdischen Thätigkeit anzusehen. In diesem Gefühle hatte daher die zürchersche Regierung, nach seinem im Frühling 1823 erfolgten allzufrühen Tode, beschlossen, um das Andenken an die großen Tugenden und seltenen Verdienste des Verewigten, vermittelst eines bleibenden Akts zu ehren, seinen männlichen Nachkommen das Prädikat: — Escher — von der Linth, in allen öffentlichen Schriften beyzulegen. Dem trefflichen Manne gebührt unstreitig in der Reihe der Edelsten seiner Zeitgenossen, hinsichtlich seiner gediegenen Denkart, wie seines ungemeinen wissenschaftlichen Ruhms schon eine vorzügliche Stelle; seinem Namen verlieh aber das Linthwerk einen Glanz, daß derselbe auch von kommenden Geschlechtern nie ohne achtungsvolle Verehrung wird ausgesprochen werden.

Escher, (Hans Konrad von,) Bürgermeister des Kantons Zürich, geb. zu Zürich und gest. daselbst 1814. Mit Ernst und Sorgfalt ward über die Erziehung des jungen talentvollen Knaben gewacht, der als solcher mit ausgezeichnetem Erfolg die Schulen, und später die höhern Lehranstalten seiner Vaterstadt als Jüngling besucht hatte. Nachdem er Frankreich und Italien durchreist und im Schooße der Musen zu Lausanne einige Zeit verweilt hatte, kehrte er mit vielen Kenntnissen bereichert in seine Vaterstadt zurück, und wiedmete sich den Staatsgeschäften. Bey verschiedenen Sekretariaten, die er hierauf bekleidete, zeigte er schon die Eigenschaften, die ihn in seinen Stellen werth machten, und ihn als einen Geschäftsmann bezeich-

neten, dem Höheres und Wichtigeres anzuvertrauen sey. Im J. 1774 wurde Escher in den großen Rath aufgenommen, und 3 Jahre später zum Landvogt der Herrschaft Wädenschwyl gewählt. Noch ehe aber die bestimmte Zeit seiner Amtsverwaltung vollendet war, erhielt er 1788 von seiner Zunft den Ruf in den kleinen Rath, und bekleidete nun auch als Mitglied der Regierung vier Jahre hindurch (1790—1794) das Landvogteyamt zu Baden. In allen diesen Stellen war der vielleistende Mann ein Beyspiel unermüdeter Thätigkeit, wobey er sich durch Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit ebenso sehr als durch Güte und Popularität auszeichnete. Wie sein Scharfblick in allen Geschäftsverhältnissen eindrang, und dieselben richtig würdigte, ebenso bewunderte man auch bey ihm eine seltene Mannigfaltigkeit von Kenntnissen und eine gleich seltene Geistesstärke, wodurch er schon als Privatmann die gewöhnliche Welt würde überragt und seinen Mitbürgern sich wichtig gemacht haben. Im J. 1797 wurde er zum Standesseckelmeister erhoben; allein die Staatsumwälzung unterbrach sein noch höheres Emporsteigen. Während diesem erschütternden Sturme, der über die Schweiz ausgebrochen war, stand Escher an der Spitze der zürcherschen Munizipalität, wo seine Stellung im J. 1799 besonders Gefahr drohend wurde. Nach Verfluß dieser Prüfungsperiode, und der Einführung der Mediationsverfassung, für welche er einer der ernannten Kommissarien war, mußte er dem Glücke und der Wohlfahrt des wiedergebornen zürcherschen Kantonalstaats abermals seine Privatruhe zum Opfer bringen; man wählte ihn nemlich in den großen und kleinen Rath, wodurch ihm zum zweyten Male die Bahn aufgeschlossen wurde, auf welcher ihm der Lorbeer bereitet ward, womit das Verdienst ihn schmücken sollte. Sein schon vorgerücktes Alter hielt ihn nicht ab, jedem Rufe zu Geschäften von hoher Wichtigkeit zu folgen, und als Abgeordneter seines Kantons auf den Tagsatzungen, oder selbst im Namen der Eidgenos-

senschaft als Gesandter in dem Hauptquartier der alliirten Mächte zu Frankfurt am Mayn, im J. 1813, zu erscheinen. Diese letztere Sendung war für ihn und das gesammte Vaterland die Folgenreichste. Schon hatte er damals bey dem Kaiser von Rußland große Geneigtheit gefunden, die schweizerische Neutralität anzuerkennen, als Escher mit Wehmuth bemerkte, daß verschiedene Schweizer ihm und seinem Mitgesandten, dem Landammann Aloys Reding, entgegenarbeiteten, und jene Katastrophe einzuleiten suchten, welche wahrscheinlich, ohne die wohlwollenden Gesinnungen der Monarchen, den Umsturz der Eidgenossenschaft zur Folge gehabt hätte. In der unmittelbar darauf erfolgten Staatskrise strengte er als Mitglied der eidgenössischen Ständeversammlung alle Kräfte an, den innern Zwistigkeiten im Schooße derselben zu steuern, und jenen Bund zu Stande zu bringen, der nun dem Vaterlande seine Ruhe sichert. Im J. 1814, im Brachmonde wurde Escher zur Bürgermeisterwürde und dadurch auch zum Vorsitze bey der Tagsatzung für einige Zeit erhoben, als ihn der Tod noch in demselben Jahr dem Vaterlande schnell entriß.

Escher, (Johann,) Pfarrer zu Buch im Kanton Zürich und Dekan, geb. zu Zürich 1720. Dieser in vielen Absichten würdige, verdienstvolle Mann, der den großen Gelehrten und tiefen Denkern seiner Zeit beygezählt zu werden verdient, zeigte schon als Knabe viel Lernbegierde und zeichnete sich in den Schulen seiner Vaterstadt, die er besuchte, eben sowohl durch seine besondern Fähigkeiten wie durch gute Sitten aus. Diese seine glücklichen Anlagen zu den Wissenschaften, vereint mit dem anhaltendsten Fleiße, machten, daß er mehr noch von sich selbst, als durch Hülfe der Lehrer seine Ausbildung beförderte. Sein frühes Bestreben, ein tüchtiger Lehrer seiner Mitmenschen zu werden, hatte ihn zum Studium der alten Klassiker und zu gelehrten For-

schungen hingezogen, und den Grund, zu der in der Folgezeit seines Lebens bey ihm sich gleichgebliebenen Neigung zur ächten Gelehrsamkeit, gelegt. Besonders beschäftigte er sich mit der griechischen und lateinischen Sprache, in welchen er sich eine seltene Fertigkeit erwarb; und da sein Hauptaugenmerk die Theologie war, so waren die unwandelbaren Lehren der von Gott uns geschenkten Religion, nebst derselben mächtigen Einflusse auf das Herz und ganzes Verhalten des Christen, ein würdiger Gegenstand seiner anhaltendsten Prüfungen und Nachdenkens geworden. Neben diesen ernsthaften Beschäftigungen hatte dann auch die Geschichtkunde ein vorzügliches Interesse für ihn, und wirklich hatte er sich die ausgebreitetsten Kenntnisse von Allem, was sowohl in der bürgerlichen Welt, als in der Kirche, und im Reiche der Gelehrsamkeit, je Merkwürdiges geschehen ist, verschafft. Nicht weniger bekannt waren ihm auch alle Theile der Philosophie, wie sie von ältern und neuern Weltweisen bearbeitet, durchgedacht und berichtiget worden, und das Beyspiel aller großen Männer der Vorzeit ermunterte ihn noch zu einer genauen Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften. Im J. 1743 erhielt er die Weihe zum geistlichen Stande. Bis zu seiner Beförderung auf die Pfarre Buch am Irchel im J. 1752, ertheilte er auch talentvollen Jünglingen Privatunterricht, die er zugleich an Geist und Herz zu bilden, und durch Mittheilung von seinem nicht gemeinen Vorrath der gründlichsten mannigfaltigsten Kenntnisse, der Kirche und dem Staate zu erziehen sich bemühte. Eine Vikariatstelle, die er in der Stadt bekleidete, gab ihm Gelegenheit, seine Predigertalente öffentlich zu zeigen, und seine Predigten wurden stark und von dem denkendsten Theile des Publikums besucht. Auf seiner Pfarre lernte seine Gemeinde bald in ihm den redlichen, offnen, für das Gute so wirksamen Mann kennen, der er war, und schenkte ihm ganz ihre Liebe und Achtung Eben diese seine Vorzüge ehrten auch seine Amtsbrüder an

ihm, und übergaben ihm zuerst das Notariat, dann die Kammererstelle, und endlich das Dekanat des Winterthurer-Kapitels. Zwey vor öffentlicher Synode gehaltene Amtsreden über den Religionszustand der zürcherschen Kirche in den Jahren 1771 und 1781, und eine dritte Synodalrede über die Aufklärung, im J. 1790, sind die einzigen literarischen Arbeiten, die er dem Drucke überlassen hat, die aber den christlichen sokratischen Weisen in seiner Denkart, Beurtheilungs- und Beobachtungsweise hinlänglich in's Licht stellen. Feind von allen rauschenden Ergötzlichkeiten zog er sich am Liebsten auf seine, in sehr viele Theile der Gelehrsamkeit einschlagende Bibliothek zurück, und beschäftigte sich zuweilen gerne in seinen Erholungsstunden mit einer beträchtlich angewachsenen Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen. So wußte der vortreffliche Mann seine Zeit zwischen der Fortsetzung von ernsthaften Studien und einer edeln Liebhaberey zu theilen, bis er den 24. Hornung 1791, in seiner nützlichen Thätigkeit, vom Tode überrascht wurde.

Fäsch, (Joh. Ludwig.) Bildnißmaler von Basel, geb. gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, studirte anfangs die Rechtswissenschaft, zeigte aber zugleich eine wunderbare Geschicklichkeit, Bildnisse von bloßem flüchtigen Ansehen vollkommen ähnlich zu zeichnen, auch treffende Karikaturen zu entwerfen. Er arbeitete in Wasserfarben, meist in kleinen Figuren auf Pergament. Zu Paris hatte er vielen Umgang mit Schauspielern, nach welchen er eine Menge theatermäßiger Aktionen vorstellte, womit er sich einen so großen Ruf erwarb, daß er den häufigen Bestellungen davon nicht genugthun konnte. Auch in England fand seine Arbeit vielen Beyfall, besonders da er Garrick in mehrern hundert Stellungen abgebildet hatte. Er starb zu Paris im J. 1778.

Falkeisen, (Theodor,) Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Basel 1768. Seine ersten Studien machte er bey Holzhalb in Zürich, nachher zu Basel in der Mechelschen chalkographischen Offizin. Von da gieng er um das J. 1788 nach Paris, wo er der Leitung Karl Guttenbergs folgte. Der Lehrer, der an seinem Schüler nicht gemeine Anlagen und einen glühenden Eifer für die Kunst, verbunden mit einem großen Ehrgefühle fand, suchte diese Eigenschaften zu benutzen, und gab ihm den Tod des General Wolf nach Woollet zu kopiren. Ein solches Unternehmen von einem Jüngling, der bis dahin noch nichts Wesentliches in der Kunst geleistet hatte, mochte damals von Manchem als ein Wagestück angesehen werden. Mit unverdrossenem Muthe wurde diese Arbeit angefangen, und mit ausharrender Geduld vollendet; sie gelang auch über Hoffnung, und so, daß sie (ohne Gegeneinanderhaltung mit ihrem Urbilde) demselben bis zum Täuschen ähnlich sah. Von jetzt an nahm Falkeisen seinen Rang neben den besten Kupferstechern ein. Er gieng nun nach London, um sich in seiner Kunst noch mehr zu vervollkommnen. Allein seine Gesundheitsumstände, und wie es schien, vornemlich das Klima, nöthigten ihn, nach kurzer Zeit in das Vaterland zurückzukehren, wo er mehrere Jahre bedurfte, um sich ganz wieder herzustellen. Nach der Auflösung der Mechelschen Offizin und des damit verbundenen langberühmten Kunstverlags zu Basel, gründete er im Vereine mit einem der Kunst gleich werthen Baslerfreunde ein anderes Magazin von Kunstprodukten im Maler- und Kupferstecherfache, welches bald im In- und Auslande ausgezeichneten Ruf gewann. Im J. 1809 wurde Falkeisen zum Direktor der Waisenerziehungsanstalt seiner Vaterstadt (Waisenvater), erwählt. Dieser Stelle wußte er jene Würde zu geben, die jedes Amt mehr vom Karackter des Mannes empfängt, der es bekleidet, als es sie ihm giebt. Indem er ganz den Pflichten desselben lebte, war er wahrhaft Vater

der armen und elternlosen Kleinen, die seiner Pflege und Erziehung anvertraut waren. Ungeachtet dieses Amt seine Künstlerbahn unterbrochen hatte, vermochte es ihn dennoch nicht, sich der Kunst ganz zu entziehen, und die fernere Entwicklung seines kraftvollen, durch seine geistige Individualität vorzüglich unterstützten Talents aufzuhalten. Er beschäftigte sich bis zu seinem im Frühlinge 1814 erfolgten Lebensende (er fiel als Opfer des Nervenfiebers) mit dem Stiche nach einem Gemälde Joh. Pfenningers, welches die Staatsgefangenen Aloys Reding, Hirzel, Würsch, Auf der Mauer und Zellweger, auf der Festung Arburg vorstellte. Diese Arbeit hatte er ihrer Vollendung nahe gebracht, und sie wird ohne Zweifel bey ihrer Erscheinung seinen Künstlerruhm noch vermehren. Neben diesen Blättern kennt man von ihm: den Alp nach Heinrich Füßli (als Gegenstück zu T. Burnes the Nightmare, nach eben diesem Künstler), und dann Verschiedenes für die Buchhändler. Auf der Kunstausstellung zu Zürich von 1802 sah man von ihm einen mit schwacher Kreide schön gezeichneten Kopf nach Regnier. Seine Rechtlichkeit für die Vaterstadt, sein edles warmes Freundschaftsgefühl und seine Amtstreue machen ihn unvergeßlich.

Fleckenstein, (Ildephons von,) Benediktinermönch zu Rheinau, geb. zu Luzern 1702, wo sein Vater, ein Mann von strengen Grundsätzen und guten Kenntnissen, die Schultheißenwürde bekleidet hatte. Dieser bemerkte bey seinem Sohne Fähigkeiten zum Studiren, überließ es ihm jedoch selbst, sich seine Bestimmung zu wählen, und der Sohn wählte den Ordensstand. Man schickte ihn daher nach Rheinau, wo er sich Beydes, durch seinen ausgezeichneten Fleiß, wie durch seine guten Sitten empfahl, im Jahre 1719 den Benediktinerordenshabit anzog, und 1727 zum Priester geweiht wurde. Er besaß nicht nur gute

Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, sondern er richtete sein Hauptaugenmerk auf das Studium der vaterländischen Geschichte, Diplomatik und Genealogie. Einen sehr wohlthätigen Einfluß auf seine Bildung in diesen Fächern der schweizerischen Literatur, gestand er seinem Freunde und Mitkonventualen, dem berühmten P. Mauritz Hohenbaum Vandermeer zu, welchen Aehnlichkeit der Hauptbeschäftigung und Sinnesart genau mit ihm verbunden hatte. Fleckenstein wurden mehrere geschäftvolle Klosterämter nach und nach aufgetragen, die ihm viele Zeit wegnahmen, indessen behielt er noch immer Muße genug, um schweizerische Merkwürdigkeiten zusammen zu tragen, und Materialien für künftige Geschichtforscher vorzubereiten. Billig erstaunt man Beydes, über seinen Arbeitsfleiß, wie über seinen regen Forschungsgeist. Seine hinterlassenen Manuskripte, theils in deutscher theils in lateinischer Sprache abgefaßt, beziehen sich auf die Geschichte der schweizerischen Benediktinerklöster im Allgemeinen und der seines Stifts Rheinau insbesondere, der Stadt Schaffhausen, der Landgrafschaft Thurgau, und der Abstammung der ausgezeichnetsten eidgenössischen Geschlechter — und sind jetzt eine vorzügliche Zierde des rheinauischen Handschriftenschatzes. Der arbeitsame, edle, im gesellschaftlichen Kreise der Gelehrten wie der Ungelehrten einheimische Mann, starb als ein 70jähriger Greis im J. 1774.

Flüe, (Ignaz Peter von,) Senator der helvetischen Republik, geb. zu Sachseln 1762. Entsprossen aus einem Geschlechte, das von dem Retter der Eidgenossenschaft, dem seligen Niklaus von Flüe, abstammend, den Edelsten und Aeltesten Unterwaldens, und den Berühmtesten in der Schweiz beygezählt wird. Sein Vater, wohlhabend durch gutlohnende Civil- und Militärstellen, gab ihm eine Erziehung, die einen vortheilhaften Einfluß auf die Bildung sei-

nes Geistes hatte, und weihte diesen seinen Liebling dem Kriegsstande, weil er die militärische Laufbahn nicht nur für die Glänzendere hielt, sondern weil sie auch Beydes, der Neigung wie den Talenten seines Sohnes am Meisten zusagte. Der Jüngling trat demnach früh unter das französische Schweizerregiment von Salis-Samaden als Lieutenant, gewann sich von allen Seiten her Liebe, Zutrauen und Achtung, stieg zum Aidemajor empor und wurde 1791 Hauptmann. Die Abdankung der Schweizerregimenter führte ihn in die Heymath zurück, in welcher er in steter Beschäftigung mit seiner höhern Geisteskultur verweilte, bis die helvetische Revolution 1798 ihn in den helvetischen großen Rath, 1799 in den Senat, und nach dessen Auflösung am 9. August 1800, in den damals errichteten gesetzgebenden Rath berief, wodurch er Gelegenheit bekam, sich auch im diplomatischen Fache auszuzeichnen. Bey der Konsulta in Paris, im J. 1802, zu welcher er als Deputirter abgeordnet wurde, leuchtete die Geradheit seines Sinnes und Karackters am Vorzüglichsten, indem er sein ausgezeichnetes Bemühen darin setzte, Alles für sein Vaterland zu thun, was in seinen Kräften läge. Als Mitglied des engern Ausschusses der Zehner dieser Konsulta half von Flüe, die alten durch die Zeit geheiligten schweizerischen Verfassungsformen und Einrichtungen wieder ausmitteln, und war in dieser Eigenschaft einer von jenen zehn schweizerischen Deputirten, welche die Napoleonische Vermittelungsakte unterzeichneten, und von dem damaligen ersten Konsul mit kostbaren Tabatieren beschenkt wurden. Von Paris zog sich hierauf dieser wackere Schweizer in den Schooß seines Heymaththals zurück, in welchem er von seinen Landsleuten als Mitbefreyer von einer ihnen lästigen und mißfälligen Staatseinrichtung, mit lebhaftem Enthusiasmus empfangen wurde. Im J. 1807 trat von Flüe zum zweyten Male in französische Kriegsdienste, und wurde als Bataillonschef beym zweyten Schweizerregiment angestellt. Drey Jahre brachte er in Katalonien zu,

wo seine Waffenthaten ihm das Kreuz der Ehrenlegion erwarben. Fünf Jahre später machte er den Feldzug Napoleons nach Rußland mit, in welchem er bis weit über Polozk hinaus kam, an den bedeutendsten Vortheilen, welche die Schweizer in jenem Kriege errangen, rühmlichen Antheil hatte, allein von der dort unter der Armee herrschenden Krankheit überfallen wurde, die den tapfern Kämpfer nöthigte, die zwar weite Reise nach der Heymath anzutreten, in welcher er auch glücklich anlangte, und seine erschöpften Kräfte wieder in so weit herstellte, daß er getreu seinem Berufe, im J. 1813, nach Frankreich nochmals zurückkehren konnte. Kaum hatte er aber Straßburg erreicht, als ein Schlagfluß noch im Christmonde dieses Jahrs seinem Leben ein Ende machte, und diesen braven verdienstvollen Schweizer dem Vaterlande und den Seinigen entriß.

Frank, (Jakob,) Ingenieurmajor in königl. spanischen Diensten, entsprossen aus einer ehrbaren, obgleich unbekannten und wenig vermögenden Familie im luzernischen Flecken Münster. Er gieng als gemeiner Soldat in spanische Kriegsdienste, kam als solcher nach Amerika, und stieg durch die Verdienste seiner persönlichen Tapferkeit zur Kapitänstelle bey der Kavallerie, und hernach zu der eines Ingenieurmajors empor. Seine Geschicklichkeit in der Kriegsbaukunst benutzte der spanische Monarch, der ihm den Auftrag ertheilte, einen Plan zur Anlegung einer Citadelle bey Vera-Cruz oder St. Juan d'Ulhoa zu entwerfen, welcher auch angenommen, und nach demselben dieses wichtige Werk, unter seiner Leitung, ausgeführt wurde. Dieses setzte ihn bey Hofe in großes Ansehen, das ihm viele Gunstbezeugungen zugezogen, und ihm zuletzt den Titel eines königl. Oberbaumeisters in den neuen spanischen Reichen erworben hatte. Von seiner reichen Verlassenschaft erhielten seine natürlichen Erben, zwey arme Schwestern,

nur 2000 Thaler, während das in eben dieser mexikanischen Stadt vormals befindliche Jesuitenkollegium, als sein Universalerbe, 400000 Pfunde sich davon zuzueignen wußte. Er starb den 16. May 1702 zu Vera-Crux, mit dem Ruhme eines eben so frommen als biedern Schweizers.

Fresne, (Theophil Remigius,) Pfarrer zu Dachsfelden, geb. zu Orkin 1727. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Bildung, die er auf ausländischen Reisen vollendete. Nachdem er die Weihe zum geistlichen Stande erhalten hatte, wurde er zum Pfarrer zu Courtelary ernannt, von wo er späterhin nach Dachsfelden versetzt wurde. Ganz der Literatur sich wiedmend, erwarb er sich die mannigfaltigsten gelehrten Kenntnisse, die in Verbindung mit seinem edeln menschenfreundlichen Karackter ihm großen Ruhm brachten, und seinen Umgang und Bekanntschaft suchen liessen. In der Geschichte seines Landes vorzüglich stark bewandert, hatte er sich eine große Menge von Materialien zu derselben gesammelt, die einst einem Geschichtschreiber reichen Stoff zur Bearbeitung darböten. Im J. 1763 gab er zu Biel sein Mémoire sur la question proposée par la société économique de Bienne: Quels seroient les moyens les plus propres, à tirer des montagnes du Mont Jura le parti le plus avantageux? 8. Diese gekrönte Preisschrift enthält gute Nachrichten von einer wenig beschriebenen Bergkette, und ist für den Geologen wie für den Oekonomen gleich wichtig. Der verdienstvolle Mann starb den 14. Brachmond 1804.

Fries, (Hans Heinrich,) Pfarrer zu Zürich, und geb. daselbst 1674. Aus Neigung wiedmete er sich der Gottesgelehrtheit, und besonders fleißig studirte er die heiligen Sprachen. Im J. 1696 wurde er in das Predigt-

amt eingeweiht, und nach seiner Rückkehr von einer literarischen Reise, 1702 zum Prediger im Waisenhause, 1707 zum Diakon und 1718 zum Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich ernannt. Nicht nur fanden seine Lehrvorträge großen Beyfall, sondern auch seine geistlichen Schriften wurden bey ihrer ersten Erscheinung mit der größten Begierde gelesen. Man hielt ihn für einen der gelehrtesten schweizerischen Prediger seines Zeitalters, welches auch allerdings nach den damaligen Begriffen war. Sein ungemeiner Fleiß im Studiren, die weitläufigste Belesenheit und Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Theologen der protestantischen wie der katholischen Kirche, mit nicht geringerm Eifer für alte Rechtgläubigkeit und Kirchenzucht verbunden, erwarben ihm diesen Ruf. Besonders beschäftigte ihn die Polemik. Seine Predigten dehnten sich daher nicht selten über die wesentlichern Kirchenzwiste und Streitigkeiten in Religionssachen aus, so daß er nicht bloß in seinen Schriften die katholischen Religions-Dogmen bestritt, sondern auch auf der Kanzel kontroversirte. Hätte er nicht in einem Zeitpunkte gelebt, wo ein Theologe noch wacker polemisiren mußte, wenn er in Ansehen stehen wollte, so hätte dieser sonst so achtungswürdige Mann weit größere Vorzüge gehabe. Er starb 75 Jahre alt, 1749. Von seinen exegetischen Arbeiten ist seine schriftmäßige Erklärung und Zueignung des ganzen Neuen Testaments, 4. Thl. Zürich 1732 und 1733. 4. die Lesenswürdigste; so wie seine Theologia Dogmatika, in Predigten vorgetragen, Zürich 1734, 4. wohl den besten seiner herausgegebenen Kanzelreden beygezählt werden darf.

Frisard, (Jakob,) ein trefflicher Mechaniker von Villeret in der Pfarre und Thal St. Immer. Er erlangte und verdiente den gleichen Ruhm, wie die beyden Jakob

Droz von Chaux de Fonds. Seine Automaten sind nicht weniger der Beachtung und Bewunderung würdig, da sie in ihm einen eben so an Fleiß und Genie ausgezeichneten Kopf voraussetzen lassen, als die Kunstwerke von diesen ankündigen. Seine ländlichen Szenen, die von seinen Automaten vorgestellt werden, haben durch ihren Beyfall und Bewunderung, die sie überall fanden, den Namen dieses Künstlers auch überall ausgebreitet und seinen ausserordentlichen Talenten Lob und Ehre gebracht. Dieser erfinderische Kopf wollte sich im Winter 1812 nach Konstantinopel begeben, um seine mechanischen Kunststücke daselbst vorzuweisen, erkrankte aber unterwegs und starb. Wohin nun dieselben gekommen sind, ist unbekannt.

Frizzoni, (Johann,) von Cellerina im obern Engadin in Graubündten, wo er 1727 geboren wurde. Er studirte die Theologie zu Genf, und erhielt 1747 die Ordination zum geistlichen Stande. Nach einem jährigen Aufenthalte als Mentor in dem Hause Salis zu Soglio, berief man ihn nach Bando als Pfarrer, wo seine Amtstreue ihm die Achtung und Liebe des daselbst wohnenden Graf Peter von Salis verschaffte. Er hatte hier Gelegenheit, sich in der Reinheit der italienischen Sprache durch den Umgang mit gebildeten Personen, die sich dieser Sprache bedienten, in solchem Grade zu üben, daß seine italienisch gehaltenen Kanzelvorträge von den besten Sprachkennern vortheilhaft beurtheilt wurden. Da er dem System der mährischen Brüder beypflichtete, so predigte er auch in ihrem Geiste. Ihm gelang es, seine sonst verwilderte Gemeinde in so weit zu humanisiren, daß die kirchlichen Versammlungen, wenigstens mit Anstand gehalten werden konnten. Politische Eifersucht wider Graf Peter von Salis, lauerte auf Anlaß, den so geachteten Pfarrer Frizzoni von ihm, der über die Volksstimmung so Vieles vermochte, zu trennen. Die

Schwärmerey einer alten Jungfrau in Bando gab hiezu den erwünschten Vorwand. Frizzoni wurde durch das Stimmenmehr seiner Pfarrgenossen von seiner Stelle entfernt, und ein Prozeß wider ihn eingeleitet, von welchem die Akten noch vorhanden sind. Graf Salis, der des guten Pfarrers erlittenes Unrecht einsah, bekannte sich öffentlich zum Urheber seiner Verfolgung, und bot ihm eine Predigerstelle anderswo an, die er aber nicht annahm, sondern sich in seinen Heymathort Cellerina zurückzog, wo er von 1758 bis an seinen Tod im J. 1800, als ein achtungswürdiger Geistlicher zum Segen seiner Mitbürger wirkte, und eben so durch seinen liebreichen Umgang, wie durch seine christlichen Lehrvorträge sich ihre Herzen zu gewinnen wußte. Aber auch in diesem Wirkungskreise vermochte er sein Werk nicht ruhig fortzusetzen. Seine Gemeinde, die ihm ihre Anhänglichkeit bey allen Anlässen gezeigt hatte, wurde seinetwegen zu einer Buße von mehrern hundert Gulden verurtheilt, die er aber selbst bezahlte, um ihr auf keine Weise beschwerlich geworden zu seyn. Andere Zeitumstände brachten jedoch seine Verfolger zur Ruhe. Der romanischen Sprache vollkommen kundig, gab er 318 Kirchengesänge in derselben heraus, welche von den meisten Gemeinden des obern Engadins beym Gottesdienste eingeführt wurden und die Lobwasserischen Psalmen verdrängten. Aus Gefälligkeit predigte er von Zeit zu Zeit den Kurgästen zu St. Moritz in italienischer Sprache. Seinen Bemühungen und großmüthigen Opfern zufolge, die er durch unentgeldliche Mittheilung von wirksamen Arzneymitteln an seine Gemeinde, derselben gebracht hatte, blieb sie von der Epidemie in den Jahren 1770 bis 1772 fast gänzlich befreyt. Noch ruht bey der Gemeinde Cellerina sein Andenken in dankbarem Segen, durch Befolgung der heilsamen Lehren, die sie von ihm gehört, und durch Festhalten an der Ordnung, die er bey ihr eingeführt hatte.

Fuchs, (Ildephons,) Pfarrer zu Helfenschweil, geb. zu Einsiedeln 1765. Im neunten Altersjahr wurde er in die Klosterschule zu Rheinau versetzt, fand dort an dem gelehrten Konventualen, P. Moritz Hohenbaum Vandermeer (dessen Name in der literarischen Welt rühmlich bekannt ist) einen väterlichen Freund, der ihn an sich zog, und für sein Lieblingsfach, für die schweizerische Geschichtforschung, gewann. Durch den Einfluß dieses zärtlich sorgenden Gönners, empfieng der junge Kapitular Fuchs die Stelle eines Archivars. Nach dessen Tode 1795 wurde ihm aber seine Lebensbahn zu Rheinau immer mehr und mehr mit Dornen bestreut, und man gewöhnte sich, den lichtstrebenden, liberalen Mann förmlich zu hassen. Die Revolution war erschienen, und P. Ildephons benutzte die Umstände, um aus der Sphäre des Mönchslebens auf legitimem Wege heraus zu treten, und im J. 1799 war ihm sein Wunsch gelungen. Nach verschiedenem Wechsel seines Standpunktes, gelangte er hierauf 1804 auf die Pfründe Engelburg bey St. Gallen. An dieser Stelle, die gleichsam für ihn aufgehoben zu seyn schien, indem sie allen seinen Wünschen zusagte, konnte er seiner Lieblingsneigung, der wissenschaftlichen Kultur vaterländischer Gegenstände, folgen. Hier vollendete er z. B. ein früheres Jugendwerk: Gilg Tschudy's Leben und Schriften, das 1805 in zwey Bänden gedruckt wurde. Fünf Jahre später erschienen die zwey Bände, der von ihm unter nicht geringen Schwierigkeiten bearbeiteten mailändischen Feldzüge, deren Zueignung (des ersten Bandes an den Fürst Primas, des andern an die zürchersche Regierung) ihm mit goldenen Schaumünzen, begleitet von verbindlichen Dankschreiben, erwiedert wurden. Fuchsens Talente, wie sein rastloser Arbeitsfleiß machten ihn Beydes dem weisen Dalberg, wie seinem treuen Gehülfen, Stellvertreter und Nachfolger von Wessenberg, werth, welche ihm sofort ihren wirksamen Schutz und thätliche Unterstützung angedeihen ließen, Letzterer

sogar ihm die schöne Idee einer Kulturgeschichte des Bisthums Konstanz zur Ausführung übertrug, für deren Gelingen des Mannes Kräfte und philosophische Geistesbildung jedoch hinter seinem guten Willen zurückstand. Im J. 1814 bewarb sich Fuchs um die Pfarre Heggenschweil, ebenfalls nur eine Meile von St. Gallen entfernt, und sie ward ihm auch zu Theil. Doch bald hatte er Ursache, die getroffene Ortsveränderung zu bereuen. Eine von ihm 1816 herausgegebene Gelegenheitsschrift: Versuch einer Geschichte der staatsrechtlichen Kirchenverhältnisse der Eidgenossenschaft gegen den römischen Stuhl, verursachte ihm, obgleich sie ohne des Verfassers Name erschienen, eine Todeswunde; denn emsige Gegner unter seinen Amtsbrüdern beeilten sich, das Büchelgen der römischen Kurie bekannt und bey ihren Gerichten geltend zu machen. Seine Erscheinung mußte bey dieser (wie es zu erwarten gewesen) große Sensation machen und sie indigniren, weil sie in demselben ihre Flecken nach dem Leben gezeichnet fand. Nun wurden alle Pfeile der Verfolgung auf ihn losgedrückt, und Schutzwehre gegen dieselben vermochte der Verfolgte keine zu finden, weil Dalberg gestorben, Wessenbergs Oberhirtenamt aber über die katholische Schweiz demselben entzogen, und die St. Gallensche Regierung durch die Konfessionsspaltung von 1814, ihrer frühern Wirksamkeit beraubt worden war. So sehr man ihn dabey in die Enge getrieben hatte, so blieb doch für ihn das Schmerzhafteste, daß man seine Gemeinde zu Klagen wider ihn aufhetzte und ihn bey derselben auf das Heilloseste verläumdete. Das Ende von diesen Kränkungen war seine Versetzung nach Niederhelfenschweil, wo er zwar wieder in guten Verhältnissen zu leben begann, und seine literarische Thätigkeit nochmals rege ward. Allein hier erkrankte er bald und starb im J. 1823, im Weinmonde.

Füßli, (Hans Rudolph,) Buchhändler, Gelehrter und Erzieher mehrerer damaliger russischer Generale und Minister, geb. zu Zürich 17.., von würdigen Eltern, die es in seiner Erziehung an keiner Nothwendigkeit fehlen ließen. Er besuchte das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, und genoß den Unterricht seiner Lehrer in den Sprachen und in der Literatur der Alten, legte sich aber bald auch auf die neuern Sprachen, wozu ihn eine besondere Neigung trieb, und in welchen er es sehr weit gebracht hatte. Er erlernte die Buchhandlung und verband in der Folge mit den Geschäften dieses Gewerbes Fortsetzung seiner literarischen Kenntnisse und Schriftstellerey. Von 1766 bis 1772 gab er verschiedene Uebersetzungen aus dem Französischen, als: Morgenländische Erzählungen des Herrn von Sauvigny; Tissots Abhandlung von der Gesundheit der Gelehrten, und Cercone Krankengeschichte aus dem Italienischen, in 3 Bänden, heraus; allein Verirrungen, in welche er gerieth, und die ihm schwere Ahndungen zugezogen hatten, bewogen ihn, seine Vaterstadt zu verlassen. Dies geschah auch mit dem festen Vorsatze, sich von seinem tiefen Fall zu einer solchen Höhe von moralischer Vollkommenheit wieder emporzuheben, daß man das Vergangene darüber leicht vergessen werde, welchem er auch Treue hielt. Nachdem er einige Zeit in Bern in einem angesehenen Hause mit vielem Beyfall eine Hofmeisterstelle bekleidet hatte, empfieng er eine sehr ehrenvolle Einladung als Erzieher der verwaisten Söhne des in Astrakan verstorbenen russischen Generals von Bibikof, welcher er auch gefolgt war. Nicht nur nützte er diesen seinen Zöglingen als trefflicher Humanist in wissenschaftlichem Unterricht und Bildung, sondern begleitete sie auch auf ihren weitläufigen Reisen durch die vorzüglichern europäischen Länder als erfahrner Rathgeber. Der Aelteste von ihnen, der bereits durch ruhmvolle Kriegsthaten sich ausgezeichnet, den Wolodimirorden und den Karackter eines kaiserlichen Kammerherrn erhalten hat, war

sein vorzüglicher Liebling. Durch diese Verdienste empfahl er sich bey den ersten Männern des Hofes, die ihn mit Achtung und Zutrauen beehrten; besonders gewann er die Gunst des alten Feldmarschall Razumowsky, der in ihm einen kenntnißreichen Mann, feinen Denker und weisen Erzieher liebte, ihn seinen Söhnen im J. 1785 zum Reisegesellschafter gab, und nach ihrer Rückkehr nach Rußland, zu seinem Sekretär machte. So glänzend seine Anstellungen in dieser und in der Familie von Bibikof, so wie bey andern Großen des Reichs waren, so gering war seine Ausbeute. Theils bestunden die Belohnungen für seine treuen Dienste mehr in schönen und leeren Worten als in der Wirklichkeit, oder Undank und Gefühllosigkeit ließen seine edeln Bemühungen um die Erziehung vollends unbezahlt. So wenig er also erübrigen mochte, so opferte auch dieses Wenige seine Großmuth und seine Wohlthätigkeit an Armen oder Unglücklichen auf, wodurch er viele reiche aber minder edeldenkende Menschen zu beschämen nicht selten Gelegenheit hatte. Er starb als ein Mann von strenger Rechtlichkeit und reinem praktischen Christenthume den 12. Herbstmond 1794.

Füßli, (Hartmann,) Oberstlieutenant in k. k. franz. Diensten, geb. zu Zürich 1783. Von seinen trefflichen Eltern in seiner Erziehung mit Allem bekannt gemacht, was einst zu seinem Glücke beytragen könnte, begann er den Kriegsdienst im J. 1799 als Kadet bey dem damals errichteten Regiment von Salis, nach dessen Auflösung er in seine Vaterstadt zurückkehrte. Der bewaffnete Aufstand der Schweiz wider die helvetische Regierung im J. 1802, setzte auch ihn in militärische Thätigkeit, und er diente in demselben als Offizier seinem die Bundesverfassung zurückfordernden Vaterlande. Bey der kapitulationsmäßigen Aufstellung der Schweizerregimenter in Frankreich verlangte er eine Anstellung, die er auch bey seinen

vorzüglichen Anlagen beym 2ten Regiment erhielt. Von Stufe zu Stufe rückte er allmälig zum Oberstlieutenant hinauf, zeichnete sich bey allen Gelegenheiten als ein sachkundiger, pflichtgetreuer und tapferer Offizier aus, dem die Achtung seiner Obern, die unbedingteste und zutrauensvollste Anhänglichkeit seiner Kriegsgefährten und seiner Untergebenen, und auch in Feindes Land, die Liebe und Dankbarkeit der Einwohner, unter denen er lebte, in gleichem Maaße zu Theil ward. Weder die große Entfernung vom Vaterlande noch jedes andere Verhältniß konnten eine Aenderung in seinem Schweizersinn und in seiner Ergebenheit an das geliebte Land seiner Heymath bewirken, sondern er blieb sich immer in seinem altschweizerischen Patriotismus gleich. In dem letzten denkwürdigen Feldzuge der Franzosen in Polen und Rußland stand er in dem Treffen bey Polozk, am 18. Weinmonde 1812, ausgezeichnet als Held, wurde aber auch mit Wunden bedeckt, an welchen er am 27. November desselben Jahrs zu Kowno in Polnisch-Litauen gestorben ist.

Füßli, (Heinrich,) berühmter Geschichtsmaler, geb. in Zürich 1742, gest. zu London 1825. Anfangs sollte er Geistlicher werden, allein schon in frühester Jugend zeigte sich bey ihm eine große Neigung zur Kunst, die auch bald das Ziel seines Strebens wurde. Das Beyspiel seines Vaters und Bruders — dieser als Herausgeber der kritischen Verzeichnisse der besten Kupferstiche und der Annalen der bildenden Künste, jener als Verfasser der Biographien schweizerischer Künstler, rühmlich bekannt — und ihre selbst eigene Anleitung, begeisterten den Jüngling für dieselbe. Andere Lehrer, als sein ungemeines Genie und das Studium der Antiken, hauptsächlich der Werke Michael Angelo's, hatte er keine. Diese Letztern hatten des jungen Künstlers ganze Seele erfüllt. Gemeinsam mit Lavater machte Füßli im J. 1761

eine Reise durch Deutschland; gieng bald darauf nach London, wo er sich einige Jahre aufhielt, und begab sich dann nach Italien und der Hauptstadt der Künste, nach Rom, wo er sich unter des Alterthums Meisterwerken zur Vollendung ausbildete. Im J. 1778 kehrte er nach England zurück, das er sich zu seinem beständigen Aufenthalt wählte und wo er auch seine Tage wirklich verlebte. Die Arbeiten, die er dort lieferte, zeichneten sich alle durch das Interesse der Gegenstände, durch das Verdienst der Anordnung und der Zeichnung, durch Karackter und Ausdruck aus. Bald theilte er mit Reynolds und West den Ruhm der ersten Maler ihrer Zeit, und errang sich ohne Widerspruch seine eigene Palme als Shakespeare unter denselben. Meist aus den Werken dieses dem Seinigen ganz verwandten Geistes geschöpft, und besonders bis zum Uebermaß ausgestattet mit allen Schauern desselben, sind von ihm die Urbilder der zahlreichen Blätter, welche die ersten Kupferstecher Englands herausgegeben und den Kunstliebhabern mitgetheilt haben. Seine Künstlerverdienste gewannen ihm nicht nur die Aufnahme in die königl. großbrittanische Künstlerakademie, das Strebeziel aller nach Ruhm dürstenden Künstler, sondern erwarben ihm auch die Ehre, daß er von ihr zu ihrem Präsidenten erwählt wurde. In dieser Akademie hielt er seine Vorlesungen über die Malerey, welche J. J. Eschenberg in's Deutsche übersetzt, 1803 herausgab. Zu Füßlins übrigen schriftstellerischen Arbeiten gehört noch seine Uebersetzung einiger kleiner Schriften von Winkelmann, welcher Letztere in seiner Schrift: Winkelmann und sein Jahrhundert, eine ausführliche Karackteristik der eigenthümlichen Vorzüge des verdienstvollen Füßlins enthält. In den letzten Jahren seines Lebens wiedmete er sich der praktischen Ausübung der Kunst nur selten mehr, sondern benutzte seine Muße zum Betrieb mehrerer Lieblingswissenschaften, namentlich der Entomologie, welche sich von seinem jüngsten 1786 verstorbenen Bruder Kaspar auf ihn ge-

erbt hatte. Unter den vielfachen Genüssen, welche Kunst, Wissenschaft und Freundschaft darboten, erreichte der treffliche Mann sein 83. Altersjahr, in welchem er gestorben ist.

Gagnebin, (Abraham,) Doktor der Arzneykunst, geb. zu Renan im Erguel 1707, und gestorben zu Ferrière den 23. April 1800, im 92sten Jahr seines Alters. Er war ein gelehrter praktischer Arzt, berühmter Botanist und und Naturhistoriker, der von frühern Jahren an die höchste Freude am Kräutersammeln empfand, und späterhin dem großen Haller von Bern, zur Bildung seines schweizerischen Herbariums wichtige Beyträge lieferte, von diesem auch seine Verdienste um dieses wissenschaftliche Fach ruhmvoll erwähnt sah. Er hatte in dieser Absicht verschiedene Reisen durch die schweizerischen Gebirgsgegenden unternommen, und sich dadurch in den Stand gesetzt, zu einer vollständigen Kenntniß aller Produkte des Pflanzen- und des Steinreichs zu gelangen. Der berühmte Rousseau besuchte Gagnebin, hielt sich bey sieben Monate hindurch bey ihm auf, um mit ihm in den Bergen des Jura zu herborisiren und sich in der Botanik festzusetzen. Das große und reiche Kabinet von seltenen Pflanzen, Mineralien, Kristallen, Insekten und Petrifaktionen vom Jura, das er sich angelegt hatte, wurde beynahe von jedem Reisenden besucht. Er besaß auch eine treffliche Medaillensammlung, die seinen numismatischen Kenntnissen zur Ehre gereichte, da die darin befindlichen Stücke von ihm mit Einsicht gewählt waren und er die Erklärung darüber mit einnehmender Anmuth geben konnte. Als Mitglied der physisch-medizinischen Gesellschaft zu Basel, hatte er einige interessante Observationen in ihre Akten einrücken lassen.

Gagnebin, (Daniel,) des Vorerwähnten Bruder, geb. zu Renan 1709 und gestorben zu Chaux de Fonds 1781, hatte zu Ferriere eine Irrenanstalt errichtet, in welcher er unglückliche Menschen dieser Art so geschickt zu behandeln wußte, daß Viele von ihnen von ihrem Wahnsinne befreyt, und für das bürgerliche Leben wieder brauchbar gemacht wurden. Er besaß nicht gemeine Kenntnisse in mehreren Theilen der Naturgeschichte, war korrespondirendes Mitglied der hohen Schule zu Göttingen, und ein Mann von einem biedern offenen Karackter, der sein Leben dem Wohl der Menschheit ausschließlich weihte.

Gendre, (Robert,) Abt zu Altenryff im Kanton Freyburg. Aus einem bürgerlichen Geschlechte zu Freyburg entsprossen, trat er frühzeitig in den Jesuitenorden, wurde zu Pont à Mousson als Professor der Literatur angestellt, kam nach Aufhebung des Ordens in's Theresianische Kollegium zu Wien, und kehrte als Professor der Rhetorik in seine Vaterstadt zurück, wo er bis zum J. 1778 im Kollegium St. Michael dozirte. Aus innerm Hange zur Einsamkeit und Ruhe ließ er sich als Cisterziensermönch in der Abtey Altenryff aufnehmen, der er, als bald darauf bestellter Großkeller, durch Wiederherstellung ihrer zerrütteten Finanzen wesentliche Dienste leistete. Im J. 1795 wurde er zum Abt gewählt, und befolgte bis an sein Ende die nemlichen ökonomischen Grundsätze. Mit seiner Zustimmung, wollten im J. 1805 mehrere Mitglieder des ehemals stark besuchten Erziehungsinstituts in dem durch die französische Besitznahme des Bisthums Basel aufgehobenen Klosters Bellelay, in Verbindung mit einigen Mönchen des Klosters Altenryff, eine ähnliche Erziehungsanstalt, jedoch mit einigen Modifikationen, in Altenryff errichten. Bereits hatte die Regierung zu Freyburg ihr Wohlgefallen an diesem dem Publikum so nützlichen Unternehmen ausgesprochen,

und die Abtey ermächtiget, zur Bestreitung der diesfälligen Baukosten eine Summe von 20000 Schweizerfranken zu entlehnen, mit Vorbehalt der Einsicht und Genehmigung des Erziehungsplans, als durch Umtriebe von Finsterlingen, dieses Vorhaben von dem Abt wieder aufgegeben wurde, und der Entwurf zum größten Bedauern aller Beförderer einer bessern Erziehungsweise ohne Erfolg blieb. Ein gleiches Schicksal erfuhr daselbst das im J. 1808 projektirte landwirthschaftliche Institut nach Fellenbergischen Grundsätzen, wozu sich zwey wackere praktische Landwirthe Freyburgs verbunden hatten. Da der Abt Gendre, als ein Mann von stillem sanftem Gemüthe, nicht Festigkeit des Karackters genug besaß, um solche Plane, die freylich gegen den alten Schlendrian des klösterlichen Lebens grell abstachen, durchzusetzen; so gebrach es ihm eben auch an Muth, frey und ohne fremden Einfluß zu handeln, wenn etwas ausser seinem gewöhnlichen Wirkungs- und Ideenkreis lag. Er starb im J. 1812 plötzlich an einem Schlagflusse.

Geßner, (Joh. Jakob,) Professor der hebräischen Sprache zu Zürich, ein großer Numismatiker, geb. zu Zürich 1707. Nach bisheriger Gewohnheit in Zürich erhielt er auf dem für künftige Theologen daselbst bestimmten Gymnasium seine Bildung zum Predigerstande. Die lateinische, griechische und hebräische Sprache waren die Hauptgegenstände des Unterrichts, den er neben der Theologie genoß. Durch den Umgang mit den alten Klassikern erwachte in ihm zugleich der Hang zum Studium der Alterthumskunde, und besonders der Numismatik, welches er in der Folgezeit mit großer Vorliebe betrieb, und sich zum verdienten Archäologen und Numismatiker dadurch bildete. Im Jahr 1740 wurde ihm die Professur der hebräischen Sprache im obern Kollegio aufgetragen, und vierzehn Jahre hernach ihm die Stelle eines Professoris biblici übergeben. Durch seine rast-

losen Forschungen und Arbeiten in seinen Lieblingswissenschaften, so wie durch viele eigene Werke und Theilnahme an den Arbeiten Anderer über dieses Fach, machte er seinen Namen der gelehrten Welt rühmlich bekannt. Im J. 1734 gab er mit vielen Kupfern geziert zu Zürich in Folio heraus: Prospectum Thesauri universalis Numismatum Antiquorum, wozu er späterhin noch Supplementa nachlieferte; ferner: Numismata Regum Macedoniæ, Syriæ, Aegypti &c. &c. Imperatorum Romanorum Græca & Latina usque ad Trojanum Decium, die er Alle mit schätzbaren und anziehenden Bemerkungen für die Geschichte begleitete. Er starb im Herbstmonde 1787.

Glayre, (Moritz,) Direktor der helvetischen Republik, geb. zu Lausanne 1743. Seinen Vater, der ein Geistlicher war, verlor er schon im sechsten Monat seines Lebens, die Mutter aber im sechsten Jahre. Früh erwachte bey dem Jüngling die Neigung zum Studiren; allein das geringe von seinen Eltern ihm hinterlassene Vermögen reichte kaum hin, die Kosten seiner ersten Erziehung damit zu bestreiten, nicht aber jene, die mit der Studienbahn verbunden waren, zu decken. Glayre mußte sich also mühsam durch Noth und Hindernisse hindurch winden, um das Ziel seiner Bestrebungen zu erreichen. Männer, die ihn seiner großen Anlagen, wie seiner Sittlichkeit halben, liebgewonnen hatten, wurden seine unterstützenden Freunde, so daß er seine akademischen Studien auf dem Lyzeum seiner Vaterstadt vollenden konnte. Unter ähnlichen günstigen Auspizien wurde er dem König Stanislaus August von Polen bekannt, der den kaum zwanzigjährigen Jüngling kurz nach seiner Thronbesteigung (1764), zum geheimen Kabinetssekretär wählte, und vier Jahre später ihn als Legationssekretär nach Petersburg sandte, wo er bald nachher die Stelle des Gesandten selbst erhielt. Sich nur dem Dienste eines Fürsten wei-

hend, dem er — als im Staube der Dürftigkeit erzogen — so Vieles zu verdanken hatte, fühlte er sich bey dieser ausgezeichneten Anstellung eben so geehrt als glücklich, und hatte dabey keinen andern Ehrgeiz, als sich der Liebe und des Zutrauens seines Monarchen würdig zu beweisen. Nach seiner Rückkehr von dieser Gesandschaft ernannte ihn der König, zum Zeichen der Zufriedenheit mit seinen Verrichtungen, zum geheimen Kabinetsrath, nachdem ihm der polnische Reichstag schon im J. 1771 das polnische Indigenat ertheilt hatte. Zwanzig Jahre hindurch trug Glayre sein Staatsamt mit einer Würde, die ihm wohl Neider erweckte, über welche er aber immer triumphirte. Doch die heitere Aussicht, die ihm auf seiner politischen Laufbahn entgegen lachte, wurde durch die rettungslos gewordenen Verhältnisse des neuen Vaterlandes so getrübt, daß er sich nach dem alten zurücksehnte und im J. 1787 seine Entlassung verlangte, die er auch auf eine achtungsvolle Weise erhielt. Das Band der Freundschaft, das ihn an den unglücklichen Fürsten knüpfte, hatte sich erst mit dessen Tod gelöst. Angekommen in seiner Heymath, mußte die öffentliche Achtung, die ihm seine großen Vorzüge erworben hatten, auch seinen Mitbürgern sich mittheilen; bey jedem Anlasse huldigten diese seinen Verdiensten. Die helvetische Revolution war im Anzuge. Glayre tadelte keineswegs die bernische Beherrschung der Waadt, für deren Güte das Blühen des Landes zeuge, und hätte sich dieselbe gerne gefallen lassen, wenn Bern zu einigen dringlich-gewordener freysinnigern Institutionen im Waadtlande zu bewegen gewesen wäre; allein der Sturm war nicht mehr aufzuhalten; die Umwälzung des ganzen Bundesstaats erzwang das französische Heer, das, begünstiget von zahlreichen Anhängern, beynahe in allen Kantonen, schon in Helvetien eingerückt war. So wenig er sie befördert hatte, eben so wenig vermochte er solche jetzt aufzuhalten. Besitzer eines anständigen Vermögens, lebte er im traulichen Kreise seiner Familie und einiger Freunde

glücklich, und ungeschwärzt vom Rauch des Partheywesens, wahrhaft bürgerlich. Als der Freyheitstaumel seiner Landsleute sich schrankenlos und gefährlich zu äussern begann, sprach er laut seinen Abscheu gegen die alles Gute zerstörende Partheywuth der Klubbisten aus, und es war ihm einigermaßen gelungen, in den Volksversammlungen den herrschenden Schwindelgeist zu bezähmen. Im April 1798, bey den ersten Wahlen der helvetischen Republik, ward er zum Mitglied des Direktoriums ernannt. Dieses schwierige Amt bekleidete er mit vieler Würde, wollte durch Milde und Mäßigung und durch den innern Werth der neuen Einrichtungen diesen Eingang und Sieg verschaffen, widersetzte sich den starken Maßnahmen und Gewaltstreichen, zog sich zurück, als diese obsiegten, und folgte dem neuen Ruf seiner Freunde, als günstigere Verhältnisse wieder einzutreten schienen. Die Herstellung der Neutralität der Schweiz war sein größtes Bestreben im J. 1800; dafür ward er als Mitglied des Vollziehungsraths, im Weinmond 1800 nach Paris gesandt, wo aber seine eingereichten, später im Drucke erschienenen Denkschriften darüber, keinen Eindruck machten, und diplomatische und militärische Hindernisse seinen Bemühungen im Wege standen. Nach vollendeter Sendung in Paris legte er im Sommer 1801 seine Stelle nieder, da ohnehin mit dem Mißlingen seines edeln Vorhabens der um diese Zeit sich erhobene Federstreit zwischen Einheit und Föderalismus zusammen traf, und seine Prüfung von Beyden für die Erstere bey ihm entschieden hatte. Bey der neuen Organisation des Kantons Waadt im J. 1803 wählte ihn sein Kreis in den großen Rath, und er bekleidete diese Stelle noch eine Reihe von Jahren, bis Altersbeschwerden ihn bewegen mußten, sich ihrer zu entledigen. Im Frühling 1819 starb der verdiente Mann im Greisenalter von 76 Jahren, am Ziele einer Laufbahn, die unter andern Zeitverhältnissen für ihn von einem glänzenden Erfolge würde begleitet gewesen seyn.

Glutz, (Karl Ambrosius,) Prälat zu St. Urban, geb. zu Solothurn 1748. Seine erste Erziehung war seiner Bestimmung würdig, und so beschaffen, daß sich unter dem in seinem Vaterort erhaltenen Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, die Anlagen seines Geistes entfalteten; mehr aber noch reiften seine Kenntnisse unter mannigfaltigen Erfahrungen, die er sich auf Reisen ausser dem Vaterlande, und während seines zweyjährigen Aufenthalts im deutschen Kollegio zu Rom, gesammelt hatte. Er wünschte und wählte den Klosterstand, weil er seiner Neigung besser als jeder Andere zusagte, auf den Altären der Musen zu opfern, und sich ihrem Dienste zu weihen. Im J. 1766 trat er in den Cisterzienserorden im Kloster St. Urban, wo er später das Bibliothekariat und zugleich die Stelle eines Professors der Theologie bekleidete, und 1786 die Statthalterey Herdern erhielt. Allein nur kurze Zeit war ihm dieser frohe Aufenthalt und die damit verbundene Muße vergönnt, da die ihn im folgenden Jahr getroffene Wahl zum Koadjutor seines Vorgängers, des Abts Martin Balthasar, zur Rückkehr nach St. Urban aufforderte, und ihn gezwungen hatte, sich höhern Interessen hinzugeben. Diese seine Erhebung hatte so ganz den Beyfall des damaligen Cisterzienserordens-General erhalten, das er den neuen Koadjutor am 24. Juny 1788 zu Cisterz selbst zum infulirten Prälat einweihte, und ihm Befugnisse und Insignien ertheilte, zu welchen vorhin kein Abt von St. Urban das Recht hatte. Zu dem wirklichen Besitz der Abtswürde gelangte er 1792, in welchem Jahr der kränkelnde Abt Martin mit Tod abgegangen war. Mit Ausnahme der Revolutionsdrangsale, welche das Kloster erdulden mußte, und der Artillerieschule, welche in einem Theil seiner Gebäude von der helvetischen Regierung angelegt worden, war die Regierung des Abts Glutz bis zum J. 1808 ruhig, und ohne daß mehr irgend eine Art von Krisis den Frieden derselben störte. In diesem Jahr kam aber dieser in der Schweiz sehr geachtete und auch wahrhaft achtungswürdige Mann mit

dem luzernischen Kantonsrath, welcher, vermöge seiner landesherrlichen Rechte, Rechnung von des Klosters Haushaltung forderte, in Opposition zu stehen, welche dieser deßwegen zu verweigern schien, daß das Klostergut kein öffentliches, sondern Privatgut wäre, und seine Abtey das unbedingte Eigenthums- und Nutznießungsrecht desselben besäße. Diese Widersetzlichkeit zog ihm zuerst eine Deportation und hernach die Entlassung von der Abtswürde zu. Dieser Vorfall erregte in der Schweiz viel Sensation, und die Meynungen über denselben waren sehr getheilt. Die gegen ihn ergriffenen strengen Maßregeln mochten inzwischen wohl diesen würdigen Prälaten beugen, ihm aber den Muth nicht nehmen. Als ein Mann von ausgezeichneten mathematischen und hydraulischen Kenntnissen lebte er fortwährend diesen seinen wissenschaftlichen Lieblingsfächern, und entwarf, gegründet auf tausendfache Erfahrungen, eine neue Wasserkunde nach hydreolektischen Grundsätzen, davon er das Manuskript mit Zeichnungen begleitet, in seinem Pulte hinterließ. Diese Arbeit soll nach dem Urtheil der gelehrtesten Physiker von so ausserordentlicher Art seyn, daß ihre Bekanntmachung durch den Druck einst dieser Wissenschaft einen wesentlichen Dienst leisten dürfte. Herr Glutz, der im J. 1825 gestorben ist, war mit den Gelehrten ihres Gleichen, und gehörte nicht zu so manchem Klostervorsteher früherer und späterer Zeiten, welcher die Rolle eines Kenners und Gönners der Wissenschaften und ihrer Geweihten oft lächerlich genug spielte, weil er selbst allzu verdienstlos war, als daß er in derselben mit einigem Anstand figuriren oder diesen Anstrich sich geben konnte.

Glutz, (Franz Philipp Ignaz,) Seckelmeister des Freystaats Solothurn, geb. zu Solothurn 1731. Aus einer angesehenen und sehr wohlhabenden Familie, genoß er eine diesen Umständen völlig angemessene Erziehung.

Er wiedmete sich anfänglich dem Militärstande und erhielt eine Offiziersstelle bey dem franz. Schweizerregimente von Waldner, kehrte aber nach einigen Jahren nach Hause zurück, trat in die Magistratur und das Civilfach ein, in welchem seine Talente bald anerkannt, und vom Staate benutzt und belohnt wurden. 1768 kommandirte er als Hauptmann eine Kompagnie in dem Neuenburgerzug, wurde im folgenden Jahr Jungrath, 1779 Altrath, 1781 Oberstzeugherr und 1795 Seckelmeister. Als Mitglied des kleinen Raths zog man ihn in allen innern und äussern Staatsangelegenheiten, zu den Vorberathungen im geheimen und Kriegsrathe, in welchen sein großer und heller Verstand und eine Beurtheilungskraft, die mit seltener Richtigkeit in Allem gerade zum Ziele traf, geschätzt wurden, und ihm uneingeschränktes Zutrauen erwarben. Daher wurden ihm auch die wichtigsten Sendungen als einem mit besondern Fähigkeiten begabten Geschäftsmann aufgetragen, die er Alle zur Ehre seines Kantons ausführte. Ausser seinen Gesandtschaften auf die gewöhnlichen und Extra-Tagleistungen zu Frauenfeld und Aarau, von welchen jene im J. 1792 und im Christmonde 1798, die Denkwürdigern waren, gieng er auch 1792 als gemeineidgenössischer Repräsentant nach Basel, und öfters als Syndikator nach Italien. Was seiner Humanität zu besonderer Ehre gereicht, waren seine rühmlichen Bemühungen um die Einrichtung des Knabenwaisenhauses in seiner Vaterstadt, und eines Instituts zur Bildung tauglicher Landschullehrer, welchen er seine besondere Thätigkeit, Sorgfalt und Liebe wiedmete. In der helvetischen Revolutionsperiode wendete er als Präsident des solothurnischen Erziehungsrathes vielen Fleiß auf den Gegenstand des öffentlichen Unterrichts an, und drückte dadurch seinen Wunsch aus, auch in dieser Sphäre zu gemeinnützigen Zwecken zu wirken. Im J. 1803 wurde er wohlverdient wieder in den großen und kleinen Rath der neu eingerichteten Kantonsregierung beför-

dert, und ihm mit der Stelle eines Oberamtmanns am Bucheggberg, die eines Präsidenten des reformirten Kirchenraths aufgetragen. Obgleich an Jahren weit vorgerückt, zeichnete er sich noch, wie in seinem kräftigern Alter, eben so vortheilhaft durch seine natürliche Freymüthigkeit, Kenntnisse und Einsichten, und Dienstfertigkeit aus. Er vollendete seine Lebensbahn im May 1805, im Genusse der Achtung, die ihm seine Mitbürger zu keinen Zeiten entzogen hatten.

Glutz-Blotzheim, (Urs Robert Jos. Felix,) Geschichtschreiber und Mitstifter der Gesellschaft schweizerischer Geschichtforscher, geb. zu Solothurn 1786, und aus einer angesehenen patrizischen Familie dieser Stadt entsprossen. Vom Oktober 1797 an besuchte er die Schulen seines Geburtsortes, bis er für höhere Studien empfänglich war; bezog dann die Universität Landshut, sah Wien, Prag, Dresden und Leipzig, und kam aus dieser letztern Stadt, in welcher er sich einige Zeit aufgehalten, über Weimar in Würzburg an, wo er als Schüler der Themis seine Rechtsstudien fortsetzte, und dann im Herbst 1806 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Bestimmt, auf der hohen Schule in Paris seine Ausbildung zu erlangen, wußte der feurige Jüngling, der Deutschland als sein zweytes geistiges Vaterland ansah, jeder Lockung zu widerstehen, die ihn in dieses Syrenenland rief. Er blieb in seiner Heymath, wo seine ausserordentliche Thätigkeit in kurzer Zeit wohl mehr, als nur einen Wirkungskreis um sich zu zaubern wußte. Im J. 1807 ward er Gründer der literarischen Gesellschaft seiner Vaterstadt; das Jahr darauf verdankte ihm die Stadtbibliothek ihr zweytes schöneres Daseyn, zu einer Zeit, in der sich um ihn ein Zirkel von Theaterfreunden bildete, wie Solothurn noch keinen gesehen hatte. Von früher Jugend an angezogen durch das Studium der Geschichte, hatte er sich

zuerst entschlossen, die Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Schweizer zu entwerfen, dann aber, noch größere Kraft in sich erkennend, wagte er es mit bewundernswerthem Gelingen, die von Johann von Müller verlassene Schweizergeschichte bis auf unsere Zeiten fortzuführen. Als Mitglied des großen Stadtrathes in Solothurn, ward er auch in den Ausschuß gewählt, der unter dem Vorsitz seines erleuchteten Vaters sich mit Verbesserung der solothurnischen Erziehungsanstalten beschäftigen sollte. Die Ereignisse vom 8. Jänner 1814 verschafften ihm die Aufnahme in den großen Rath der wiederaufgetretenen alten Landesregierung, von welcher er zu Sendungen benutzt wurde. Von den Geschäften des ihm aufgetragenen Kriegskommissariats dermaßen zu Boden gedrückt, entschloß er sich bey den Wirren jener Tage, Allem abzusagen, was sonst dem Menschen das Leben würzt, um forthin nur allein der Geschichtschreibung seines Vaterlandes zu leben. Er zog nach Zürich. Seines Vaters Tod im J. 1816 hob die einzige Rücksicht, die ihn zurückgehalten hatte, seine Entlassung von der Großrathstelle seines Kantons zu begehren; seinem Wunsche würde auch am 16. Dezember entsprochen. Im Herbst 1817 sahen ihn die heymathlichen Fluren zum letzten Male. Gegen Ende Jänners 1818 verließ er auch sein geliebtes Zürich, um in Norddeutschland eine Anstellung zu erhalten. Bey seinem Freunde, dem Hofrath Breyer in München, wollte er sich eines solchen Rufes würdig machen, als er am 14. April darauf mit einem Schleim-Schlagfluß seine Tage endete. Als Geschichtschreiber gehört Glutz seinem Vaterlande wie seinem Zeitalter an, zu dessen Mitzierde ihn sein geistvolles Unternehmen gemacht hat; aber auch Solothurn hat Ursache, in wehmüthige Klage über den so frühen Verlust dieses Unvergeßlichsten seiner Söhne auszubrechen, weil es in ihm den Mann verlor, der es nicht verschmäht haben würde, ihm zum Bau des Bessern einst seine helfende Hand zu leihen. Seine Nachrichten von der

öffentlichen Lehranstalten in Solothurn, und seine Vorschläge zur Verbesserung derselben sind ein Aufsatz über einen hochwichtigen Gegenstand, den er für diese seine Vaterstadt als ein Vermächtniß hinterließ, dessen Winke, wenn sie befolgt werden, Keime zu großen Hoffnungen für die Zukunft werden könnten.

Göldlin, (Franz Bernhard von Tiefenau,) Probst zu Münster und römisch-apostolischer Generalvikar, geb. zu Luzern 1762. Mit seltenem Fleiß wiedmete er sich an dem Lyzeum seiner Vaterstadt den Wissenschaften, und im Besitze ausgebreiteter Kenntnisse empfieng er die Weihe zum geistlichen Stande. Weniger der Gunst seiner patrizischen Verhältnisse, als seiner literarischen Auszeichnung, verdankte er die frühe Wahl zur Anwartschaft auf ein Kanonikat zu Münster, und seine Ernennung zum Pfarrer in Jewyl im J. 1785. Zum wirklichen Genuß einer Chorherrnpfründe gelangte er 1792, und mit der Erledigung der Probstwürde zu Münster im J. 1803, ward er dazu erhoben. Nach dem Beyspiel seines Vaters, der selbst eine zwar meist luzernische Urkundensammlung mit Fleiß und Sorgfalt veranstaltet hatte, war die vaterländische Geschichtskunde und das Forschen nach schweizerischen Denkwürdigkeiten sein Lieblingsstudium, wozu er die wenige Muße, die ihm von seinen vielseitigen Berufspflichten und vielfach sich durchkreuzenden Geschäften übrig geblieben war, benutzte. Diese Lieblingsbeschäftigung ließ ihn bald auch die Bekanntschaft oder Freundschaft von Männern finden, die in und ausser dem Kanton Luzern zu gleich edelm Zweck mit ihm anstrebten. Kein ihm offenes Archiv, keine Privatsammlung, die ihm zugänglich geworden war, hatte er unbenutzt gelassen; er zog jede, den Nutzen oder die Ehre Luzerns und der Schweiz betreffende Notiz aus dem Dunkel der Vergessenheit hervor, und schrieb auch jedes wichtigere Aktenstück für

sich in's Reine. Von seinen Arbeiten sind die zwey Ausgaben vom Geist des seligen Bruder Klaus (1806); sein Konrad Scheuber von Altsellen, zwey Bände (1813); seine urkundliche Geschichte des Drey-Waldstätte-Bundes (1808) rühmliche Zeugnisse. Noch manchen geschichtlichen Aufsatz würde dieser von unverdorbenem Schweizersinn beseelte Gelehrte zum Druck gefördert haben, wäre er nicht als Märtyrer seiner Berufstreue und der ihm auferlegten allzu schweren Bürde im J. 1819 gestorben. Seine Ernennung zum römisch-apostolischen Generalvikar in den von dem Bisthum Konstanz abgetrennten katholischen Kantonen im J. 1815, konnte er als eine Huldigung der ihn zu dem Amte gleichsam bezeichnenden öffentlichen Meynung ansehen, und das Vertrauen in seine trefflichen Eigenschaften war es auch, was den Anstoß vorzüglich beseitigen half, der aus seiner mit Uebergehung der weltlichen Gewalt durch den päbstlichen Nuntius geschehenen Einsetzung und Beeidigung sich ergeben hatte, und wodurch die anfangs verweigerte Anerkennung des wie aufgedrungenen Seelenhirten von Seite der Kantone nach und nach erzielt ward. Indessen waren die Umstände so schwierig, und wurden es noch immer mehr, daß sie den redlichen Mann hindern mußten, alles das Gute zu thun, zu dessen Erwartung sein vortrefflicher Wille im Einklang mit seinen Einsichten berechtigt hatte. Dieser von ihm nicht gesuchte Hirtenstab, der zwar seine allgemein anerkannten Verdienste krönte, war demnach auch eine der Häuptursachen seines unerwartet frühzeitigen Todes. Wer Göldlin kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zollte ihm den Tribut der Achtung und Liebe, sowohl wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit, Amtstreue und Gottesfurcht, als auch wegen seiner Sittenreinheit und seines redlichen und milden Karackters. In der Vorrede zu seinem Konrad Scheuber hatte dieser Menschenfreund seine verträglichen Gesinnungen gegen seine protestantischen Miteidgenossen niedergelegt in des heiligen Apostels Worten:

„Laßt euch, die wir uns Alle zum Gesetz der Liebe beken-
„nen, recht angelegen seyn, die Einigkeit des
„Geistes durch das Band des Friedens zu erhal-
„ten. Es ist ja doch nur Ein Leib, Ein Geist,
„Eine Hoffnung, zu der ihr Alle berufen seyd,
„Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott
„und Vater Aller, der da ist über Alle, und
„durch Alles, und in uns Allen."

Gonzenbach, (David,) St. Gallischer Vollziehungs-beamter, geb. zu St. Gallen 1738. Der Handlung gewiedmet, erhielt er theils in seiner Vaterstadt, theils in Frankreich eine Bildung, die ihn weit höher hob, als seiner Zeit ein Kaufmann, dem das Ausland fremd geblieben war, gewöhnlich zu erreichen pflegte. Geschickte Lehrer führten ihn als Jüngling in das Heiligthum der Wissenschaften und nebenbey in das Studium der römischen Klassiker ein, eine Bekanntschaft, die ihm in der Folgezeit seines Lebens stets schätzbar und werth blieb. Als gebildeter Kaufmann vortheilhaft ausgezeichnet, wäre er auch in jeder Staatswürde als ein Mann von Ehre gestanden, allein bey seiner Vorliebe für alles Schöne und Gute, das er lieber in Privatzirkeln, als in öffentlichen Bedienungen beförderte, genügte es ihm an der Stelle eines beständigen Beysitzers des kaufmännischen Direktoriums, die er im J. 1792 erhielt. Für die Aufnahme der Künste und Wissenschaften that er in seiner Vaterstadt sehr viel. Er unterstützte junge Leute, die sich denselben wiedmeten, ließ sich die Errichtung einer literarischen Gesellschaft und einer Buchhandlung, da St. Gallen vorhin noch keine hatte, sehr angelegen seyn. Eben so half er seinem Freunde Doktor Wetter seine Schulverbesserungsplane durchsetzen. Er selbst legte eine Kupferstichsammlung an, welche seiner Zeit die einzige und für die Geschichte der Kunst von großem In-

teresse war. Dieses Alles erwarb ihm den Ruhm eines der ersten Mäcenen St. Gallens. Nach der schweizerischen Staatsumwälzung übernahm er einige politische Stellen; im J. 1799 nemlich die eines Präsidenten des St. Gallischen Distriktsgerichts; 1801 wurde er zum Regierungsstatthalter des Kantons Säntis erwählt, welches Amt er aber beharrlich ausschlug, dagegen zu jenem eines Vollziehungsbeamten im J. 1803 sich entschloß. Aber auch Letzteres resignirte er wieder, beschäftigte sich mit der Lektüre moralisch-religiöser Schriften, in welcher er Erholung in den Schmerzen suchte, die ihm eine langweilige Krankheit verursachte, welcher er endlich im J. 1810 unterlag.

Gosse, (Heinrich Albrecht,) berühmter Naturforscher und Urstifter der schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, geb. zu Genf 1754. Sein Vater und Großvater waren berühmte Buchdrucker, von welchen der Letztere typographische Offizinen in Genf, London und im Haag zugleich besaß. Zu diesem Kunstfache, zu welchem ihm eine glänzende Bahn offen stand, hatte er jedoch keine Neigung, sondern, um seinem Lieblingsstudium, der Naturgeschichte, sich desto besser hingeben zu können, wählte er die Pharmacie zu seiner Bestimmung. Für junge Pharmaceuten war damals kein Musensitz einladender und vortheilhafter, als die Hochschule zu Paris. Dahin begab sich Gosse, wo der Umgang mit verschiedenen dortigen Naturforschern, jetzt in ihm die Leidenschaft für die Naturwissenschaften vollends entflammten. Die Jahre 1783 und 1784 wurden für ihn der Zeitpunkt der ersten literarischen Auszeichnung. Die Pariser-Akademie der Wissenschaften hatte zu jener Zeit verschiedene Preisfragen ausgeschrieben, von welcher Gosse's Abhandlungen gekrönt wurden. Ihm ward dadurch die Ehre, der erste Genfer zu seyn, der von dieser Akademie Preise erhalten hatte. Er

ließ sich hierauf als Apotheker in seiner Vaterstadt nieder, sah sich bald in einen lukrativen Geschäftskreis versetzt, den sowohl seine Berufsthätigkeit als auch das öffentliche Zutrauen immer mehr erweiteten. Als unermüdeter Beförderer alles Guten und Nützlichen in Genfs Mauern, als liebender und geliebter Gatte und Hausvater, und wieder als scharfsinniger Beobachter der Natur und fleißiger Sammler ihrer mannigfaltigen Merkwürdigkeiten, theilten nun Vaterlands- und Familienwohl, und die Gesellschaft der Musen seine Zeit und Beschäftigungen, und seine Tage flossen dem vielverdienten Manne auf die harmloseste Weise hin. Erst als das Ungeheuer der französischen Revolution im J. 1792 seine Klauen auch gegen Genf ausstreckte, und der unruhige Geist vieler seiner Mitbürger den Unruhpredigern Frankreichs den Eingang in die Stadt erleichtert hatte, wurde Gosse aus seiner bisherigen Sphäre für einige Zeit herausgehoben und in eine ihm nicht anpassende versetzt. Er hatte sich nemlich als ein Mann von ächtem Patriotismus eine Zeit lang durch das Blendwerk der französischen Freyheit und Volksglücks nach entgegengesetzter Richtung fortreißen lassen, einzig in der Absicht, durch seine Vaterlandsliebe jede Art von Grausamkeit, die eine demagogische Anarchie herbeyzuführen sich bemühte, zurückzuhalten, die Ursachen des wechselseitigen Mißtrauens zu heben, und dadurch eine Aussöhnung unter den verschiedenen Partheyen zu Wege zu bringen. Im J. 1794 ließ er sich sogar zum Mitgliede de la grande Cour de Justice civile und bey dem Tribunal des Grand-Jurés ernennen, gieng im J. 1798, als die Symptomen, durch welche sich die französische Nation zu erkennen gab, eintraten, nach Paris, um die angewandten Ränke und Hülfsmittel dieser Rotte zum Umsturze des einst so blühenden genferischen Freystaats, dem franz. Direktorium aufzudecken. Wie er aber bey den damals allmächtig französ. Pentarchenen mit seinen Vorstellungen keinen Eingang fand, und durch die Gefangen-

nehmung und Hinrichtung vieler angesehener Mitbürger, sich die Blutgier auf den Boden seiner Vaterstadt verpflanzt hatte, fügte er sich in das traurige Schicksal, und kehrte zu seinem Berufe zurück. Nach dem Wiederaufblühen der Republik Genf und ihrer Wiedervereinigung mit der Schweiz, erwachte nun in dem für alles Gute brennenden Gosse der Wunsch zu einem allgemeinen brüderlichen Vereine aller schweizerischen Naturforscher. Er schrieb deßwegen an alle ihm bekannten Kenner und Freunde der Natur in den verschiedenen eidgenössischen Kantonen, lud sie im J. 1813 zu einer Versammlung auf seiner ländlichen, mit Geschmack selbst geschaffenen Einsiedeley bey Mornex, einem der lachendsten Punkte des Saleve bey Genf ein, wo sie sich zu einer allgemeinen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft konstituirten. Aber nicht lange dauerte seine Freude über ihr Entstehen, da dieser erleuchte und bewährte Naturforscher schon im Hornung des folgenden Jahres starb.

Graf, (Anton,) berühmter Bildnißmaler von Winterthur, wo er 1736 geboren wurde. Sehr frühzeitig zeigte sich bey ihm die Neigung zur Malerkunst. Sein Vater, ein Zinngießer und von beschränkten Vermögensumständen, war derselben nicht nur nicht entgegen, sondern begünstigte sie nach Kräften. Er gab den Jüngling dem Maler Schellenberg in die Lehre, unter dessen Leitung sich seine Fähigkeiten schnell entwickelten. Mit glücklichem Erfolge legte er sich auf die Bildnißmalerey; sein großes Genie und sein eben so ausgezeichneter Fleiß berechtigten zu großen Hoffnungen in diesem Fache. Nach Vollendung seiner Lehrjahre begab er sich nach Augsburg, wo er an dem geschickten Maler und Kupferstecher Jakob Haid einen wohlwollenden Freund fand, und in den dortigen Sammlungen von Kunstsachen die erwünschteste Gelegenheit zu seiner weitern Bildung erhielt. Mit Empfehlungen reiste er hierauf

nach Anspach zu dem Hofmaler Schneider, bey welchem er seinen Pinsel nicht nur fertiger noch führen lernte, sondern auch zu einer leichten und schönen Behandlung in der Draperie, dem Spitzen und andern einem Bildnißmaler nothwendigen Geschicklichkeiten, die beste Anweisung empfieng. Nach einem dreyjährigen Aufenthalte kehrte er wieder nach Augsburg zurück und wagte es nun für sich zu arbeiten. Seine trefflichen wohlgerathenen Portraite erwarben ihm in kurzer Zeit einen großen Namen und zugleich den Ruf nach Regensburg, wo er viele vornehme Gesandtschaften malen mußte. Er hielt sich in der Folge wechselsweise bald in Augsburg, bald in Regensburg auf, und besah mittlerweilen München und andere Städte Bayerns mit ihren vorzüglichsten Kunstschätzen. In der Schweiz und besonders in Zürich wurde er mit der verdientesten Achtung aufgenommen, als ihn nach einer Abwesenheit von 13 Jahren vom Vaterlande, die Lust anwandelte, dasselbe wieder einmal zu besuchen. Der verewigte Salomon Geßner würdigte ihn seiner innigsten Freundschaft. Allein sein Verweilen in der Schweiz war nur von kurzer Dauer. Herr von Hagedorn bot ihm unter den ehrenvollsten Bedingnissen die glänzende Stelle eines churfürstlichen Hofmalers in Dresden an. Dieser schmeichelhaften Einladung folgte er unverweilt, wo ihn seine herrlichen Arbeiten zu einer unsterblichen Zierde bey dem dortigen Künstlervereine machten. Er war der Schwiegersohn seines nicht minder berühmten Landsmanns Johann Georg Sulzer, wurde auch um seiner ausgezeichneten Verdienste willen von der königlich preussischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften zum Ehrenmitglied angenommen. Er starb den 14. Brachmond 1813 zu Dresden, mit dem hinterlassenen Ruhme eines der größten Bildnißmaler seiner Zeit.

Grimoux, (Johann,) ein geschickter Bildnißmaler, geb. zu Romont im K. Freyburg 1680. Er kam in früher Jugend nach Paris, wo sein Vater bey der Garde der Hundert Schweizer eine Stelle hatte, und eine daselbst verheurathete Base seine Erziehung übernahm, jedoch ihn sehr dabey vernachlässigte. Er verrieth Anlagen zum Zeichnen, wurde bey einem Maler untergebracht, schwängerte aber dessen Tochter, und mußte in's Zuchthaus wandern. In demselben vertrieb er sich die Zeit mit Zeichnen, erhielt in der Folge seine Freyheit wieder, und heyrathete die von ihm entehrte Tochter seines vormaligen Lehrers. Nun legte er sich mit allem Fleiße auf die Bildnißmalerey; aber die Fehlgriffe in seiner Erziehung, der Umgang mit niedrigen Leuten und sein überwiegender Hang zu Ausschweifungen und zur Trunkenheit, hatten ihn so ganz verdorben, daß er selten bey der Arbeit, mehr aber in Gelagen und bey feilen Dirnen zu treffen war. Nur wann er nicht mehr schwelgen konnte, nahm er den Pinsel zur Hand, und vollendete ein Gemälde, um Geld zu erhalten, seine Schwelgerey wieder fortsetzen zu können, während Kummer und Mangel aller Art Frau und Kinder schwer drückten. Ungeachtet der Verdorbenheit seines Karackters wurde er doch von den Vornehmsten des Hofes gesucht und seiner Kunst wegen werth gehalten. Die berühmten Maler Rigaud und l'Arguilliere schätzten seine Arbeiten sehr, flohen aber, um seiner Ausschweifungen willen, seinen Umgang. Er starb 1740.

Grob, (Johannes,) Dichter, geb. zu Lichtensteig im Toggenburg, übte sich frühzeitig in den Studien. Nach einer Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, die Niederlande und England, trat er 1661 in churfürstl. sächsische Militärdienste, worin er vier Jahre verblieb, und dann in sein Vaterland zurückkehrte, wo er anfänglich von dem Abte zu St. Gallen, als damaligem Landesherrn im Tog-

genburg zu einem Kommissarius ernannt wurde, späterhin aber, wegen der von Seite des Gotteshauses gegen die Protestanten dieses Landes vielfach versuchten Anjochungen, dasselbe verließ, zu Herisau im Appenzellerlande sich haushablich setzte, und dort seine übrigen Tage mit Mathematik und Poesie, wie es scheint, angenehm genug vertrieb. Im J. 1690 gelang es ihm zu Gunsten dieser seiner neuen Heymath, an dem Kaiserhofe zu Wien, eine sonst verbotene wöchentliche Fruchtzufuhr auszuwirken, wofür er von der Landsgemeinde mit dem Landrechte belohnt, und, was sonderbar genug scheint, von Kaiser Leopold dem I., zum gekrönten Poeten erklärt wurde. Im J. 1697 starb er als Mitglied des Raths zu Herisau. Von diesem Grob erschien während seines Lebens: Dichterische Versuchgabe. 12. Basel 1678. 203 Seiten; und nach seinem Tode: Reinholds von Freyenthal poetisches Spazierwäldlein. 8. 252 Seiten. Sein Andenken ist ganz neuerlich wieder aufgefrischt worden in der epigrammatischen Anthologie von Haug und Weißer, in welcher viele seiner Sinngedichte erscheinen.

Groß, (David Gabriel Albrecht von,) Oberstlieutenant in holländischen und englischen Diensten, herzogl. Sachsen-Weimarischer Kammerherr, geb. zu Bern 1757. Sein Vater, Generalmajor und Oberst eines holländischen Schweizerregiments, bestimmte ihn zu dem Militärstande und gab ihm eine Erziehung, die zu seiner künftigen Bestimmung passen sollte. Der Sohn versäumte seinerseits auch nichts, dem väterlichen Wunsche Genüge zu leisten, und legte sich mit großem Eifer auf Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehört. Im Umgange mit gebildeten Offizieren gewann auch seine eigne Bildung, und diese von großen militärischen Talenten begünstiget, begründete bey jedermann die Hoffnung, daß er in diesem Stande sein Glück machen werde. Bey dem Regiment May avan-

cirte er schon im J. 1776 zum Kapitänlieutenant und 1785 zum Hauptmann. 1790 wurde er zum Major ernannt. Bey der Einnahme Hollands durch die Franzosen vertheidigte er im J. 1794 mit bewundernswürdiger Einsicht und Tapferkeit die Festung Grave. Sowohl von dieser als von den andern Kriegsbegebenheiten, welche in dem Feldzuge der Franzosen gegen die Holländer denkwürdig wurden, gab er eine Geschichte unter dem Titel: Journal des principales opérations de la campagne de 1794 dans les provinces unis & la pays de la généralité principalement de ce qui soit passé pendant le blocus & le bombardement de la ville de Grave jusque á sa reddition avec des plans, heraus, welche bewies, daß er ein eben so guter militärischer Schriftsteller als wackerer Offizier bey Behauptung gefährlicher und wichtiger Posten sey. Bey der Abdankung der holländischen Schweizerregimenter war er bey dem Seinigen Oberstlieutenant. Als solcher wurde er während der Belagerung des Hüninger-Brückenkopfs im Herbste 1796 bey dem eidgenössischen Sukkursregimente zu Basel angestellt. Bey diesem Anlasse gab er in dem baslerischen Kriegsrathe gute militärische Anschläge. Bey dem feindlichen Ueberzuge seines Vaterlandes durch die französischen Kriegsschaaren im Hornung 1798, half er als Chef vom Generalstabe der Centraldivision der bernischen Armee, die Pläne zu einem allgemeinen Angriff beym Ablaufe des Waffenstillstandes entwerfen. Nach dem unglücklichen Ausgange des ungleichen Kampfs und der feindlichen Einnahme der Stadt Bern, verließ er die Schweiz und nahm englische Kriegsdienste. Diese quittirte er jedoch im J. 1804 wieder, begab sich nach Weimar, wo ihn der Herzog mit dem Prädikate eines Kammerherrn zum Chef seines Militärinstituts erhob. An dieser neuen Stelle erhielt er einen eben so geschwinden als glänzenden Beyfall, theils mit seinem Unterrichte, theils mit seinen Schriften, die er zum Druck beförderte, und von welchen seine Abhandlung: Ueber die

höhere Taktik, 8. 1806, besonderer Aufmerksamkeit werth bleibt. Auch unter den Dichtern nimmt Herr von Groß eine vorzügliche Stelle ein. Sein Premier navigateur d'après Gessner 1804, behauptet unter den beschreibenden französischen Poesien eine der ersten Stellen. Im Leben von jedem, der ihn kannte, geliebt, und nach seinem am 19. Wintermond 1810 zu Weimar erfolgten Tode, geehrt, wird das Vaterland in ihm immer einen tapfern und erfahrnen Offizier betrauern.

Gruner, (Joh. Rudolph,) Pfarrer und Dekan zu Burgdorf, geb. zu Bern 1680. Mit den glücklichsten Talenten vereinigte er den anhaltendsten Fleiß, und erlangte bald solche Vorkenntnisse in den Schulwissenschaften, daß er frühzeitig auf die Akademie befördert werden konnte, auf welcher er die Theologie zu studiren beschlossen hatte. Während seinen akademischen Jahren regte sich bey ihm die erste Neigung zum Studium der vaterländischen Geschichte und Diplomatik, in welchem er es in der Folge so weit gebracht hatte. Hiezu nützte ihm insonderheit seine genaue Bekanntschaft mit der lateinischen Sprache, in welcher er sowohl im Sprechen als im Schreiben viel Fertigkeit besaß. Im J. 1705 erhielt er die Weihe zum Predigtamte, und schon nach zwey Jahren die Pfarre Trachselwald. Neben den pflichtmäßigen Beschäftigungen bey dieser Stelle, gewann er immer noch Zeit, seine täglich steigende Begierde in schweizerischen Urkunden und Chroniken zu forschen, zu befriedigen. Bereits hatte er eine bedeutende Sammlung von solchen, so wie von Aktenstücken zur politischen, kirchlichen und literarischen Geschichte, vorzüglich des Kantons Bern, zusammengebracht, die für einen eben so geübten als unermüdeten Geschichtforscher, wie er war, nach und nach zum köstlichsten Schatz wurde. Die Natur hatte ihn für das Geschichtfach durch Mittheilung eines guten Gedächtnisses be-

sonders begünstiget, und sein großer Fleiß verschaffte ihm, mit diesem verbunden, einen solchen Reichthum von historischen, genealogischen und archivischen Kenntnissen, daß sich Wenige seiner Miteidgenossen eines Aehnlichen rühmen konnten. Im J. 1725 kam er als Pfarrer in die Stadt Burgdorf, und wurde 1744 zum Dekan des von dieser Stadt sich nennenden Landkapitels erwählt. Der Aufenthalt an diesem Ort gefiel ihm um so mehr, weil mit einiger Erleichterung im Amte noch andere Bequemlichkeiten zur Erleichterung in seinen geschichtlichen Arbeiten verbunden waren. Hier hatte er seine merkwürdigsten und schätzenswerthesten Manuskripte über den Kanton Bern verfaßt, und seine Kollektion schweizerischer Werke und Schriften zu derjenigen Vollständigkeit gebracht, welche sie bey seinem 1761 erfolgten Tode gehabt hatte. Es sind von ihm bey 15 Foliobänden, und wohl über 40 Quartbände Autographa vorhanden, von welchen mehrere im zierlichsten Latein, wie sein Athenæ Bernenses, seu Scriptores Ecclesiastici & Politici, qui rem publicam, literariam scriptis & litteris suis decorarunt, geschrieben sind. Alles, was dieser fleißige kenntnißreiche Mann bearbeitet hat, ist mit guter Wahl bearbeitet, und die Art seiner Darstellung sehr angenehm.

Gunten, (der Doktor von,) in Ermanglung seines eigentlichen Namens, setzen wir hier den seines Geburtsorts am Thunersee hin, unter welchem er auch im ganzen bernischen Oberlande bekannt, gesucht und berühmt wurde. Er wurde in dem zweyten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts in diesem Dörfchen geboren. Von seinen Jugendjahren ist nichts bekannt. Seine Eltern hatten ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, und die Natur ihn mit einer seltenen frohen Laune, einem originellen Witz, einem schnellen Scharfblick und einem rastlosen unternehmenden Geist ausgerüstet. Ohne weit herum zu kommen, füllte er seine Lebensperiode mit tausend abenteu-

erlichen Begebenheiten aus. Projekte, die mehr zum Vortheil von Andern, als zu seinem Eigenen ausfielen; Rechtshändel, die im Grund mehr einen gutmüthigen als zanksüchtigen Mann verriethen; Kuren, die oft, gegen den Lauf aller angenommenen Regeln, glücklich ausfielen, und unzählbare komische Auftritte aller Art, machten den Mann zum Denkwürdigsten seiner Gegend. Seine Wunderkuren stifteten seinem Namen bey allen Einwohnern des Oberlandes ein unverwelkliches Andenken. Von ihm wird erzählt, daß er bald durch Sympathie, bald durch Trepaniren so arger Art, daß einem davor schaudert, geheilt habe. Viele Jahre besuchte er die Markttäge von Bern und Thun, wo Städter und Landleute zahlreich bey ihm sich meldeten und sich seine Heilmethode gefallen liessen. Traf sich's zuweilen, daß Reisende über den Thunersee, den muntern, drolligen alten Mann unter der Schiffgesellschaft fanden, konnten sie sich nicht genug an seiner Laune und seinen Späßen ergötzen. So wie sich dieser ländliche Eskulap durch naiven Witz und Jovialität auszeichnete, eben so unterschied er sich von andern Leuten in originellen Sitten, Kleidung und Lebensweise. Er trank keinen Wein, dagegen Milch und Wasser, zuweilen ein Thee von Alpenpflanzen, erreichte daben ein hohes Alter, und starb vor wenigen Jahren als Pfründer im Kloster Interlacken.

Häfeli, (Johann Kaspar,) zweyter Prediger zu Anhalt-Bernburg, war der Sohn des im J. 1811 verstorbenen Anhalt-Bernburgischen Konsistorialraths und Oberpredigers Kaspar Häfelins, und wurde 1778 geboren. Von früher Jugend an zeigte er große Neigung zu den Wissenschaften und der Gelehrsamkeit, wiedmete sich in der Folge der Theologie, und nachdem er sich auf Deutschlands hohen Schulen ausgebildet hatte, wurde er im J. 1801 zu St. Gallen zum geistlichen Stande ordinirt. In seinem

schweizerischen Vaterlande erhielt er noch in demselben Jahr die Stellen eines Provisors zu Frauenfeld, und die eines Aktuars des thurgauischen Erziehungsraths. Er war in den mathematischen und schönen Wissenschaften tief bewandert, ein scharfer Denker, nachdrücklicher Redner und ergreifender Dichter. Bey solchen Vorzügen hätte er höhere Beförderung im Vaterlande hoffen dürfen, aber illiberale Rücksichten hemmten sein höheres Erschwingen. Der Fürst von Anhalt-Bernburg, der den Werth dieses jungen Gelehrten zu schätzen wußte, rief ihn im J. 1809 als zweyter Prediger zu sich. Aber eine bösartige Auszehrung nöthigte ihn 1811 in die Schweiz zurück. Er wurde Pfarrvikar zu Kilchberg im Thurgau, und zugleich mit dem Aktuariat des thurgauischen Kirchenraths beauftragt. Es entriß ihn aber der Tod am 30. Weinmonde 1812 zu Zürich, den Wissenschaften und seiner Familie. Er war der Verfasser des klassischen aber nicht zeitgemäßen Gedichts, „der Jauns-Tempel," das im Anfange des Jahrs 1809 ein Interdikt auf ein vielgelesenes gehaltreiches öffentliches Schweizerblatt, in welchem dasselbe erschienen war, auf einige Wochen gebracht hat. In einer der Tagsatzung vom J. 1808 gewiedmeten „Ode, dem Vaterlande gesungen," stempelte sich dieses Dichters Kraft und Gemüth.

Haller, (Albrecht von,) Rathsherr zu Bern, geb. daselbst 1758. Er war der jüngste Sohn des als Dichter, Anatomiker, Physiolog, Botaniker und Literator unsterblichen Albrechts von Haller, von welchem er dem Dienste des Staats gewiedmet wurde. Ungeachtet dieser Bestimmung, in demselben sich Amt und Glück zu suchen, suchte er auch Auszeichnungen anderer Art. Die Natur hatte ihn nicht nur reichlich mit Geistesgaben ausgestattet, sondern ihm auch jene Neigung zur Botanik eingepflanzt, in welcher ihm sein berühmter Vater ein ho-

hes Vorbild geworden, das er zu erreichen, unausgesetzt sich bestrebte, wozu er seine Mußestunden, welche ihm die Kanzleygeschäfte, mit denen er seine politische Laufbahn beginnen mußte, übrig ließen, benutzte. Im J. 1795 wurde er in den großen Rath der vormaligen Republik Bern aufgenommen, und erhielt die Stelle eines Gleitsherrn. Die Revolution hatte ihn von dem öffentlichen Geschäftsleben wieder in den Privatstand zurückgeführt, da es ihm nicht anlag, weder eine größere noch kleinere Rolle in derselben zu spielen; vielmehr lebte er in seiner Zurückgezogenheit seiner Lieblingswissenschaft, der Naturgeschichte und vorzüglich der Pflanzenkunde, die seinen Fleiß auf's Neue auf sich gezogen hatte. Er machte botanische Exkursionen, und brachte sein Herbarium zu einer seltenen Vollständigkeit. Allein diese seine gelehrte Thätigkeit wurde durch die Einführung der Mediationsverfassung im J. 1803 wieder unterbrochen, bey welcher er in den großen Rath nochmals aufgenommen, und bald darauf zum Mitglied des Appellationsgerichts erwählt wurde. Die Ereignisse des Jahrs 1814 hatten ihn in den kleinen Rath versetzt, welche Erhebung eben so ehrenvoll für den Gewählten, wie für die Wählenden war. Diese ansehnliche Würde bekleidete er bis an sein im J. 1823 erfolgtes Ende. Haller gehörte den ersten Schweizer-Gelehrten, als Naturforscher an, und als Pflanzenkenner war er einer der Größten unserer Zeit, der nicht nur durch seines großen Vaters Namen Celebrität erhielt, sondern sich der gelehrten Welt auch durch seine eigenen Arbeiten bekannt gemacht hatte. Er besaß ein ausnehmend glückliches Gedächtniß, zeichnete sich aber durch manche Launen und Derbheiten aus, und bey seinem guten aber nicht immer hellen Kopf, gebrach es ihm oft an der nöthigen Ausharrung, um sich ganz den väterlichen Ruhm anzueignen. Im J. 1822 war er Präsident der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Durch testamentliche Verfügung hatte er seine Kräuter- und

Pflanzensammlung der Bibliothek in Genf geschenkt, welche also lautet:

„Meine Kräuter- oder Pflanzensammlung vergabe ich „der Bibliothek zu Genf, als eine Bezeugung meines Dan„kes für die mir alle Mal daselbst bezeigte Höflichkeit und „Freundschaft, als ein Zeichen meiner Hochschätzung für „die Bewohner dieser wackern Stadt, und besonders der „vorzüglichen Gelehrten, die sie hervorgebracht hat. Ich „hätte sie der Bibliothek meiner Vaterstadt vermacht, wenn „ich nicht Ursache hätte, mit dem Abschlage einiger Unter„stützung für den botanischen Garten von Seiten der Kan„tonsregierung durch den Einfluß der akademischen Kuratel, „mit dem bösen Willen der Baukommission der Stadt, die „auch nebst der Polizeykommission mir alle Unterstützung „verweigert hat, wo sie konnten, um den botanischen Gar„ten auszuzieren und besser einzurichten, und endlich mit „den alle Wissenschaft verderbenden Unternehmungen des „Kanzlers der Akademie, alle wissenschaftlichen Anstalten „zu beherrschen, und zu unterdrücken — unzufrieden zu „seyn.“

Hauenstein, (Johannes,) geschickter Landschaftmaler, geboren zu Degerfelden bey Zurzach im Kant. Aargau im J. 1775. Er war der Sohn eines dortigen Landmanns, zu dessen Beruf er nebst seinen noch lebenden zwey Brüdern ernstlich angehalten wurde. Schon in der Schule verrieth er besondere Talente, die einer bessern Ausbildung würdig waren; allein seine Eltern, durch irrige Begriffe geleitet, verhinderten solche, so viel sie konnten, bis ein Freund, der sich seiner annahm, und denselben mehrere Jahre unterstützte, ihm Gelegenheit gab, seine Fähigkeiten zu entwickeln. Dem Handelsstand gewiedmet, trat er zu Basel bey Herrn J. J. Schölly in die Lehre, wo er sich während eines zweyjährigen Aufenthaltes, zur Zufrie-

denheit seines Prinzipalen, durch Geschicklichkeit und Fleiß auszeichnete. Zum Vergnügen übte er sich in müßigen Stunden im Zeichnen, worin er ohne Anleitung ziemliche Fortschritte machte, so daß er gegen den Beruf, zu dem er bestimmt war, eine gänzliche Abneigung fühlte, und dagegen eine unwiderstehliche Lust zur Landschaftmalerey äusserte. Seinem Hange folgend trat er bey dem Landschaftmaler Wüst in Zürich in die Lehre, unter dessen Anleitung sich sein Kunsttalent schnell entwickelte, so daß er nach vier Jahren, die Gemälde-Gallerie zu München mit Nutzen besuchen konnte. Im J. 1804 reiste er mit Empfehlungen an Hrn. Gallerieinspektor Dillis und Landschaftmaler Kunz dahin, und erwarb sich durch seinen ausgezeichneten Fleiß und seltenen Kunstsinn die Achtung und Zuneigung mehrerer dortiger Künstler. Herr Dillis gab ihm dadurch einen schmeichelhaften Beweis seines Wohlwollens, daß, als er im J. 1805 mit seinem Bruder nach Rom reiste, er dieselben dahin begleiten durfte. Hier lebte er in Gesellschaft des jüngern Hrn. Dillis (ebenfalls Landschaftmaler) bey 30 Monate, studirte die dortigen Kunstwerke und die für den Landschaftmaler so schönen und interessanten Gegenden Roms, von welchen er eine beträchtliche Sammlung von Zeichnungen und nach der Natur gemalter Skizzen verfertigte. Bereichert mit Kunstkenntnissen, welche zu den größten Erwartungen berechtigten, kehrte er gegen Ende 1807 in's Vaterland zurück, und bestimmte seinen Aufenthalt in Schafhausen, wo er durch seine trefflichen Arbeiten und ertheilten Unterricht im Zeichnen, von Kunstkennern sich großen und ungetheilten Beyfall erwarb, und auch wegen seinem edeln und offenen Karackter von jedermann geschätzt wurde. Daselbst starb er auch im J. 1812, zu frühe für die Kunst, die an ihm einen eifrigen Schüler verlor. Von seinen besten Gemälden befinden sich einige in Schafhausen, und mehrere in Zurzach, unter welchen sich ein Mondschein und der Rheinfall vorzüglich auszeichnen.

Heer, (Niklaus,) Altlandammann zu Glarus und eidgenössischer Oberstkriegskommissär, geb. zu Glarus 1775, wo sein Vater, ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, ebenfalls die oberste Landeswürde bekleidet hatte. Durch die geistige und gelehrte Bildung des Vaters wurde schon in dem Sohne ein guter Saame ausgestreut, der bey den vorzüglichen Fähigkeiten desselben schnell keimte. Das Mangelhafte des damaligen Schulunterrichts ersetzten Privatlehrer, deren wissenschaftliche Pflege er genoß, und wodurch er zum Theil zu seiner künftigen Bestimmung tüchtig gemacht wurde. Dem Kaufmannsstande gewiedmet, brachte er seine Lehrjahre in einem Handelshause in Basel zu, wo es ihm durch seine Talente möglich wurde, seine Einsichten und Kenntnisse in allen Theilen kaufmännischer Gewerbsamkeit in einem so seltenen Grade zu vervollkommnen, daß sie ihm auch in der Folge bey seiner Theilnahme an den öffentlichen Geschäften trefflich zu statten kamen. Dabey war er auch in der scientivischen Kultur keineswegs zurückgeblieben, und seine spätern Leistungen zeugen von den glücklichen Fortschritten, die er darin gemacht hatte. Durch die Revolution aus dem stillen Privatleben in das öffentliche Geschäftsleben versetzt, wurde er, obgleich noch sehr jung, im J. 1799 zum Regierungsstatthalter des damaligen Kantons Linth ernannt. Im J. 1803 ward er einer der Kommissarien zur Einführung der neuen Ordnung der Dinge im Glarnerlande, und in demselben Jahr zum regierenden Landammann seines Kantons erhoben, in welcher Eigenschaft er die Tagsatzungen zu Freyburg und Bern 1803 und 1804 besuchte. Auch wohnte er als Mitdeputirter der eidgenössischen Abordnung bey, die im J. 1804 nach Paris gieng, den französischen Kaiser zu seiner Thronbesteigung zu beglückwünschen. Auf der im folgenden Jahr in Solothurn gehaltenen ausserordentlichen Tagleistung erhielt er das eidgenössische Kriegskommissariat bey dem zur Behauptung der eidgenössischen Neutralität damals aufgestellten be-

waffneten Grenzkordon. Mit der einzigen Ausnahme des Jahrs 1809, stand von jetzt an der sach- und geschäftskundige Heer, mehrentheils als erster Gesandter seines Freystaats auf allen Tagsatzungen, auf welchen er auch allen den Kommissionen zugesellt wurde, die sich mit Vorberathungen über die wichtigern Angelegenheiten zu befassen hatten. Auf einer derselben wurde er zum gemeineidgenössischen Mauthintendant ernannt, und auf den Folgenden als solcher bestätiget. Seine darüber erstatteten Rapporte hatten nicht allein seine durch unermüdliche Thätigkeit fruchtbaren Einsichten in diesen schwierigen Gegenstand beurkundet, sondern ihm auch jedes Mal den wohlverdienten Beyfall dieser höchsten Behörde erworben. Auf jener langen Tagleistung, welche nach der Abschaffung der französischen Mediationsakte in Zürich gehalten wurde, auf welcher es hauptsächlich um die Bildung der Grundlagen für die künftige Politik der Schweiz sowohl, als der Bundesverfassung selbst, zu thun war, handelte er seinen Grundsätzen getreu, männlich, entschlossen und mit Würde, und die öffentliche Meynung erblickte ihn gerne in den Kommissionen, welche in jenem heikeln Zeitpunkt die vaterländische Wohlfahrt beriethen. Auf derselben wurde er auf's Neue und einmüthig zum Oberstkriegskommissär gewählt. Diese letztere Stelle war für ihn um so lästiger, da er ohnedem eine nur schwächliche Gesundheit genoß, und das oberste Staatsamt, das er fortwährend in seinem Heymathlande bekleidete, und das ihn bisweilen, zumal auf den Landsgemeinden in eine schwierige Stellung brachte, ihn schon mit Geschäften aller Art in Menge belud, besonders, wenn es die Ausrottung verjährter und schädlicher Vorurtheile galt, mit welcher es in Demokratien von jeher schwer gehalten hat. Im J. 1821 legte der vielverdiente, aber seit zwey Jähren schon häufiger kränkelnde Mann alle seine Aemter nieder, und starb bald darauf im May 1822. Wenn auch keine Verdienste um das gemeinschaftliche Vaterland ihm die Unsterblichkeit

seines Namens zugesichert hätten, so dürfte er als selbstständiger biederer Landesvorsteher darauf Anspruch haben, der mit einem festen Karackter einen wissenschaftlich gebildeten Geist verband, durch keine niedrigen und unwürdigen Mittel um die Volksgunst buhlte, und allerdings tüchtig war, wohlthätig auf seine Mitlandleute einzuwirken, und zweckmäßigere Anstalten, allermeist im Erziehungsfache, zu befördern. Mit Muth und Glück hatte er alle Hindernisse bekämpft, welche der Aufnahme der Schulen und einer bessern Kultur im Kanton Glarus im Wege standen, und damit von seiner wohlthätigen Wirksamkeit das rühmlichste Zeugniß abgelegt.

Herzog, (Johann Jakob,) Landwirth und Handelsmann, geb. zu Effingen im Kanton Aargau 1751. Was ein Mann von Treue und Redlichkeit, wahrem Christenthum und gemeinnütziger Anwendung der ihm verliehenen Gaben des Himmels vermöge, hat dieser einfache schlichte Landmann bewiesen, der nach andern Lorbeeren strebte, als diejenigen sind, die man sonst auf den Feldern des Kriegsruhms zu erringen pflegt, und sein bescheidenes Verdienst, das er sich erwarb, dürfte ihn mehr ehren, als der sieggewinnenden Schlachten Manche ihren Helden Ruhm bringt, weil auf dem Schauplatze von diesen der Privatwohlstand gewöhnlich zerstört wird, während Herzogs Gewerbsfleiß durch Einsicht und rastlose Thätigkeit einen Schwung zu bedeutendem Wohlstand erhielt. Er war mit seinem Zwillingsbruder das siebente und jüngste Kind armer Eltern, und verlor seinen Vater schon in der ersten Kindheit. Die verlassene dürftige Wittwe konnte ihre sieben Kinder nur mit Noth ernähren, ihrem jüngsten Sohn keinerley Schulunterricht verschaffen, flößte aber dem Herzen des zarten Knaben voll mütterlicher Liebe ihre Gottesfurcht und Nächstenliebe ein, die auch auf denselben die tiefsten Eindrücke hinter-

lessen. Im achten Jahr kam der Kleine in Dienst des Müllers zu Effingen, der ihn seines Fleißes und redlichen Gemüths wegen zuletzt gern behielt und ihn zu seinem Beruf nachzog. Dann gieng der fromme Müllersbursche wohlgemuth auf die Wanderung, und als er im J. 1772 heim kam, verehlichte er sich mit der tugendhaften Tochter des Schulmeisters eines Nachbarortes, der neben seiner Lehrerstelle auch das Baumwollenspinnen zu betreiben angefangen hatte. Die jungen Eheleute waren arm; aber ein frommes Gemüth und fleißige Hand sind ein großes Kapital. Als jüngstem Sohn war Herzog die väterliche Hütte zugefallen, auf der aber eine Schuld von hundert Gulden haftete, die er aus seinen Ersparnissen, welche er als Müllerknecht gemacht hatte, tilgte. Nun versuchte er es, auf den Rath seiner Frau, ebenfalls mit dem Baumwollengewerbe, und ein Kaufmann von Aarau vertraute ihm den ersten halben Ballen Baumwollen auf sechsmonatliche Frist an. Mit diesem begann er sein Manufakturgeschäfte. In wenigen Wochen ward die Baumwolle in Geld verwandelt, die darauf gemachte Schuld vor der Verfallzeit ehrlich abbezahlt, und ihm von seinem Gönner in Aarau ein ganzer Ballen anvertraut. Damit setzte er seine Spinnerey fort; fieng auch Baumwollentuchweberey an; gewann mit Ordnungsliebe, Sparsamkeit und Fleiß sich ein kleines Vermögen, immer größeres Vertrauen, und die volle Freundschaft des sein Fabrikunternehmen zuerst begünstigenden Aarauer Kaufmanns, der ihm fortan mit Rath und That immer kräftiger half. So arbeitete Herzog vierzig Jahre lang mit großem Eifer und einem eben so großen Erfolge, da ihm seine Fabrik und Handelsthätigkeit beträchtlichen Gewinnst einbrachte; er wurde wohlhabend ohne Uebermuth, angesehen ohne Stolz, und Vater zweyer Söhne, davon ihn der Aeltere überlebte. Diesem gab er eine Erziehung, die Beyden, dem Vater und dem Sohn Ehre machten, und selbst für das Glück des Kantons Aargau in der Folge wichtig werden mußte. Nach

dem Tode seiner Gattinn, im J. 1812, übergab er diesem seinem hoffnungsvollen Sohn den größten Theil seiner weitläufigen Handlungsgeschäfte; ihn selbst aber erfreute es, der Landwirthschaft zu leben, unfruchtbare Hügel fruchtbar zu machen, den Armen wohlzuthun, dem Vaterlande als Beamter in den schwierigsten Verhältnissen unverdrossen zu dienen, in seinem Heymathort Häuslichkeit und gute Ordnung zu befördern, und denselben durch schöne Einrichtungen und eigene stattliche Anlagen zu größerm Ansehen zu erheben. Eine der schönsten Freuden seines Herzens war jedoch die Freyheit und das Aufblühen des Kantons Aargau, für dessen souveraine Stellung im gegenwärtigen eidgenössischen Bundesstaate, eben dieser sein trefflicher Sohn, der hochverdiente Herr Bürgermeister Herzog von Effingen, eingreifende Schritte gethan, und um dessen Selbstherrlichkeit bleibenden Ruhm sich erworben hat. Herzog starb im J. 1817, und sein Andenken wird so lange bleiben, als das aargauische Volk seine verdientesten Männer, seine wahren Wohlthäter kennt und ehrt.

Heß, (Felix,) Gelehrter von Zürich, wo er im J. 1742 geboren wurde. Schon in seinen frühesten Schuljahren bewies er einen Fleiß, durch welchen er seinen Mitschülern zum Beyspiel diente, und bey diesen sowohl, als bey den Lehrern vorzügliche Achtung genoß. Im J. 1762, nachdem er getreu seinem Entschlusse, Prediger zu werden, alle die wissenschaftlichen Kenntnisse sich erworben hatte, die ihm mit Ruhm sein abgestecktes Ziel erreichen liessen, empfieng er die kirchliche Ordination. In dem seligen Joh. Kaspar Lavater fand er einen ihm gleichgesinnten Jüngling, mit welchem er den Bund der zärtlichsten Freundschaft schloß, den er auf seiner im März 1763 mit ihm unternommenen gelehrten Reise nach Berlin fortsetzte, und der nur durch den Tod getrennt worden ist. Auf dieser literarischen Wan-

derung lebte Heß selige Tage bey Spalding und bildete da seinen Geist und seinen Styl. Zugleich hatte er auf derselben das Vergnügen, den berühmten Theologen Ernesti, den liebenswürdigen Gellert, den rechtschaffenen Zollikofer und andere geistvolle Männer persönlich kennen zu lernen. Von diesen im ächten Christusglauben befestiget, blieb er von dem damals im Norden Deutschlands allgemein herrschenden Schwindelgeiste entfernt. Er liebte die Religion, die sein Geist als große Angelegenheit der Menschheit und des menschlichen Herzens, gleich jeder aus ihr hervorgehenden Tugend, zu deren Beförderung derselbe sich in der Folge so kräftig äusserte, umfaßte, rein und aufrichtig; daher ihm ihre Verkündung, wenn diese mit Segen begleitet seyn solle, und die Vorbereitung zu einem geistlichen Amte, zum Gegenstand seines ernstesten Nachdenkens, und hohe Ausbildung seiner Seele seine angelegenste Sorge wurde. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland bearbeitete er verschiedene Schriften, die Alle den christlich weisen Denker beurkunden; als: Prüfung moralischer und philosophischer Predigten, welche er 1767 herausgab; Yoriks Predigten, die er aus dem Englischen übersetzte, und die nach seinem Tode in Zürich in 2 Bdn. erschienen sind. Ferners übersetzte er Tayme's Schrifttheologie, ebenfalls aus dem Englischen, die erst im J. 1777, in Zürich aus der Presse erschien. Auch verfaßte er eine Abhandlung von den verschiedenen Arten der Seelenkrankheiten, ihren Quellen und der besten Art, sie zu heilen, welche in dem gemeinnützigen medizinischen Magazin, 1. Jahrgang, Zürich 1782, eingerückt ist. In dem er sich nun auf eine würdige Weise für einen künftigen Ruf zu einer kirchlichen Bedienung geschickt machte, und Beydes, durch seine Kanzelvorträge und seinen musterhaften Wandel, so wie durch seinen geistvollen Umgang, bald die Herzen aller derer, die ihn hörten, sahen oder genossen, gewann, überraschte ihn im März 1768 der Tod. Der Ver-

traute seines Geistes und Herzens, der verewigte **Lavater**, wurde besonders von dem Schmerze dieses Verlustes ergriffen. Er schilderte den Seligen als einen exemplarisch tugendhaften, sich selbst bearbeitenden Mann, der sein von Natur heftiges Temperament kräftig zu beherrschen strebte, an christlichem Muthe und reifem Verstande so vorzüglich reich war, und von dessen Freundschaft er bey längerm Leben immer neue segensvolle Genüsse sich versprochen haben würde.

Heußler, (**Leonhard**,) Staats- und Kantonsrath zu Basel, geb. daselbst 1754. Bey seiner Erziehung wurde nichts versäumt, was zur Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens des Jünglings dienen konnte. Nachdem er sich schöne Schulkenntnisse erworben hatte, trat er in die merkantilische Laufbahn, zeichnete sich auf derselben durch Thätigkeit und Talente rühmlichst aus, gründete sein und der Seinigen Glück, und gewann sich die Achtung und das Zutrauen seiner Mitbürger. 1793 kam er in den großen und kleinen Rath seiner Vaterstadt, in welchem er sich bald durch gründliche Einsichten in die Geschäfte und Angelegenheiten des Staats verdient machte. Beym Eintritt der Revolution wurde er zum Kantonsrichter erwählt, welches Amt er mit den ihm besonders eigenen Gefühlen für Recht und Ordnung bekleidete. Mit der Einführung der jetzigen Kantonsregierung, schien das künftige Wohl des regenerirten Staates, die Benutzung der Kenntnisse und Thätigkeit dieses in diesen beyden Beziehungen gleich schätzbaren Mannes dringend zu fordern. Von der hohen Vermittlungsbehörde zu Paris wurde er im J. 1803 der baslerischen Regierungskommission beygeordnet und hernach von seinen Mitbürgern in den großen und kleinen Rath befördert. Von jetzt an war keines der bestehenden wichtigern Regierungskollegien, dem er nicht zugegeben wurde. Er erhielt mit gro-

ßem Beyfall des unpartheyischen Publikums die Präsidentenstelle bey der bürgerlichen Spitalpflege und der Postkommission, ward Mitglied des Staats- und Sanitätsraths und Waisenrichter; erschien auch auf den Tagleistungen zu Freyburg, Bern, Solothurn und Basel als Mitgesandter, wo man den unterrichteten, energischen und rechtsinnigen Staatsmann schätzte, der mit seltener Anhänglichkeit an sein Vaterland, für dessen Rechte und Wohlfahrt unabläßig sich bemühte. Als ein angesehenes Regierungsmitglied hatte er einen wirksamen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, dessen er sich nie anderst als zu ihrem Vortheile, wie es einem edeln Patrioten ziemte, bedient hatte. Er starb reich an Ehre und Glück, im Herstmonde 1807.

Hildenbrand, (Joh. Kaspar,) Doktor und Professor der Theologie an der Universität Freyburg im Breisgau, geb. zu Cham im Kanton Zug 1717. Seine rechtschaffenen Eltern waren aus dem Bauernstande, daher auch seine erste Erziehung diesen Verhältnissen angemessen war. Die Schulwissenschaften betrieb er auf den Gymnasien zu Luzern und zu Freyburg im Uechtlande, und studirte sodann auf der hohen Schule zu Freyburg im Breisgau Theologie. Im J. 1741 erhielt er die Priesterweihe und unlang hernach eine Kaplaney in seinem Geburtsorte. Auf dieser theilte er seine Zeit zwischen der Seelsorge und dem Jugendunterrichte. Nach siebenjähriger Bedienung dieser Stelle gieng er wieder nach Freyburg, nahm den theologischen Doktorgrad an, und wurde 1750 als Präses im Domo Sapientiä daselbst angestellt. 1757 erhielt er den Lehrstuhl der Polemik, und 1764 beschenkte ihn die freyburgische hohe Schule mit einem Kanonikat zu Horb in Schwaben, welches er zwar angenommen, aber nach 3 Jahren wieder resignirt hatte, da ihm die Herren Jesuiten die lukrative Pfarre Merzhausen übertrugen. 1770 bekleidete er die höchst-

ansehnliche Würde eines Rektors Magnifikus der hohen Schule zu Freyburg, und hatte die Ehre, in dieser Eigenschaft die Königin von Frankreich, die als Braut damals durchreißte, in einer lateinischen Rede zu beglückwünschen. Er starb bald darauf, nemlich im J. 1772. Hildenbrand besaß viele treffliche Eigenschaften, die ihn als öffentlicher Lehrer werth machten. Nicht allein wegen seiner vielumfassenden Gelehrsamkeit und seiner vielleistenden Thätigkeit stand er in allgemeiner Achtung, sondern was noch mehr als aller literarische Prunk ist, seine Sittenreinheit, seine Bescheidenheit und sein edles für Gott und Menschheit mit reinstem Wohlwollen glühendes Herz erwarben ihm zahlreiche Verehrer. Die Studirenden hiengen fest an ihm; er war ihnen Freund, Rathgeber, Vater, und wußte durch die Art, wie er die Studien behandelte, den Geist in ihnen zu wecken und sie für die Wissenschaften zu beleben. Als geistlicher Redner bemächtigte er sich der Herzen seiner Zuhörer und erfüllte sie mit Liebe für die Sache der Religion und der aus ihr hervorgehenden höhern Pflichten. Sein nicht unbeträchtliches Vermögen, das er hinterließ, bestimmte er größtentheils zur Aushülfe der Armen seiner Pfarre, gegen welche er jederzeit eine zärtliche Sorgfalt in seinem Herzen trug. Ausser einigen akademischen Dissertationen ist von ihm weiter nichts im Drucke erschienen.

Hirzel, (Melchior,) Kantonsprokurator zu Zürich, und geb. daselbst 1766. Als der Knabe noch an der Brust der Mutter lag, hatte sein Vater sich der Untreue an ihm anvertrautem fremdem Eigenthum schuldig gemacht und Zürich verlassen müssen. Dieser Umstand und die durch eine zerrüttete Oekonomie herbeygeführte Dürftigkeit, bewogen theils seine Familie, theils einen wohlthätigen und begüterten Taufpathen, die Sorge für seine Erziehung und wissenschaftliche Bildung großmüthig zu übernehmen.

Man wollte ihn anfangs dem geistlichen Stande wiedmen, seine Neigung aber entschied für den eines Rechtsgelehrten. Mit gründlichen Schulkenntnissen ausgerüstet, bezog er im J. 1788 die Universität Halle. Hier war die Rechtsgelehrsamkeit sein Hauptstudium, in welcher er auch bedeutende Fortschritte machte. Im J. 1790 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, um nun seine erworbenen Kenntnisse in Ausübung zu bringen. Nachdem er sich auch mit den vaterländischen Rechten vertraut gemacht hatte, und als Mitglied des Stadtgerichts, mit dem Rechtsgange praktisch bekannt geworden war, wurde ihm die Befugniß ertheilt, öffentlich als Advokat gerichtliche Sachen zu führen. So groß aber seine Einsicht in sein Fach und in alle dahin einschlagenden Arbeiten war, so groß war auch seine Schüchternheit im mündlichen Vortrage, die er auch in der Folge, nach längerer Uebung nicht ganz zu besiegen vermochte. Was ihm aber an Lebhaftigkeit im mündlichen Vortrage abgieng, ersetzte er durch gründliche und fleißige Ausarbeitung; denn leicht, schnell und mit einem Blicke übersah er das Ganze eines Rechtshandels, sonderte sogleich das, worauf es hauptsächlich ankam, von den Nebendingen ab, und schied das Wesentliche vom Unwesentlichen. 1794 erhielt er die Stelle eines Rathsprokurators, die ihm das Recht gab, vor der Regierung oder dem kleinen Rathe, der damaligen höchsten Justizbehörde, als Sachwalter aufzutreten. Nach dem Eintritte der Staatsumwälzung und der Einrichtung der helvetischen Tribunale ward er öffentlicher Ankläger bey den Kantonsgerichten von Zürich und Baden, und späterhin Adjunkt des öffentlichen Anklägers bey dem obersten Gerichtshofe der helvetischen Republik. Als die jetzige Regierungsverfassung eingeführt wurde, übertrugen ihm Beyde, die zürchersche wie die aargauische Regierung, die Kantonsfürsprechstelle in ihren Kantonen, was freylich seiner Geschicklichkeit schmeichelte, ihm aber seinen Geschäftskreis sehr ansehnlich erweiterte, und eine Menge Aufträge bestän-

dig zuzog, die er Alle mit der äussersten Bereitwilligkeit und Sorgfalt vollzog. Bey dieser Unverdrossenheit in seinen Geschäften, mußte seine ohnehin schwächliche Gesundheit nicht wenig leiden, bis sie ihn endlich, ungeachtet vieler versuchten Wiederherstellungsmitteln ganz floh, und er im Februar 1811, in der Blüthe seiner Jahre, dem Tode in die Arme sank. Waren schon Hirzels Vorträge eben keine Meisterstücke der Beredtsamkeit, da sie weder wortreich noch mit Kunstwörtern überladen waren, so hatten sie hingegen das Eigene, bündig, richtig, ordentlich und deutlich zu seyn, daher er von Männern aus allen Ständen gesucht und geschätzt wurde. Weil er Geschmack an den Geschäften fand, die ihm seine Pflicht auferlegte, so unterrichtete er sich auch genau in den frühern, spätern und neuesten Gesetzbüchern fremder, besonders benachbarter Staaten, die er Alle mit einem ungeheuern Fleiße durchstudirte, und sich damit seltene Rechtskenntnisse zu den Seinigen erwarb. So wie er seinen Freunden von ganzem Herzen und der gewissenhaftesten Treue diente, so trug auch die Art, wie er sich von seinen Klienten bezahlen ließ, das Gepräge eines bescheidenen und edeln Sinns, und allgemein bedauert wurde der Verlust dieses schätzbaren Mannes.

Hirzel, (Johann Kaspar,) Archiater, Stifter und Vorsteher der Hülfsgesellschaft in Zürich, geb. daselbst 1751. Er war der Sohn eines Vaters, in dem Zürich einen seiner scharfsinnigsten Aerzte, seiner thätigsten Menschenfreunde, seiner weisesten Magistraten und seiner freysinnigsten Bürger verehrte. Die Kenntnisse, die der Knabe in der Schule hatte erlangen sollen, erwarb er sich bey einem trefflich unterrichteten Geistlichen, Johann Jakob Steinbrüchel. Der Vater weihte ihn ebenfalls der Arzneykunst, weil er selbst erfahren hatte, daß ein Erbe von des Vaters Kenntnissen und Fertigkeit mehr Leichtigkeit im

Gang der Geschäfte hätte. Von diesem mit väterlicher Hand auf der schwierigen Bahn geleitet, hatte der Sohn, der den Vater immer bey seinen im Hospital gemachten Besuchen dahin begleitete, das Glück, Augenzeuge seiner Behandlungsart und Heilmethode von Krankheiten und Gebrechen jeder Art zu seyn, wobey er alle Symptome der Krankheiten, die verordneten Mittel und ihre Wirkungen genau bemerken und aufzeichnen mußte. Zur Ausbildung seiner Kenntnisse begab sich der junge Hirzel im J. 1770 nach Wien, wo er zwey Jahre verweilte. Auf seiner Rückreise über Prag, Halle und Leipzig, in welchen letztern Städten er bildenden und belehrenden Umgang mit den vorzüglichsten Männern pflog und viele interessante Bekanntschaften machte, nahm er im Weinmond 1772 zu Erlangen den Doktorhut an. Seiner Vaterstadt zurückgegeben, mußte der junge Arzt die Aufmerksamkeit des Publikums theils durch Proben seiner Geschicklichkeit und Berufsthätigkeit, theils durch Arbeiten bey den Gelehrten-Vereinen, denen er sich anschloß, und unter welchen die physikalische Gesellschaft und ihre Beschäftigungen ihm vorzüglich anlag, zu fesseln; denn seine erste Wirksamkeit fiel in eine Zeit, wo es in den Köpfen lichter geworden, die Genies sich emporschwangen und auf einer selbstständigen Bahn zu behaupten begannen, auch eine heilsame, umfassende und durchgreifende Umbildung der höhern und niedern Bildungsanstalten in Zürich nicht mehr versucht, sondern bereits schon zu Stande gebracht war. Sich also mit seinen berühmt gewordenen Mitbürgern und Zeitgenossen in Reihe und Glied stellen zu wollen, mußte Hirzel mit aller Kraft seines Geistes unter ihnen auftreten, und von seiner Gelehrtheit Zeugnisse eines freudigen Wachsthums ablegen. Hievon gab er denn auch dem Publikum seiner Vaterstadt, in der Folgezeit, sowohl in seinem öffentlichen als literarischen Leben, rühmliche Beweise genug. Mag er gleichwohl rücksichtlich der Gelehrsamkeit und des Wirkens als Schriftsteller oder als Staats-

mann, mit seinem berühmten Vater nicht verglichen werden, so war nicht Mangel an Fähigkeiten oder Kenntnissen, sondern Umstände und Zufälle hieran Schuld. Inzwischen hatte er sich ein schöneres Feld der Arbeiten gewählt, und segensvoller gewirkt, als kein Schriftsteller, und kaum irgend ein Vorsteher eines gemeinen Wesens es je konnte. Vieles hat er zunächst für seinen Kanton, aber eben so Vieles für das gesammte Vaterland gethan. Die Zeit seines ganz eigenthümlichen und ausgezeichneten Wirkens hatte mit dem Jahr 1799 angefangen. „Als," wie an seinem Beerdigungstage sein Parentator sich ausdrückte, „das Vaterland in seiner tiefsten Erniedrigung seufzte, fremde „Armeen in seinen Eingeweiden wühlten und sein innerstes „Mark aufzehrten, Bruderzwist jeden Rettungsversuch hinderte und das Elend in tausendfacher Gestalt mit eisernem „Joch auf ihm lag — als jeder Vaterlandsfreund verzagend „die Hoffnung zur Rettung verlor, stummes Hinbrüten jede „Kraft lähmte, und nur die heimlich geweinte Thräne der „Trauer die gepreßte Brust lüftete — da faßte Hirzel — Er „allein den kühnen Entschluß, zu handeln, zu retten, zu „helfen, daß wenigstens keiner verschmachte, keiner dem „Hungertode geweiht werde. Er suchte und fand edle Männer, die eintraten in seinen Gedanken und es begann das „schöne Unternehmen, das Vielen ein Unding, ein unausschöpfbares Meer schien. Eine Hülfsanstalt keimte im „heymathlichen Boden, welche die Mutter vieler Andern „wurde, und des Guten unendlich viel stiftete in und außer Zürichs Mauern." Die Geschichte dieser Hülfsgesellschaft, so wie der übrigen in der Schweiz entstandenen wohlthätigen Vereine, die durch sie hervorgiengen, und der diese Alle umfassenden schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren Stifter und beständiger Vorsteher auch Er war, ist ein unvergängliches Denkmal seines gemeinnützigen Sinnes und regen ehrenvollen Strebens, die offen strömenden Quellen der Volksarmuth im Vaterlande abzu-

graben, und dagegen die Mittel zur Aufnahme des Privatwohlstandes kennen zu lehren. Seine Verdienste, die er ausser diesen Stiftungen, als erster zürcherscher Kantonsarzt, als Gründer des Blindeninstituts, als Mitglied der zürcherschen Armenpflege und des Kirchenraths sich erworben, sind und bleiben unvergeßlich; es belebte den edeln unverdrossenen Mann, den sein einfacher, liebevoller, dienstfertiger Karackter jedermann theuer machte, mit hoher Freude, sich als ein Werkzeug zu betrachten, durch welches so manches Gute bereits schon bewirkt worden, das jetzt im Segen gedeiht, und zu dessen künftiger Vermehrung sein Beyspiel so viele thätige Menschenfreunde erweckte. Sein ganzes Sinnen und Wirken blieb auch bis an sein Lebensende seinen schönen Schöpfungen zugewendet; ihm war neben seinen vielen Berufsgeschäften, keine Zeit zu kostbar, keine Mühe zu beschwerlich, um zu rathen, zu helfen oder Gaben zu sammeln, deren zweckmäßige Austheilung zur Unterstützung niemand so gut wie er verstand. Er starb auf einer Besuchs- und Erholungsreise in St. Gallen im Heumond 1817. Seine Ruhestätte bezeichnet daselbst ein ehrenvoller, von seinen dortigen Freunden errichteter Denkstein, mit der für ihn besonders passenden Inschrift: Gehe hin, und thue desgleichen.

Hirzel, (Salomon,) gewesener Standesseckelmeister in Zürich, wo er 1727 geboren wurde. Die Jahre seiner Kindheit brachte er in Kappel zu, wo sein Vater die Amtmannsstelle bekleidete. Den ersten wissenschaftlichen Unterricht empfieng er daselbst von Hauslehrern; zugleich bekam er aber auch durch den dortigen Aufenthalt den ersten Geschmack sowohl für die Anmuth der unverdorbenen Natur, als auch für landwirthschaftliche Bemühungen, woben er denn noch überdies die verschiedenen Verhältnisse des ländlichen Treibens und Wirkens kennen zu lernen Gelegenheit genug fand.

Nach Beendigung der Amtsverwaltung kehrte er mit seinem Vater nach Zürich zurück und trat in das untere Kollegium ein. Sowohl in diesem als in dem Obern durchgieng der Jüngling alle Klassen, und hatte an Hagenbuch, Breitinger und Simmler eben so gelehrte als treue Wegweiser, um die Hallen des klassischen Alterthums zu durchwandern. Den Unterricht dieser ausgezeichneten Lehrer wußte er auch so wohl zu benutzen, daß er in den alten Sprachen bald eine ziemliche Fertigkeit erlangte. Als der Zeitpunkt herbeygerückt war, sich nach dem väterlichen Wunsche für die Theologie zu erklären, zeigte er weniger Lust für den geistlichen als für den weltlichen Stand, und seine Neigung zog ihn auf die Bahn hin, auf welcher sein Vater und Großvater mit Ehre fortgeschritten waren. Nun legte er sich auf die Rechtswissenschaft und begab sich auf die Hochschule in Halle, wohin er vorzüglich durch den Namen eines Nettelblatt hingelockt wurde. Als er wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, besuchte er als Freywilliger die Staatskanzley, um sich jene vielseitige Ausbildung zu verschaffen, auf welche bey der Besetzung von Staatsämtern und andern Beförderungen gewöhnlich Rücksicht genommen wurde. In dieser trefflichen Schule zeichnete er sich eben sowohl durch seine entschiedenen Fähigkeiten wie durch eine anhaltende Arbeitsamkeit rühmlich aus. Im J. 1753 erhielt Hirzel die Stelle eines Rathssubstituts und 1768 die des ersten Staatsschreibers; wurde 1772 Rathsherr von der freyen Wahl, 1773 Geheimrath, und 1785 Standesseckelmeister, aus welchem Amte ihn die Revolution 1798 heraushob. Bey der Einführung der Mediationsverfassung wurde er zwar wieder in den großen Rath gewählt; allein eine starke Verminderung des Gehörs bewog ihn nach einigen Jahren, dieselbe wieder aufzugeben. Er starb im November 1818 beynahe 92 Jahre alt. Hirzel war ehrwürdig durch seine Staatsverdienste, durch seine Gelehrsamkeit, wie durch seinen edeln Karackter. Bey allen den öffentli-

chen Stellen und Würden, womit er von seinen Mitbürgern beehrt wurde, war er der genaueste Beobachter seiner Pflichten, der mit treuem warmem Herzen des Staates Wohlfahrt beförderte, und den Regentenberuf nie als ein bloßes Mittel ansah, seine eigenen Zwecke zu befriedigen. Unter seiner Leitung gieng das große neue zürchersche Diplomatorium hervor, das allein schon Ehre genug für seine geschickte Thätigkeit ihm gebracht hatte. Der schweizerischen Geschichtsmuse war er ein begünstigter Liebling, der zu seinen historischen Ausarbeitungen vorzüglich die Hülfsquellen benutzte, welche die zürcherschen Archive ihm darboten, und wovon seine zürcherschen Jahrbücher, 4 Bde. 8. 1814—1816, deren Herausgabe er seine letzten Jahre gewiedmet hatte, hinlängliche Zeugen sind. Seine Disquisitio de Magistratus in Urbe Tigr. in Reformationis Opere præstito Officio, 1810, brachte seiner gelehrten Feder, als lehrreiche Vorbereitung auf die Feyer der Glaubensverbesserung großes Lob, und beurkundet, wie seine gründliche Gelehrsamkeit eben so auch seine äusserste Anhänglichkeit an das evangelische Religionsbekenntniß. Hirzel besaß einen sehr weit von Habsucht und Eigennütz entfernten Karackter, der in seinem heitern, angenehmen und lehrreichen Umgang sich besonders äusserte, und jedermann für ihn gewann. Seinem biedern ächten Schweizersinn blieb jede unduldsame Härte, jede geheime Proselytenmacherey fremde, wovon die Schinznachergesellschaft, deren Stifter einer er war, ein schönes Denkmal bleibt. Obgleich selbst Regent, hatte ihn seine warme Vaterlandsliebe zum patriotischen Unterthan seiner Regierung gemacht.

Hochstetter, (K. W.,) Professor der Heilkunde zu Bern, geb. zu Leonberg im K. Würtemberg. In seinem vierzehnten Jahr besuchte er die Schule zu Tübingen und zeichnete sich durch Kenntnisse und Talente von seinen Mit-

schülern besonders aus. Erst wollte er sich der Theologie nach väterlichem Beyspiele wiedmen, wurde im Herbstmonde 1799 in das theologische Stift zu Tübingen aufgenommen, und studirte neben der Philologie, Geschichte, orientalische Sprachen, vorzüglich Mathematik und Physik. Im J. 1801 ward er Doktor der Philosophie. Nach kurzer Zeit änderte er seinen Plan, und gab seinen Namen in die Matrikel der Mediziner. An dem rühmlich bekannten Professor Kielmeyer fand er einen aufgeklärten Lehrer, der ihm seine ächtphilosophische Behandlung der Naturwissenschaft ganz mitzutheilen wußte. Im J. 1805 vollendete er seinen medizinischen Kurs zu Tübingen, machte eine akademische Reise nach Göttingen, wo er Richters, Osianders und Himmly's Vorlesungen besuchte. Von Göttingen begab er sich nach der Schweiz, und machte von Bern aus mehrere Ausflüge in dieses Gebirgsland. Nach einigem Aufenthalte in Paris und als er 1807 eine sehr vortheilhafte Anstellung als Professor der Heilkunde auf einer berühmten deutschen Universität und eine andere als praktischer Arzt zu Heilbronn ausgeschlagen hatte, erhielt er 1808 die Stelle eines Prosektors zu Bern. Noch wurde ihm das Professorat der Anatomie zu Berlin mit einem großen Gehalte angeboten, aber seine Vorliebe für die Schweiz ließ ihn auch dieses von sich ablehnen. Diese seine Anhänglichkeit an die Schweiz und seine ausgezeichneten Kenntnisse in allen Fächern der ältern und neuern Literatur, besonders aber in den medizinischen Wissenschaften, bewog die bernische Regierung, ihm die Stelle eines ordentlichen Professors der Heilkunde an der dortigen Akademie zu übergeben, welche er zwar nur kurze Zeit, aber mit vielem Beyfall bekleidet hatte. Im May 1811 machte er eine literarische Reise nach Wien, kehrte über Triest, Venedig und über den Simplon nach Leuk in Wallis zurück. Auf der Höhe der Gemmi befiel ihn eine solche Schwäche, daß man ihn nach Kandersteg bringen mußte, von wo er auf dem Wege nach Frutingen, im 29sten Altersjahre starb

und am letztern Ort begraben wurde. Genialische Verstandeskräfte, vereint mit umfassenden Kenntnissen, erwarben diesem jungen Manne allgemeine Hochachtung, die man ihm auch nicht in Absicht auf seinen edeln und großen Karackter, von welchem Sittlichkeit, Besonnenheit und Anspruchlosigkeit, so wie ein rastloses Streben nach Wahrheit und Tugend die vorherrschenden Züge waren, versagen konnte. Seine Verdienste und die der Wissenschaft durch seinen frühen Tod zugewachsenen Verluste, hat sein Freund und Landsmann, der bernische Professor Emmert, in einer Gedächtnißrede gewürdiget.

Högger, (Sebastian, Freyherr v. Thurberg,) Generalmajor und Chef d'Escadre in königl. schwedischen Diensten. Der Name dieses ausgezeichneten Bürgers von St. Gallen glänzte ruhmwürdig in der schwedischen Marinegeschichte der ersten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts. Aus einem angesehenen Geschlechte entsprossen, gab der Vater, der Obervogt zu Bürglen im Thurgau war, dem feuervollen, zu jeder Unternehmung gewandten Sohn eine wissenschaftliche Erziehung. Nachdem er sich in allen auf das Seewesen sich beziehenden Kenntnissen festgesetzt hatte, trug er König Karl XII. von Schweden im J. 1710 seine Dienste an, welche angenommen wurden und in welchen er viele Thätigkeit zeigte. 1716 gieng er an Bord, reiste nach Martinique, in der Folge nach Amerika, besuchte 1718 die afrikanischen Küsten, hielt sich in Ceuta, Tunis und andern merkwürdigen Seeplätzen auf, machte wichtige Erfindungen zur Vervollkommnung der Schiffbaukunst, erwarb sich auch vorzügliche Verdienste um die genauere Bestimmung vieler Küstenländer, so daß er nach rühmlich überstandenen Prüfungen zu Brest in Frankreich, zum Schiffskapitän und nachher zu Karlskron in Schweden zum Schiffkommandeur ernannt wurde. Schon im J. 1717 erhob ihn

der König von Schweden in den Adelstand, und 1721 zum Chef d'Escadre. 1723 erklärte ihn der ihm geneigte König zum schwedischen Reichs-Baron. Nicht nur hatte ihn die Natur für den Seedienst mit den ausgezeichnetsten Talenten und Eigenschaften ausgestattet, und das Glück ihm Gelegenheit und Mittel zu ihrer Entfaltung und Anwendung verschafft, sondern auch für diplomatische Geschäfte schien er eben so große Geschicklichkeit zu besitzen, daher ihm der König mit einer Mission an den franz. Hof im J. 1735 beauftragte, deren günstiger Erfolg ihm das Ansehen eines klugen und kenntnißvollen Geschäftsmanns erworben hatte. Eben war er nach glücklicher Beendigung seiner Aufträge im Begriffe, nach Stockholm zurückzukehren, um seines ihm dankbaren Fürsten ihm zugedachten fernern Gnadenbeweise in Empfang zu nehmen, als der Tod den verdienstvollen thätigen Mann im J. 1737 den Lebendigen entriß. Unter seinen nachgelassenen Papieren befand sich eine sehr interessante Abhandlung de fluxu & refluxu maris.

Högger, (Johann Wilhelm Baron von,) der älteste Sohn des holländischen Ministers bey dem niedersächsischen Kreise. In Verhältnissen geboren, die ihm jedes Mittel darboten, seine geistigen Kräfte auszubilden, lebte der Knabe mit Umsicht und Erwerbung alles Guten, Schönen und Nützlichen, das ihm in seinem Kreise sich darstellte, dem Jünglingsalter entgegen. Zum geschickten Kaufmann erzogen, wußte er nicht blos den schon vortheilhaften Ruf des väterlichen Namens und Hauses zu erhalten, sondern noch durch eigene Verdienste und glückliche Unternehmungen zu vermehren. Nicht allein dieser und seine Bekanntschaft und Uebung in diplomatischen Geschäften, die er unter der Leitung seines Vaters erhielt, sondern auch sein gefälliges edles Benehmen und der Eifer, überall nützlich zu seyn, verschafften ihm allgemeine Achtung und Liebe, wovon er bald

öffentliche Beweise erhielt. Es wurde ihm 1778 der Gesandtschaftsposten bey dem portugiesischen Hofe von den Generalstaaten anvertraut, welchen er bis 1790 bekleidete. 1791 gieng er als bevollmächtigter Minister nach St. Petersburg, wo er mit Erfahrung und Einsicht das Interesse seiner Republik betrieb. Da Högger jede Belohnung, die seinem Eigennutz schmeicheln konnte, von sich wies, so mußte dies die Achtung gegen diesen würdigen Diener des Staats nur noch mehr erhöhen. Politische Ereignisse, die seinen Wünschen nicht angemessen waren, nöthigten ihn in der Folge, seine Stelle bey dem diplomatischen Korps niederzulegen. Er errichtete eine Handlung auf dem schwarzen Meere zu Odessa in dem russischen Gouvernement Wosnosenskoy, welche er mit großem Glücke führte, und wo er auch vor Kurzem gestorben seyn soll.

Högger, (Johann Jakob Baron von,) zu Clarisegg. Dieser als Vaterlands- und Menschenfreund gleich verehrte Bürger von St. Gallen, führte sein nützliches immer thätiges Leben ohne Bekleidung eines öffentlichen Amtes; war mit eben so großen, moralischen als intellektuellen Eigenschaften geziert, und blieb sich bey allen äussern Glücksumständen, als Feind aller Eleganz und Pracht, an weiser Einschränkung und Bescheidenheit immer gleich. Sanft liebenswürdig war jeder Zeit sein Benehmen in jedem Verhältniß, und derselbe Geist des Wohlwollens und der Freundschaft, der ihn im häuslichen Kreise belebte, waltete bey ihm in jedem andern Zirkel. Da er jeden Winter in München zubrachte, lernte ihn Bayerns Maximilian kennen, schätzte und liebte in ihm den biedern Altschweizer, dessen Name schon das höchste Lob der Edeln seye, beehrte ihn mit einem mehrmaligen Besuche auf seinem Landhause in der Schweiz, und gab ihm vielfältige Beweise seiner Gewogenheit. Als Högger am 14. Wintermonde 1812 zu

München starb, und dem König der Hinschied dieses ihm werthen Schweizers hinterbracht wurde, erwiederte derselbe: „So sind wir wieder um einen Ehrenmann ärmer.“ Mit einer Würde, die der Hochschätzung des Königs für ihn entsprach, wurde die Leiche des Verewigten zu Grabe begleitet.

Höpfner, (Albrecht,) Doktor der Medizin und vieler gelehrten und menschenfreundlichen Gesellschaften Mitglied, geb. zu Bern 1759. Sein Vater, ursprünglich ein Deutscher, verehlichte sich zu Biel und ließ sich zu Bern nieder, wo er einer Apotheke vorstand. In den Schulen dieser Stadt zeichnete er sich früh durch hervorstechende nicht gemeine Geistesgaben und regen Fleiß und Vorliebe für nützliche Kenntnisse aus, daher ihn Neigung sowohl als väterlicher Wunsch, sich den Wissenschaften zu wiedmen, aufforderten. In Lausanne, wohin seine erste Reise gieng, um die französische Sprache zu erlernen, legte er bey Herrn Struve eine feste Grundlage zur Chemie, Naturkunde und vorzüglich zur Mineralogie. Im J. 1778 begab er sich zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Apothekerkunst nach Ludwigsburg und Langensalza, wo er diesem Fache hauptsächlich oblag, dann nach Tübingen und Leipzig. In letzterer Stadt wohnte er in dem Hause des berühmten Weiße, betrieb mit Ernst und Eifer das Studium der Heilkunde und erhielt daselbst den medizinischen Doktorgrad. Da ihm das rohe Leben der Leipziger Musensöhne nicht behagte, dafür aber die Freundschaft des Patrons des Hauses, das er bezogen hatte, ihm geworden war, so wurde er, wie man leicht erräth, nicht nur des großen Mannes warmer Bewunderer und Verehrer, sondern auch von seiner Hand geleitet, in das Heiligthum der Musen eingeführt. Diesem günstigen Umstande verdankte er größtentheils seine Bildung zum Gelehrten und zum Schrift-

steller. Bey seiner Heymkunft nach Bern verband er sich mit mehrern wissenschaftlichen Männern in eine gelehrte Privatgesellschaft, in der sie sich wechselseitig zu literarischen Arbeiten aufmunterten. Dieses Vereines vorzüglichster Gegenstand war die Naturgeschichte, in welcher Höpfner eine bedeutende Stärke gewann. Nach dem Tode seines Vaters im J. 1785 übernahm er die Apotheke, zugleich erbte er ein artiges Vermögen, welches er nebst dem Gewinn von der Apotheke nun bald zur Anschaffung einer sehr schönen und zahlreichen Bibliothek, einer auserlesenen Mineralien- und Pflanzensammlung, zu allerley literarischen und schriftstellerischen Unternehmungen, und auch zu liberaler Unterstützung unbemittelter aber talentvoller Jünglinge, die sich den Wissenschaften wiedmen wollten, anwandte. Um diese Zeit begann er auch sein Magazin für die Naturkunde Helveziens, welches viele vortreffliche Aufsätze enthält herauszugeben. Männer von Berühmtheit in der Schweitz und in Deutschland standen mit ihm im Briefwechsel und viele gelehrte Gesellschaften machten sich's zur Ehre, ihn in ihren Schooß aufzunehmen. So ward er Mitglied der churfürstl. mannzischen Akademie der Wissenschaften; der naturforschenden Gesellschaft in Zürich; der physikalisch-ökonomischen in Bern; der medizinisch physikalisch-botanischen in Basel; der Gelehrten-Vereine zu Berlin und Mannheim; der Naturforschenden und der Gesellschaft der Bergbaukunde in Halle; der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen Korrespondent; und der zürcherischen Hülfsgesellschaft Ehrenmitglied. Im J. 1800 gab er den praktischen Beruf eines Apothekers auf. Seine ökonomische Lage war im Gedränge, welcher er von jetzt an durch seine Feder wieder aufzuhelfen suchte. Er fieng im J. 1801 an, die unter dem Namen g e m e i n n ü t z i g e s c h w e i z e r i s c h e Nachrichten beliebte Zeitschrift zu verfassen, ein Zeitungsblatt, das sich bis zu dieser Stunde in gutem Rufe erhielt, und von welchem er in kurzer Zeit bey 700 Abnehmer zählte. Daneben

gab er eine Brochüre über den Verfall der schweizerischen Eidgenossenschaft; ferner: die helvetische Monatschrift, und eine Andere unter dem Titel: der Beobachter, heraus, die Alle großen Beyfall erhielten, und von seinem Eifer, Geschmack und Gelehrsamkeit sprechende Zeugen waren. Zugleich eröffnete er im J. 1802 ein Lesekabinet, welches er mit den besten und kostbarsten Werken und Erscheinungen aus allen Fächern der Literatur bereicherte, und das von den gebildetsten Einwohnern Berns benutzt wurde. Erschöpft an Kräften starb er den 16. Jänner 1813.

Hofmeister, (Ulrich,) Mitglied des zürcherschen Obergerichts, geb. zu Zürich 1750, wiedmete sich anfänglich den theologischen Wissenschaften, trat aber nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn in den Handelsstand über, in dessen Angelegenheiten er sich nachher einige Zeit in Hamburg aufhielt. Als er von da wieder in seine Vaterstadt zurückgekommen war, erhielt er im J. 1792 den Zutritt in den großen Rath und zwey Jahre hernach die Landvogtey Sargans. Unverdrossene Thätigkeit, liberale Denkungsart, humanes Handeln und strenge allumfassende Gerechtigkeitsliebe, machten seine Regentschaft seinen Amtsangehörigen unvergeßlich. Durch seine kräftige Verwendung war es acht Gemeinden des Sarganserlandes gelungen, sich vom Todtenfall und den Fallhennen loszukaufen, wovon eine an der Mauer im Schlosse zu Sargans angebrachte Inschrift, welche mit seinem und seiner Gattinn Wappenschilde geziert ist, ein dankbarer Beweis ist. Nach dem Eintritte der Revolution bekleidete er drey Jahre hindurch die Stelle eines Unterstatthalters zu Zürich, und erwarb sich in diesem schwierigen Zeitpunkte durch sein parthenloses Benehmen die Achtung und das Zutrauen jedes Unbefangenen. Als Mitglied des Obergerichts, in welches er nach der Einfüh-

führung der jetzigen Verfassung gewählt ward, erschien er als Freund des Rechts, der Unschuld und der Menschheit, der genau die Verhältnisse beobachtete, in welchen die Menschen im täglichen Leben zu einander zu stehen pflegen, oder zu stehen kommen können. Seine Urtheile und Aussprüche trugen daher das Gepräge eines durch praktisches Menschenstudium aufgehellten Sinnes. Bey allen seinen Arbeiten und Geschäften, die ihm sein Richteramt vervielfachte, vergaß er die Ausbildung seines Geistes und Herzens nicht. Den Musen hold, waren sie es auch ihm gewesen, und der Umgang mit denselben war ihm seine liebste Erholung. Als er die Schreckensnachricht von dem Brande von Sargans erhielt, erhob sich in ihm mächtig der Gedanke, dieses traurige Ereigniß dazu zu benutzen, den Verunglückten daselbst, seine dankbare Erinnerung an das von ihnen genossene Zutrauen durch die Aufsammlung einer Hülfssteuer ihnen auszudrücken; zu welchem Ende er von Freunden und Wohlthatern, an die er sich wandte, die Summe von 3018 fl., theils an Geld, theils an Effekten, zusammenbrachte, und in 5 verschiedenen Sendungen nach Sargans zu uberschicken die Freude hatte. Dieser neue Beweis seines bey ihm nicht erloschenen Vatersinns gegen seine ehemaligen Untergebenen, erkannte gerührt die St. Gallische Regierung, die ihm unterm 4. Jänner 1812 ihren besondern Dank, durch ein Dankschreiben zu erkennen gab. Bald nach dieser, den unglücklichen Sargansern geleisteten Wohlthat, nemlich am 25. Juny 1812, starb dieser edle Mann an den Folgen einer zurückgetretenen Gliedersucht, 62 Jahre alt.

Holzhalb, (Joh. Jakob,) geb. zu Zürich 1720 aus einer angesehenen bürgerlichen Familie. In seinem väterlichen Hause erzogen, wiedmete er sich auch dem Beruf seines Vaters, der ein Apotheker war, nach dessen Tode er im J. 1766 die Apotheke zum Salmen in Zürich fortsetzte. Re-

benden studirte er die ältere und neuere Geschichte, besonders die schweizerische, welche ihm nach und nach so viele Reitze darbot, daß er ihrer Kultur sich ausschließlich hingab, und mit derselben noch das Studium der schweizerischen Geschlechterkunde verband. Wie weit er es darin darin gebracht hat, zeigt sein mühevolles Unternehmen zu dem schweizerischen Lexikon des sel. Burgermeisters Leu, Supplemente zu bearbeiten, die er in 6 Quartbänden von 1786 bis 1795 herausgab. Ein Zusammenfluß von widrigen Umständen, besonders aber seine ihm eigene Herzensgüte, die seiner häuslichen Wirthschaft nachtheilig wurde, und ein damit verbundenes unverdientes allzugroßes Zutrauen in einen Handlungsbedienten zwangen ihn, seinen bisherigen Beruf niederzulegen und seine Alterstage in einem obrigkeitlichen Pfrunderhause, zunächst seiner Vaterstadt, zuzubringen, wo er auch im April 1807 gestorben ist. Ohne eben ein Mann von vielem Talent und ausgezeichneten historischen Kenntnissen gewesen zu seyn, besaß er doch im vaterländischen Geschichtfache mehr als bloß oberflächliche, und einen seltenen Fleiß, indem er unter seinen hinterlassenen Manuskripten, Materialien zu neuen Fortsetzungen in solcher Menge hinterließ, daß ihre Aufsammlung und Bearbeitung wohl noch eben so viele Bände versprechen dürfte.

Hopf, (Samuel,) Pfarrer auf der Nideck zu Bern, geb. zu Thun 1726. Sein Vater, ein frommer Landprediger, gab ihm den ersten Unterricht und bildete sein Herz zur frühen Frömmigkeit. Aus eigenem Antriebe wiedmete er sich dem geistlichen Stande. Der Vortheil verwandtschaftlicher Verbindung mit vornehmen Häusern zu Bern, kam der Urbanität und Politur der Sitten des Jünglings wohl zu statten. Seine Studienjahre, die er in Bern verlebte, waren, so wie dem Erwerbe klassischer Kenntnisse, eben so auch den Vorübungen in den Regeln des Anstandes gewiedmet.

daher er auch in seinen spätern Lebensjahren als ein gebildeter Gesellschafter in jedem gebildeten Zirkel willkommen war. Nachdem er sich neben seiner künftigen Berufswissenschaft die Meisterwerke der Alten vollkommen und gründlich bekannt gemacht hatte, empfieng er 1752 die Ordination zum Predigtamte. Da er für den damaligen Dekan Zehender zu Bern öfters zu predigen Gelegenheit hatte, so wurde er immer mehr bekannt, und seine Vorträge fanden zu Bern bald allgemeinen Beyfall. Durch seinen richtigen Verstand und seinen auf das Praktische hinzielenden religiösen Sinn, vermied er die Fehler der damaligen Prediger, die trockenen Kontroversen der Einen und den mystisch-pietistischen Ton der Andern. 1762 übertrug ihm der souveraine Rath die Pfarrstelle an der Nideckkirche zu Bern. Da seine Predigten keine Tautologien, sondern lichtvoll geordnete einfache aber gefällige Darstellungen für Zuhörer von der verschiedensten Geisteskultur waren, so wurden sie nicht selten von jungen Geistlichen entweder ganz nachgeschrieben, oder nur die Entwürfe derselben aufgezeichnet. So wie sich in seinen Predigten sein wahrheitliebender frommer Sinn aussprach, so äusserte sich auch derselbe unverkennbar in seiner übrigen Amtsführung und in seiner Hirtentreue, in welcher er seinen jüngern Brüdern nachahmendes Vorbild wurde. Väterlich besorgte er insonderheit arme Kranke, er war ihnen nicht blos Tröster in ihren Leiden, er war auch noch ihr zeitlicher Berather, und pflegender Freund. Nicht allein die Sterbenden aus seiner Gemeinde, sondern Leidende aus Andern begehrten seines geistlichen Beystandes. Neben diesen Amtsarbeiten blieb das Studium der Natur seine Erholung. Er sammelte und besaß die neuesten und besten Werke über die Naturlehre und Naturgeschichte. Er schaffte sich einigen artigen Apparat von physikalischen Instrumenten an, machte Versuche mit der Optik, mit dem Magnet, mit der Luftpumpe, mit der Elektrizität und mit Verfertigung der verschiedenen Luftarten.

Er beobachtete mit seinem Mikroskop die Welt der Insekten und mit seinem Teleskop die Veränderung am Himmel. Sonnen- und Mondsfinsternisse waren ihm festlich. So lebte der ehrwürdige Hopf, weise seine Stunden zwischen seinen Predigergeschäften und Lieblingsstudien theilend bis in sein 61. Jahr, in welchem er zu Ende des Herbstes 1787 seine nützliche und rühmliche Laufbahn beschloß. Sein verehrtes Bild wurde zu Bern beynahe in jedem Hause gesehen.

Hottinger, (Johann Jakob,) großer Philologe, Gelehrter und Schriftsteller, geb. in Zürich 1750. Frühe Entwicklung seines Geistes machte, daß man ihn nach dem Vorbild großer Vorfahren, den Wissenschaften bestimmte, in deren stillen Lustgefilden sich der Jüngling auch vorzüglich gefiel, und sich bald eine solche Fertigkeit in den alten Sprachen erwarb, daß er noch im späten Alter sich so leicht und schön im Lateinischen, als im Deutschen ausdrückte, und dieselbe Fertigkeit auch im Griechischen besaß. Nach Vollendung der akademischen Studien und erhaltener Weihe zu dem geistlichen Stande that er 1771 eine Reise nach Holland und Deutschland, erhielt nach seiner Rückkehr die Professur der Eloquenz im J. 1773, wurde 1789 Professor der lateinischen und griechischen Sprache an dem Kollegio Humanitatis, und bekam 1796 den Lehrstuhl Philologiä sacrä, mit dem ein Kanonikat verbunden ist. Die ausgebreitetsten Kenntnisse, die er sich als Jüngling erworben hatte, um in reifern Jahren aus der eigenen Aerndte wieder für Andere säen zu können, wußte er mit so wohlthätigem Erfolg (— wobey er dennoch eine seltene Berufstreue bewiesen hatte —) als Lehrer den Studirenden mitzutheilen, daß auch Viele von diesen, reich an Belegen hiefür, in der Reihe der schweizerischen Literatoren jetzt die ersten Stellen einnehmen, und so wie er einst an Breitinger, Bodmer, Steinbrüchel und

Salomon Geßner Lehrer hatte, die zugleich seine Freunde wurden, eben so war es auch Hottinger den trefflichen Männern geworden, die gegenwärtig den zürcherschen Helikon zieren. Ein vollständiges Verzeichniß der schriftstellerischen Arbeiten dieses achtungswürdigen Mannes hier zu liefern, würde wohl zu weit führen; dagegen bewundert man in denselben seine geschickte Auffassung der Gegenstände derselben, seinen kritischen Scharfsinn, seinen geläuterten Geschmack, wie seine mühsame Belesenheit in den Werken der Alten und Neuern, nebst einem reinen ungekünstelten und männlichen Styl, in welchem er sie geschrieben hat. Er bearbeitete mehrere Abhandlungen über Fragen aus dem Gebiete der Philosophie und Psychologie, für welche von holländischen Akademien Preise ausgesetzt waren, welche er auch erhielt. Mehrere Hochschulen Deutschlands, Göttingen zuerst, und im J. 1787 Duisburg, hatten den ausgezeichneten Gelehrten für ihre Lehrstühle zu erhalten gewünscht; allein die Liebe des Vaterlands hielt ihn an der bescheidenen Stelle, zu welcher ihn dieses früh berufen hatte, zurück, und so lehnte er die vortheilhaftesten Anträge damals ab. Wohl recht hatte demnach der berühmte Wieland, als er 1796 seinem Schwiegersohne von Hottingern schrieb: „Eure Patres Patriæ und Euere „Mitbürger können nie zu viel erkennen, was sie an diesem „Manne haben, und wie sehr er seinem Vaterlande Ehre „macht.“ Hottinger war bey vierzig Jahren eine Zierde des zürcherschen Lyzeums gewesen, da er mit Allem ausgerüstet war, was zu dem schönen Ziele führen konnte, das er sich auf seiner literarischen Laufbahn vorsetzte; und seine philologischen Arbeiten, welche sich mit den an unsere Zeit übergegangenen Werken Theophrasts, Salusts und Cicero's beschäftigen (— von diesem Letzten übersetzte er die Bücher von der Divination und jene von den Pflichten, aus der Urschrift, und begleitete sie mit philologisch-kritischen Anmerkungen —), ertheilten ihm allein

schon Ansprüche auf Namensunsterblichkeit. Als ein Weltweiser im ächten Sinne des Worts, hatte er die Rechte der Vernunft, gegen Schwärmerey und Aberglauben in denkwürdigen Zeitmomenten ernst und männlich und mit dem besten Erfolge vertheidigt, ohne jene Ehrfurcht vor den Schranken zu verletzen, welche der Verstand des Menschen nicht zu überschreiten bestimmt ist. Hottinger starb im Februar 1819.

Huber, (Melchior,) Doktor der Medizin und Professor der Geschichte zu Basel, geb. daselbst 1778. Sein Vater, der als Dichter und Schriftsteller bekannte Apotheker Wernhard Huber versäumte nichts, was zur Ausbildung und der Entwicklung der Fähigkeiten des Sohns dienen konnte. Nach Vollendung seiner Schuljahre betrat er die akademische Laufbahn, und wurde 1795 Magister der Philosophie. Hierauf wiedmete er sich der Medizin und Pharmazie. Zu Letzterer gab ihm die väterliche Offizin erwünschte Gelegenheit. Allein seine ganz unverhoffte Ernennung zum öffentlichen Lehrer der Geschichte im J. 1796 bewirkte einige Veränderung in seinem Studienplan. Um sich mehr Brauchbarkeit für diese Stelle zu verschaffen, suchte und erhielt er Urlaub, auf auswärtigen Akademien, Beydes, in der Geschichtskunde, so wie in seinen medizinischen Kenntnissen sich mehr zu vervollkommnen. Er bezog daher zuerst die Universität Tübingen, von wo er nach einigem Verweilen nach Göttingen sich begab. Der Aufenthalt auf diesen beyden hohen Schulen hatte einen vortheilhaften Einfluß auf die Bildung seines Geistes. Er war dadurch genauer mit der deutschen Literatur bekannt geworden; eine Bekanntschaft, die er liebte und während seines obgleich kurzen Lebens nie mehr aufgab, sondern mit Eifer fortsetzte. Nach seiner Rückkehr nach Hause im J. 1801 empfieng er

den Doktorgrad in der Medizin, übernahm die Apotheke seines Vaters, und erwarb sich als ausübender Arzt sehr bald Zutrauen, und Hochschätzung. Seine Amtsgeschäfte als Professor der Geschichte waren leicht und nahmen ihm wenig Zeit weg; daher er noch Muße genug behielt, um an schriftstellerische Arbeiten denken zu können. Seine ärztlichen Kenntnisse und seine Erfahrungen benutzte er als Schriftsteller, der verderblichen Quacksalberey Grenzen zu setzen und alte schädliche Vorurtheile auszurotten. Er gab zu diesem Ende mehrere Brochüren heraus, durch welche er seinen edeln Zweck zu erreichen suchte. Um die pharmazeutische Chemie erwarb er sich große Verdienste, davon seine Grundzüge der Chemie von Adet Zeugniß geben. Während der berühmte Doktor Gall im Weinmonde 1807 zu Basel seine kranologischen Vorlesungen hielt, war Huber der Erste, der es wagte, dessen System, das er genau in's Auge gefaßt hatte, öffentlich zu beleuchten und mit Thatsachen zu widerlegen. (Siehe Aarauer Miszellen Jahrgang 1807.) Dazu half ihm sein treffliches Schriftstellertalent, seine Gabe, trockene Wahrheiten durch beredte Wendungen zu verschönern, und Ernst mit Scherz, Lehren und Warnungen mit lachender schalkhafter Satyre zu mischen. Sein Omega oder Reise an's Ende der Beschwerden. Basel 1813, wird von dem, der seinen Sinn zu enthüllen vermag, als zeitgemäßen Wink des Verfassers angesehen, vom Schein zur Wirklichkeit und vom Eigendünkel zur Selbstkenntniß zurückzukehren. Bald bestraft er darin die Fehler des Zeitalters, bald hält er wieder die Vergangenheit an den Spiegel der Gegenwart. Basel hätte sich von diesem durch Talent und Kultur so ungemein ausgezeichneten jungen Manne noch Vieles versprechen können, hätte nicht seine unermüdliche Thätigkeit und die häufigen Besuche der Militärlazarethe, in dem ersten Monat des Jahrs 1814, ihm das Nervenfieber zugezogen, über welches er seine Beobachtungen in einer erst wenige Tage

vor seinem Tode erschienenen Schrift niedergeschrieben hatte, das ihn auch am 2. Februar den Seinigen entriß.

Hunkeler, (Joseph,) ein sehr geschickter Landökonom und Kirchmeyer zu Ettiswyl im Kanton Luzern, geb. daselbst 1725. In der Schule seines Geburtsorts lernte er Lesen und Schreiben, seine bessern Einsichten erwarb er sich hingegen durch eigenen Fleiß. Er war kaum 9 Jahre alt, als sein Vater Joseph Hunkeler starb, und in seinem 27ten Jahre übernahm er die Besorgung und Bewirthschaftung der weitläufigen, zum Theil durch Verpachtung vernachlässigten väterlichen Güter, die er auffallend verbesserte. Auf dem Wege eigenen Nachdenkens gelangte er zu dem Reichthum von Kenntnissen und Erfahrungen im landwirthschaftlichen Fache, der ihn in der Folge so rühmlich auszeichnete. Hr. von Balthasar sagt von ihm: „Ein „wackrer Mann, der vor Andern den Vorzug verdient, und „in der That beweist, was Nachdenken, Nachahmen, Un„verdrossenheit und Geschicklichkeit vermögen. Ohne von „dem berühmten Kleinjogg etwas zu wissen, hat er meist „eben die Grundsätze befolgt; er sann auf Verbesserung sei„ner weitschichtigen Güter, und hob die Hindernisse und „Vorurtheile, die seine Knechte oder Nachbarn ihm in den „Weg legten, und drang so zur Ueberzeugung seiner festen „Einsicht, und Beurtheilungskraft zum augenscheinlichen Nu„tzen und Verbesserung der Landwirthschaft sowohl, als des „Oekonomisten durch. Mit dieser Besiegung der alten Vor„urtheile und angemerkten Uebungen kam er mit seiner Ab„sicht, das Gute den Nachbarn im Kanton Bern nachzu„machen, und auch nach den Umständen zu verbessern, nicht „nur empor, sondern gab hinwiederum seinen Kirchgenossen „eben das Beyspiel und die Aufmunterung, auch etwan „Versuche anzustellen.“ Dieser sowohl in seinem Wirkungskreise verdienstvolle, als auch wegen seines wohlwollenden

Karackters verehrungswürdige Mann, starb den 1. März 1795. Sein Sohn gleichen Namens, Mitglied des hohen Appellationsgerichts zu Luzern, trat ganz in die väterlichen Fußstapfen, und wurde im J. 1808, von dem regierenden Landammann der Schweiz zu einem der 5 Kommissarien ernannt, die den Auftrag hatten, die Fellenbergischen landwirthschaftlichen Anstalten zu Hofwyl zu untersuchen.

Huntziker, (Joh. Heinrich,) Rathsherr und Dragonermajor zu Aarau, geb. daselbst 1734. Dieser thätige Menschenfreund fand in seiner Jugend in den Schulen seiner Vaterstadt einen Unterricht, der weder seiner Bestimmung noch seinem Geiste entsprach, und man konnte mit Recht von ihm sagen, daß er die Bildung seines Verstandes nur seiner eigenen Erfahrung und seiner nie aufhörenden Lernbegierde verdankte.

In seinem 24sten Jahr gieng er auf Reisen und besuchte die wichtigsten Städte von Deutschland, Holland und Frankreich mit solchem Beobachtungsgeist, daß die Bemerkungen, die er damals machte, oft noch in spätern Jahren den Stoff zu angenehmen Unterhaltungen mit seinen Freunden verschafften. Nach seiner Rückkehr wiedmete er sich dem väterlichen Berufe, der Handlung, und seine unermüdete Thätigkeit, seine Ordnungsliebe, seine Rechtschaffenheit wurden mit dem glücklichsten Erfolge belohnt, der ihn in den Stand setzte, die heiligen Triebe der Menschenliebe ganz zu befriedigen. Dann neben dem, daß er die Stellen, zu denen ihn das Zutrauen seiner Mitbürger berief, mit der größten Thätigkeit verwaltete, so war er, sobald eine nützliche, wohlthätige Anstalt in Vorschlag kam, immer einer der Schöpfer, oder einer der wärmsten Beförderer derselben. So war er als Mitglied des aarauischen Schulraths einer der eifrigsten Mitarbeiter an der Reform der Erziehungsanstalten, und einer der thätigsten Aufseher derselben — so war er bey dem durch freywillige Beyträge errichteten Wai-

senhause einer der Stifter und vorzüglichsten Wohlthäter — so errichtete er vo seiner Mutter und Schwester, zwey achtungswürdigen Frauenzimmern unterstützt, das in der Folge so berühmt gewordene Mädcheninstitut, und sicherte dasselbe durch einen beträchtlichen Fond auch der Nachkommenschaft. Seine Mußestunden waren den wissenschaftlichen Fortschritten und der Ausbildung seines Geistes durch eine wohlgewählte Lektüre gewiedmet, und willkommen war ihm Alles, wobey er für Berichtigung seiner Begriffe und für den Wachsthum seiner Kenntnisse etwas zu gewinnen glaubte. Dieser edle Mann, der zum Wohl seiner Vaterstadt, und zum Glück seiner Freunde so Vieles beytrug, und von dessen Thätigkeit und Geschmack für alles Schöne, Gute und Nützliche, bey längerm Leben, sich noch so viele edle Früchte hätten erwarten lassen, starb im April 1796, im 62sten Altersjahre. Die unerwartete Nachricht von seinem Tode erweckte eine allgemeine Trauer bey seinen Mitbürgern und den Armen der umliegenden Gegend, denen er jederzeit, besonders in den Zeiten der Theurung, sich als ganz ausgegezeichneter Wohlthäter durch mannigfaltige Hülfleistungen gezeigt hatte.

Irminger, (Heinrich,) Ritter und Kapitän in franz. Diensten, mit dem Zunamen: Eroberer der Bastille, geb. zu Zürich 1740. Die Eltern wollten ihn mit aller Sorgfalt für den Dienst des Staats erziehen, und bereits hatte der mit sehr schönen Geistesanlagen gezierte Jüngling genügende Beweise von seinen wissenschaftlichen Fortschritten abgelegt, als ihm seine Aussichten in seiner Vaterstadt nicht mehr gefielen, und er sich offen für den Militärdienst erklärte. Er wählte denselben anfangs bey den herzogl. würtembergischen Truppen, bey welchen er zum ersten Oberlieutenant avancirt war. Als mit seinem

Regiment eine ihm nicht entsprechende Reform vorgenommen wurde, verließ er Würtembergs Dienste, kam zur franz. Garde, bey welcher er zum Sergeant, Premier-Sergeant und Sergeantmajor mit Oberlieutenantsrang vorrückte. Höher vermochte er nicht zu steigen, weil schon ein Port Drapeau von altem französischem Adel seyn mußte, und seine Verwandtschaft mit weiland dem königl. dänischen General der Kavallerie und Ritter des Danebrogordens von Irminger ihm hier keine Vortheile bringen konnte. Daß er unter den 4000 Mann Garde der einzige Ausländer war, war lange ein Geheimniß, und welches im ganzen Korps niemand, als dessen Chef, der Herzog von Biron wußte. Bey dem Ausbruche der franz. Revolution im J. 1789 blieb er bis auf den letzten Mann an seinem Posten, schlug sich aber hernach zur Parthey des Volks, zeichnete sich bey verschiedenen Anlässen durch Muth und Talente, besonders aber bey der Einnahme der Bastille durch eine so seltene Kühnheit und Unerschrockenheit aus, daß ihm deßwegen der neu errichtete Bastillorden und eine Kompagnie zu Theil wurde, nachdem er schon vorher zur Belohnung seiner Anhänglichkeit und seiner vieljährigen Kriegsdienste, von der franz. Regierung mit dem St. Ludwigsordenskreuz und einer Pension von 1800 Livr. beehrt worden war. Seine bey der Zerstörung der Bastille bewiesene Bravour und Theilnahme erwarb ihm bey den Parisern das Prädikat eines Helden oder Eroberers der Bastille. Von 1794 an lebte er im Privatstande, und war entschlossen, nicht eher wieder zu den Waffen zu greifen, als wenn es die Vertheidigung seines Vaterlandes von ihm fordern würde. Allein die denkwürdige Staatsumwälzung vom J. 1798 änderte seinen Sinn; er trat wieder in eine angemessene Aktivität, in welcher er das Ende einer ehrenvollen militärischen Lebensbahn am 14. Jänner 1813, im Genusse allgemeiner Achtung erreicht hatte. Er war im eigentlichsten Sinne Soldat, dabey aber ein redlicher und dienstfertiger

Freund gegen bekannte und unbekannte Landsleute, wenn sie in Paris seine Bekanntschaft und Umgang suchten.

Iten, (Joseph Anton Heinrich,) des hl. römischen Hofes Graf und Ritter des goldenen Sporns, geb. zu Ober-Aegeri im äussern Amt Zug im J. 1702. Als einer der brauchbarsten Geschäftsmänner seines Kantons, zeichnete er sich eben so sehr durch seine Talente als durch die hohen Würden und diplomatischen Sendungen, die ihm aufgetragen wurden, vortheilhaft aus. Seine Studien hatte er in Italien vollendet. Noch nicht zwanzig Jahre alt, wurde er an seines verstorbenen Vaters Stelle Landvogte im Mayenthal. Nach seiner Rückkehr von diesem Amte, ernannte ihn der Abt von Engelberg zu seinem Kanzler. Ungeachtet seines Aufenthalts in diesem Alpenthale wußte er sich die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger zuzuwenden, die ihn auch nicht vergaßen, sondern nach und nach zu den höchsten Staatswürden beförderten. Drey Male wurde er zur Ammannsstelle erhoben, und ihm die vielgesuchten Landvogteyverwaltungen im Thurgau, Rheinthal und in den obern freyen Aemtern anvertraut. Im J. 1736 belohnte ihm der hl. Stuhl seine politischen Verdienste und seinen demselben bezeigten Eifer in einem besondern Geschäfte mit dem glänzenden Prädikate eines römischen Grafen und der Ritterschaft des goldenen Sporns. 1752 berichtigte er zu Varese mit einem kaiserl. östreichischen Bevollmächtigten zu großem Wohlgefallen der eidgenössischen Stände, lange dauernde und vielerley Unordnungen veranlassende Grenzstreitigkeiten zwischen Mailand und der italienischen Schweiz, an deren Ausgleichung die Kunst und Anstrengungen mehrerer sonst rühmlich genannter Politiker bisher gescheitert hatten. Nicht lange hernach verbarg sich die Sonne seines Glücks und Ruhms hinter einer düstern Wolke. In den innerlichen Unruhen, die des burgundischen Salzes wegen in seinem

Kanton im J. 1765 entstanden waren, richteten die Unzufriedenen auch gegen ihn Mund und Feder; er verlor im Partheykampfe nicht nur seine Magistratswürde, sondern wurde sogar aller bürgerlichen Rechte beraubt. Allein kaum hatte das Feuer der aufgeregten Gemüther sich gelegt, so überzeugte man sich wieder von des Mannes Unschuld, und gab ihm die verlangte Genugthuung dadurch, daß man ihn wieder in seine ehevorigen Stellen einsetzte und ihn im J. 1774, mit der Würde eines Landeshauptes beehrte. Er war übrigens ein Mann, der wirklich gute Anlagen und Talente besaß, ein trefflicher Volksredner, der in seinem Aeussern Würde und Ernst zu vereinigen wußte. Die Wissenschaften liebte und kultivirte er bis zu seinem Tode, der 1784 erfolgt ist.

Ith, (Johannes,) Dekan am Münster zu Bern, geb. daselbst 1747. Von seinen Eltern auf das Sorgfältigste erzogen, und von trefflichen Lehrern mit allen jenen Wissenschaften auf's Genaueste bekannt gemacht, durch welche die jugendlichen Kräfte am Sichersten aufgeregt, entwickelt und zur Brauchbarkeit für die künftige Laufbahn geübt werden, entschied er bey der Wahl seiner künftigen Bestimmung für den geistlichen Stand. Mit Eifer legte er sich auf das Studium der alten Sprachen und der Theologie, und machte in denselben beträchtliche Fortschritte; immer blieben aber Philosophie und deren Geschichte seine Lieblingswissenschaften. 1770 erhielt er die Aufnahme in's Predigtamt, unterschied sich sehr bald von Andern seiner akademischen Freunde als spekulativer Philosoph, und gehörte als solcher zu den scharfsinnigsten und kenntnißreichsten Bernern. Seine Ausgabe von Kornelius Nepos mit kritischen Anmerkungen zeugte von seiner frühen klassischen Gelehrsamkeit. Er wurde 1778 Oberbibliothekar und Mitglied der ökonomischen Gesellschaft in Bern, ver-

sah zugleich vikariatsweise den Lehrstuhl der griechischen Sprache, bis ihm 1781 die philosophische Professur aufgetragen wurde. Im J. 1796 belohnte man seine akademischen und gelehrten Verdienste mit der einträglichen Landpfarre Siselen. Mit dem Eintritte der helvetischen Regierung erwählte ihn diese zu ihrem Minister der Künste und Wissenschaften, welche Stelle er aber ausschlug, dagegen jene eines ersten Pfarrers am Münster und Dekans der bernischen Klasse im J. 1799 annahm, mit welcher er im folgenden Jahre das Präsidium bey dem Kantonserziehungsrathe noch verband. Bey der 1805 eingeführten Reform der Akademie zu Bern wurde er zum Kurator dieses neuen literarischen Bildungsinstituts erhoben, und starb im Weinmonde 1813. Ith war ein wohlorganisirter philosophischer Kopf, aber von einem schwachen schwankenden Karackter; ein Fehler, der ihn zum Theil zu vielen zum Theil mißdeuteten Schritten verleitete, und den man nirgends weniger verzeiht, als in Bern, wo Muth und Festigkeit über Alles geschätzt werden. Von seinen hinterlassenen im Drucke erschienenen Arbeiten sind vorzüglich bekannt: Uebersetzung des Ezour Vedam; von den Braminen; mit vielen Anmerkungen über die Religion der Indianer und ihre Geschichte. 2 Bde. 1794. Anthropologie, oder von der physischen und intellektuellen Natur des Menschen. 2 Bde. 1795. Collectio nova Classicorum Romæ antiquæ Scriptorum. 1779. Supplementiem II. Catalog. libr. typis editorum, qui in Bibliotheca Bernens. exstant. 1784. Auswahl einiger Predigten. 1793. Ueber die Bestimmung des Predigerstandes. 1798. Helvetien zu Anfang 1800. Ist Religion zur Nationalversittlichung nothwendig? in Höpfners helvetischer Monatschrift. 1. Heft. 1799. Amtlicher Bericht über die Pestalozzi'sche Anstalt und die neue Lehrmethode in derselben. 1802. Parentation auf den seligen Schultheiß Steiger. 1805.

Ivernois, (Philipp von,) nachher Sir Francis d'Ivernois, geb. zu Genf mit guten Talenten und großem literarischem Ehrgeitze, war kaum 23 Jahre alt, als er zu einem der Repräsentanten der genferischen Bürgerschaft erwählt wurde. Er schrieb damals seine Lettres & mémoires du 10. Octobre & 3. Novembre 1780, welche obrigkeitlich verboten wurden, und im folgenden Jahre gab er Offrande à la liberté & à la paix, ou l'idée de conciliation adressée à Mr. A. de Luc, en refutation du mémoire qu'il remit le 21. Août 1781, à Mr. le Comte de Vergennes, 8. heraus, worauf er den 10. April 1782 in den großen Rath aufgenommen, jedoch am folgenden 2. Heumonde wieder aus demselben entlassen, und als einer der Chefs der Demokratenparthey, von den hohen kontrahirenden Mächten verwiesen wurde. In Eile verfertigte er das bekannte Tableau historique & politique de révolution de Génève, 8. 1782, welches er König Ludwig XVI. wiedmete, und das bey aller Partheylichkeit als ein sehr wichtiger Beytrag zur genferischen Geschichte angesehen werden kann. Nach der Revolution vom Januar 1789, die seiner Parthey wieder ein Uebergewicht gab, berief man ihn wieder in seine Vaterstadt zurück. Er befand sich zu Ende 1792 bey den Unterhandlungen mit dem General Montesquieu, um Genf vor einem Einfall der Franzosen zu bewahren, und wanderte freywillig aus, als der Jakobinismus daselbst die Oberhand behielt. 1796 edirte er: Etat des finances & des ressources de la république françoise en Janvier 1796, welche Schrift auch in's Deutsche übersetzt wurde, und im folgenden Jahr: Essai historique, politique & moral sur les révolutions anciennes & modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution françoise de nos jours. 3 vol. Londres 1797. Sowohl diese Schriften, besonders die Erste, in welcher man neben gründlichen Finanzkenntnissen, große Irrthümer über die Macht, Hülfsmittel und Politik Frankreichs findet, so wie

seine der brittischen Regierung schmeichelnden Voraussagungen, deren theilweise Nichterfüllung zum Beweise dient, daß sich d'Ivernois eben so gut, wie so viele Andere, in seinen Muthmassungen öfters getäuscht habe — erwarben ihm den Titel eines Ritters und eine zweyte Heymath in den brittischen Reichen. Er begleitete auch den Sohn des Lord Eardley auf mehrern Reisen auf dem festen Lande, und lebte seit der Rückkehr nach England der Literatur. Man hat von ihm noch folgende in London erschienene Arbeit: Révolution à Génève. Tableau historique & politique de la conduite de la France envers les Génévois. 8. Für genferische Flüchtlinge, die sich nach Irland begeben hatten, bewirkte er bey dem Könige von England Niederlassungsrechte, und ist vor Kurzem gestorben.

Kasthofer, (Gottlieb Rudolph,) Kanzler des Kantons Aargau, geb. zu Bern 1768 und gest. zu Aarau 1823. Wißbegierde, Thätigkeit, Vaterlandsliebe zeichneten ihn früh unter seinen Jugendgenossen aus. Nachdem er seine erste Bildung empfangen hatte, ward er in einer der Behörden seiner Vaterstadt als Schreiber angestellt. Zur Zeit der helvetischen Republik entfaltete er den ganzen Werth seines Geistes und seiner vortrefflichen Denkart, wo er im Ministerium der innern Angelegenheiten den verschiedenen Kanzleyen desselben vorgesetzt, in den wichtigsten Angelegenheiten gebraucht, und endlich in den gefahrvollen Zeiten bürgerlicher Verwirrung zum Regierungsstatthalter des Kantons Bern ernannt wurde. Nur Vaterland, Gesetz und Pflicht vor Augen, genoß er wegen Reinheit seiner Gesinnungen, wegen Würde und Mäßigung in That und Wort, als ein Biedermann von Treue und Glauben, die Achtung von beyden Partheyen der Revolution, was Wenige damals von sich rühmen konnten. Nachdem durch die Vermittelung des ersten Konsuls Bonaparte im J. 1803

die Eidgenossenschaft, aber in einer dem Jahrhundert entsprechendern Gestalt wiederhergestellt worden war, übertrug ihm die Regierung des Kantons Aargau die Würde eines Staatskanzlers. Seine Voreltern, und so auch er, waren Bürger der Stadt Aarau. Er ward nachher in den großen Rath erwählt und Mitglied mehrerer Behörden, in welchen mancherley Verhältnissen er sich wahrhafte Verdienste um den Kanton erwarb, zumal um das Armenwesen, dessen musterhafte Einrichtungen ihm Vieles von ihrem Daseyn verdanken. Eben so bleibt auch die zinstragende Ersparnißkasse des Kantons Aargau, als deren wahrer Urheber er vorzüglich anzusehen ist, ein schönes Denkmal seines gemeinnützigen Strebens. Wer Kasthofer näher kannte, verehrte in ihm einen edeln, durch Geist und Erhabenheit der Gesinnungen ausgezeichneten Republikaner, der im gesetzgebenden Rathe für die Freyheit des Aargaus, für das Glück des Volks, in welchem er lebte, mit jener Unabhängigkeit sprach, welche den Mann bezeichnet, dessen Leitsterne weder Geldgeitz noch Ehrgeitz, sondern Gott, Gesetz und Vaterland sind, und der eben so auch selbst thätig im bürgerlichen Leben handelte. Er buhlte um keine Stellen, und es ekelte ihn an, wenn er Menschen ohne Fähigkeit und innern Werth, blos um zu glänzen oder zu herrschen, Aemter begehren und annehmen sah; aber er lehnte auch keine Stelle ab, der er sich gewachsen fühlte, wenn sie schon mit vielen unbelohnten Mühen verbunden war. Im Besitz einer durch geräuschlose Pflichtthätigkeit, ächte Religiosität und republikanische Tugenden sich erworbenen Achtung und Liebe seiner Mitbürger, schloß dieser verdienstvolle Mann seine Tage, hochgeachtet als ein Vorbild schweizerischer Biederkeit, wahrer Vaterlandsliebe und seltener Aufopferung für Bürgerglück und Menschenwohl.

Keller, (Heinrich,) erster Taubstummenlehrer in der Schweiz, geb. zu Zürich 1728. Sein Vater gab ihm eine Erziehung, wie sie den Verhältnissen des bürgerlichen Mittelstandes angemessen war. Da der Sohn große Neigung zum Studiren hatte und mit derselben glückliche Talente verband, wurde er der Theologie gewiedmet, um einst in einem geistlichen Amte Ehre und Brod zu finden. Er bezog demnach die höhern Schulen seiner Vaterstadt, auf welchen von verschiedenen gelehrten Männern die Wissenschaften weit über die gewöhnlichen Schulgrenzen hinaus vorgetragen wurden, empfieng von denselben seine Bildung und wurde im J. 1750 zum Predigtamte geweiht. Bis zu seiner Beförderung auf die erledigte Pfarre Schlieren in dem benachbarten Badergebiete, im J. 1759, bemühte er sich durch die bestmöglichste Anwendung seiner Zeit, seine Berufswissenschaften mit andern nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Da ihm in der Folge seine ungefähr 500 Seelen umfassende Pfarre, neben seinen geistlichen Verrichtungen noch manche Mußestunden gestattete, so wünschte er sie nach seiner menschenfreundlichen Denkart, dem allgemeinen Besten zu weihen, und fiel auf die interessante aber schwierige Kunst, Taubstumme zu unterrichten. Seine Fortschritte in der philosophischen Kenntniß der Natur der menschlichen Seele erleichterten ihm die Versuche, die er mit so gesegnetem Erfolge angestellt hatte, und seine selbst aufgefundene Methode erwies sich als vortrefflich in ihren Resultaten. Nicht nur hatte sich Herr Keller durch seinen Unterricht sprach- und gehörloser Kinder in einem von ihm und in seinem Hause gehaltenen Institute um diese hülfswürdige Klasse der Menschheit in seinem Vaterlande hochverdient gemacht, sondern auch dadurch noch eine köstliche Perle in seine Verdienstkrone gesetzt, daß er einen talentvollen Jüngling aus seiner Vaterstadt vermochte, sich dem Studium des Taubstummenunterrichts ausschliessender Weise zu wiedmen, der sich nachher in der Schule des berühmten Herrn Abbé de

l'Epée noch mehr darin vervollkommnete, und nun als ausgebildeter Lehrer bereits zu seinem Ruhme bewiesen hat, was er in seinem Fach zu leisten im Stande ist. Die thätige Anwendung, die Pfarrer Keller von seinen durch eigene Beobachtungen und Erfahrungen bereicherten grossen Kenntnissen zum Vortheile der Menschheit gemacht hat, machen seinen Namen ehrwürdig, und geben demselben ein bleibendes Andenken. Der übrigens noch wegen unermüdet sorgfältiger Verwaltung seines Amts geliebte Mann starb den 18. Heumond 1802.

Keller, (Franz Xaver,) Schultheiß zu Luzern, geb. daselbst 1772. Neben der guten häuslichen Erziehung, die ihm sein trefflicher, ihm aber schon im 16ten Altersjahr entrissener Vater gab, erhielt er den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften von Privatlehrern, der in der Folge auf den öffentlichen Schulen der Vaterstadt mit gutem Erfolge fortgesetzt wurde, indem er mit dem Ruhm glücklicher Anlagen den eines eisernen Fleisses verband. Seinen Lieblingswunsch zu befriedigen, Italien, das Vaterland der Künste zu sehen, reiste er nach Rom, der ersten Stadt desselben, wo er sich längere Zeit aufhielt. Seine politische Laufbahn öffnete sich ihm auf den ennetbürgischen Syndikaten zu Lauis und Luggaris. Am ersten Orte arbeitete er als stellvertretender, am Andern als gewählter Landschreiber mit einer solchen ausgezeichneten Thätigkeit und Geschäftskunde, daß bey den regierenden eidgenössischen Ständen über seine Vorzüge nur eine Stimme herrschte. Nach seiner Rückkehr von den gelungenen Syndikatsarbeiten in seine Vaterstadt wurde der junge Mann alsobald Mitglied des großen Raths and Kriegsrathsschreiber, und hierauf bey erster Erledigung, die keine Erbfolge hatte, in den innern oder kleinen Rath befördert. Nach eingetretener Revolution vertrat er während der Epoche der Einheits-

regierung nacheinander die Stelle eines Unterstatthalters und dann eines Statthalters des Kantons Luzern, wurde unter der Mediationsregierung ein geachtetes Mitglied und zugleich Vizepräsident des Appellationsgerichts, so wie auch Präsident des Stadt- oder Verwaltungsraths zu Luzern. Bey dem letzten Regierungswechsel 1814 hatten ihn seine Mitbürger zur Würde eines Schultheißen erhoben. In allen diesen hervorragenden Stellen erblickte man den trefflichen, helldenkenden, menschenfreundlichen Geschäftsmann voll liberaler Gesinnungen und ächtrepublikanischen Geistes, der mit ungeschwächter Pflichttreue, mit Kraft, weisem Muthe und fester Ausdauer bey den erschütterndsten Ereignissen, unter den entschiedensten Staatskrisen sich zu benehmen wußte, nie seine Grundsätze wechselte oder eigene Konvenienz dem allgemeinen Besten vorsetzte; auch seinen Einfluß nie zum Nachtheile Anderer mißbrauchte. Diese strenge Rechtlichkeit, diese Festigkeit des Karackters machten ihm, wie seine kunstlose Beredtsamkeit und seine warme Vaterlandsliebe, alle Partheyen im Volke befreundet, und erwarben ihm jene hohe Achtung, die in dem Verhältniß einer nähern Bekanntschaft mit ihm noch höher stieg. Wer mit ihm Umgang pflog oder Geschäfte bey ihm abzuthun hatte, achtete seine Kenntnisse, liebte seine Denkart und ehrte in ihm den in Wort und That biedern, von Schmeicheley und trüglicher Blendung so wie von herzloser Kälte und hoher Urtheilnahme eben so fernen Staatsbeamten, bey dem aller Unterschied der Religion und der Stände schwand, dessen Dienstfertigkeit jedermann für ihn einnehmen mußte. In jedem höhern und weitern Wirkungskreise, in welchen er gerufen ward, erschien er als ein vorleuchtendes Vorbild strenger Ordnung und der genauesten Pünktlichkeit und einer solchen unerschütterlichen Gerechtigkeitsliebe, daß sie fleckenlos und von keinerley Schwächen jemals verdunkelt, sich bis an sein Ende sich gleich geblieben war. Luzerns literarischen oder wohlthätigen Vereinen gehörte er Allen als Stifter oder

Mitglied an; die dortige Wittwen- und Waisenkasse verdankt ihm ihre Entstehung, und von der Industrieanstalt und Arbeitsschule war er der Urheber. Aber der edle Keller sollte nicht lange zum Glücke seines Vaterlandes wirken, indem er, bey heftigen Regengüssen und finsterer Nacht am 12. Herbstmonde 1816 aus der Stadt nach seinem Landsitze heimkehrend, wie man glaubt, am steilen Ufer der Reuß ausgeglitten, so rettungslos in's Wasser gestürzt ist, und auf solche Weise seinen Tod fand.

Keller, (Joseph Leodegar Anton von,) Schultheiß des Freystaats Luzern, geb. daselbst 1697. Der Anfang seiner Studien machte er auf dem Kollegio seiner Geburtsstadt; dabey erhielt er zunächst durch seinen Vater, einen Mann von vortrefflichem Karackter und wissenschaftlicher Bildung, eine auf seine künftige Bestimmung abzweckende Erziehung, und damit schon in seinen frühesten Lebensjahren die Weihe zum Dienste des Staats. Als Knabe verrieth er große Talente, besaß einen ausgezeichneten Fleiß, begriff Alles gewöhnlich geschwinder als Andere, und wußte es auch wohl glücklicher zu gebrauchen. Sein rasches Fortschreiten auf der gelehrten Bahn, sein Denkvermögen, seine richtige Beurtheilungskraft und seine Welt- und Menschenkunde, die sich im Verhältnisse zu seinen Erfahrungen ungemein erweiterte, gaben ihm schon im Jünglingsalter Reife und Brauchbarkeit zu öffentlichen Stellen, die er zwar seines Familienadels wegen hätte ansprechen dürfen, sich aber ohne persönliche Eigenschaften dieses Vorrechts der Geburt nicht bedienen wollte. Erst im 31sten Altersjahre hatte er das Staatssekretariat übernommen, welches er während 23 Jahren mit ausgezeichnetem Beyfall bekleidete. Dadurch erwarb er sich das uneingeschränkte Zutrauen Beyder, seiner Regierung und seiner Mitbürger, und es wurde nicht leicht ein erhebliches Geschäft behandelt, in welchem er nicht wäre um

Rathe gefragt worden. Im J. 1750 kam er vom Staatspulte in den innern oder Regierungsrath, und nach zwölf Jahren krönte der Staat seine Verdienste durch seine Erhebung zur obersten oder Schultheißenwürde. Nach dem Zeugnisse der allgemeinen Stimmung war er nicht nur dem Titel und Range nach, sondern auch in der That, der erste und nicht selten der beste Rathgeber, dessen Meynung bey Berathung wichtiger Angelegenheiten vorzüglich erwogen wurde, und daher von großem Einflusse in dem Entschied einer Sache war. Immer galt es für einen Beweis seiner seltenen Geistesgaben, verbunden mit der unerschütterlichsten Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit, Klugheit, Gemeinsinns und Vaterlandsliebe, daß bey so manchen vorkommenden äusserst verwickelten Fällen jedermann mit seinem Benehmen zufrieden war. Damit erhielt er sich auch das Zutrauen bey allen Ständen im Volke, das oft solchen Regenten fehlt, die sich in ihren Stellen einer schleichenden Politik bedienen, und zuweilen aus Menschengefälligkeit, und um nicht zu mißfallen, das entgegensetzte Interesse von beyden Partheyen besorgen wollen. Bey der Behandlung gemeineidgenössischer oder einheimischer Geschäfte, zeigte er sich als einsichtsvoller Staatsmann, der mit seiner Weltklugheit und der umfassendsten Staatskunde dem Vaterlande in der schwierigsten Lage zu rathen wußte. Er war ein kühner Vertheidiger der Rechte der Republik, gegen die Begriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit, der in dieser Hinsicht die Befugnisse des Landesherrn klar in's Licht zu setzen wußte. Daß ihm diese Freymüthigkeit manchen bittern Tadel von andersdenkenden, und zuweilen Vorwürfe von Freygeisterey zuzog, war leicht abzusehen. Sein reges und lebhaftes Gefühl für Religion und Tugend, für häusliche Glückseligkeit, für Mitleid und Theilnahme am Wohl und Wehe Anderer behielt er bis an sein, am 22ten Hornung 1782 erfolgtes Ende.

Keller, (Johann Martin,) Brigadier in königl. sardinischen Diensten und nachher Staatsschreiber zu Luzern, geb. 1703, war anfangs 1721 als Lieutenant in französ. Dienste getreten, und erhielt 1726 die Fähnrichstelle bey der päbstlichen Schweizergarde zu Rom. 1735 wurde er Rathsschreiber in seiner Vaterstadt Luzern, welches Amt er mit Eifer und Talent bekleidete, aber 1741 wieder niederlegte, und ein Regiment in sardinischen Diensten errichtete, über welches er im folgenden Jahr zum Oberst ernannt wurde. In dem Kriege von 1744 erwarb er sich großen Ruhm, da er sich mit 48 Mann 3 Stunden lang in einem Hause gegen die wiederholten Angriffe eines französischen, mehrere tausend Mann starken Armeekorps, welches der Marquis de Mirepoix kommandirte, vertheidigte, bis er alle Munition verschossen hatte, und man im Begriff war, schweres Geschütz gegen dasselbe aufzuführen, worauf er genöthiget war, zu kapituliren. Diese bezeigte Bravour gewann ihm sogar die Achtung des Feindes, der ihm sehr ehrenvolle Bedingnisse bey der Uebergabe bewilligte. Im J. 1747 wurde er zum Brigadier erklärt, jedoch nach 2 Jahren sein Regiment wieder aufgelöst, er aber 1753 mit dem St. Mauritz- und Lazeriritterorden beehrt, nachdem ihm schon im J. 1751 die Staatsschreiberstelle zu Luzern war übertragen worden. Er starb den 9. Weinmond 1766, im Besitze allgemeiner Achtung, die jedermann seinen Verdiensten als Krieger und Staatsmann zollte.

Keller, (Karl Martin von,) Staatsschreiber der Republik Luzern, geb. den 19. Hornung 1737. Vermöge des Standes und der Glücksumstände seines selbst gebildeten und kenntnißvollen Vaters erhielt er eine vortreffliche Erziehung und Unterricht durch geschickte Lehrer. Wo ein Vater, wie der Seine, mit grossen politischen Einsichten zugleich Geschmack und Liebe zur Literatur vereint, können

Fleiß und Talente eines Sohns sich eine frühe glückliche Richtung versprechen. Dieses erwahrte sich an dem jungen von Keller, dessen vortreffliche Fähigkeiten und ihre weise geleitete Ausbildung die besten Aussichten dem Staate verhiessen, dem der Jüngling sich weihen und einst in seinem Dienste ergrauen wollte. Im J. 1757 wurde er in den großen Rath aufgenommen, 1758 von den regierenden Kantonen der jenseits der Alpen gelegenen Schweizervogteyen zum Landschreiber auf Luggaris ernannt, und im folgenden Jahr 1759 von Luzern mit der Landvogtey Mendriß beehrt. 1763 kehrte er nach der Vaterstadt zurück, in welcher er zum Rathschreiber, und nach 3 Jahren auf das Absterben seines Oheims zum Staatssekretariate sich befördert sah. Dem Bundesschwur zu Solothurn, den 25. August 1777 hatte er als dritter Gesandter seines Standes beygewohnt. Seine nicht gemeinen Sprachkenntnisse, seine Staats- und Vaterlandskunde in allen Beziehungen, seine vertraute Bekanntschaft mit allen damaligen eidgenössischen Häuptern und vorzüglichern Regierungsgliedern in allen Kantonen, seine Weisheit und unübertroffene Thätigkeit zum Besten seiner Mitbürger und andere für einen Staats- und Geschäftsmann rühmliche Eigenschaften hatten ihn in einem solchen Grade ausgezeichnet, daß er den interessantesten Männern seiner Zeitperiode angereiht zu werden verdiente. Und noch jetzt wird seiner zu Luzern, als eines der einsichtsvollsten Männer gedacht. So wie seine Tugenden im bürgerlichen Leben glänzten, eben so liebenswürdig erschien sein Karackter im Privatleben. Humanität, Vaterlandsliebe, Redlichkeit und Bescheidenheit waren desselben Hauptgepräge. Seine Wohlthätigkeit und willfährige Dienstverwendung machen sein Andenken Unzähligen, die seine Milde in Anspruch nahmen, unvergeßlich. Ein plötzlicher Tod raubte den vielverdienten und hochgeachteten Mann dem Vaterlande und seiner Familie den 24. Jänner 1789. Sein einziger Sohn, eines solchen Vaters würdig, und der den

von seinen Ahnen betretenen musterhaften Weg fortzuwandeln weiß, Franz Xaver Anton Leodegar, geboren 1772, dermalen Vizepräsident des Appellationsgerichts und wirklicher Vorsteher der Stadtverwaltungskammer, ein Mann von vielfachen Kenntnissen und weitläufiger Belesenheit, hat sich unmittelbare Beförderung des Wohls seiner Mitbürger zum Hauptzwecke seines thätigen Lebens gemacht, und in manchen erfreulichen Proben seinen innwohnenden edeln vaterländischen Sinn und Geist bereits beurkundet. Möge der Himmel seiner Tage Viele werden lassen hienieden, und seinem Bemühn für Bürgerglück noch manchen Triumph gewähren!

Keller, (Anton Maria,) Kapuziner und Literator, geb. zu Luzern 1686 und gest. 1756. So selten die Auszeichnungen unter den Mitgliedern dieses Ordens in literarischer Hinsicht sind, um so mehr verdient das Andenken eines Mannes aufbewahrt zu werden, der den Muth hatte, über die gewohnte Sphäre seiner Mitbrüder sich hinauszuschwingen, und die von Geschäften freyen Stunden in gelehrter Thätigkeit hinzubringen. Bey seinen Talenten, und besonders seinem glücklichen Gedächtnisse machte er bald sehr gute Fortschritte in Sprachen und Wissenschaften, wurde ein beliebter Prediger, und bekleidete in der Folge die vorzüglichsten Aemter seines Ordens. So war er z. B. Guardian, Definitor, Kustos und zum zweyten Male Provinzial. Das Generalkapitel zu Rom hatte er zum vierten Male besucht. Während des einheimischen oder Zwölferkriegs hielt er sich im Konvente zu Wyl auf, beobachtete die kriegerischen Auftritte zwischen den kämpfenden Partheyen, und verfaßte darüber eine Beschreibung in lateinischer Sprache, die sowohl in Rücksicht auf Richtigkeit und Eleganz der Sprache, so wie der unpartheyischen Darstellung der Ereignisse und der Geschichtskenntniß, einen Mann von Talent

und Gelehrsamkeit als Urheber verräth. Das Original von dieser Kriegsgeschichte befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Luzern. Sein Vita & Beatificatio Beati Fidelis de Sigmaringa, und sein Ceremoniale pro Helvetico Provinciæ Capucinis, die Beyde im Drucke erschienen sind, mögen zwar den Zeitgeist nicht ansprechen, wohl aber von dem Fleiße und der historischen Muse dieses wissenschaftlichen Mannes zeugen.

Kesselring, (Johann Ulrich,) Oberamtmann zu Weinfelden, einer der aufgeklärtesten und gemeinnützigsten Männer des Thurgaus, in welchem er auf seinem väterlichen Gute Boltschhausen das Licht der Welt erblickte. Die günstigen Verhältnisse seiner Eltern gewährten ihm auch jedes Mittel zur Ausbildung seiner geistigen Kräfte. Die Revolution hatte begonnen, durch welche die Schweiz neu umgestaltet werden sollte. Sie fiel eben in den Zeitpunkt, in welchem der zum Theil wissenschaftlich, vorzüglich aber praktisch gebildete Mann die kräftigen männlichen Jahre erreicht hatte. Kesselring wollte in seinem thurgauischen Vaterlande ein freyes Volk; sein sklavenähnlicher Zustand, in welchem es Jahrhunderte hindurch versunken lag, sollte aufhören, und dasselbe nun einmal mit andern freyen Schweizern in den Rang treten; daher erregte die Erscheinung dieses grosen Ereignisses auch bey ihm lebhaften Enthusiasmus, zugleich aber auch die Hoffnung zu ewiger Befreyung von der Unterthanenschaft der regierenden Kantone. Der Erfolg krönte seine Anstrengungen, und mit Entzücken sah er seinen schönsten Wunsch, die Unabhängigkeit des Thurgaus, in wirkliche Erfüllung gehen — und dies hauptsächlich durch seinen Betrieb; denn er war's, der am 8. Hornung 1798 den zu Weinfelden versammelten Kongreß des Thurgauervolks bewogen hatte, von seinen bisherigen Herrn, den 8 alten Orten, die Freyheit zu fordern, die ihm auch von den-

selben in einer unerzwungenen förmlichen Urkunde ertheilt wurde. So wie seinem thätigen einflußreichen Mitwirken die Zusicherung der Freyheit und Selbstständigkeit des Thurgaus zu verdanken war, eben so war auch seiner klugen Leitung der Dinge es zuzuschreiben, daß dieselbe den geordneten, von keinerley anarchischen Vorfällen gestörten, ruhigen Gang annahm, was sonst bey bürgerlichen Revolutionen sehr selten ist. Nun hätte sich Kesselring durch seine Einsichten, seine warme Vaterlandsliebe und unbestechliche Rechtschaffenheit eben so wohl, als durch seine ökonomische Unabhängigkeit völlig geeignet, eine der ersten Stellen im neuen Kanton zu bekleiden; allein er schlug alle Aufforderungen dazu immer standhaft aus, weil er als einer der größten Landwirthe seine Heymath Boltschhausen nicht verlassen konnte, es ihm auch an dem Bewußtseyn genügte, sein Vaterland aus dem Staube der Knechtschaft, durch seine kräftige Theilnahme und Verwendung, erhoben zu sehen. Inzwischen verlor er des Kantons Wohlfahrt nicht aus dem Blicke, und obgleich mit ländlichen Geschäften überhäuft, leistete er von seinem Wohnsitze aus demselben seinen Beystand, wo er ihn nöthig hatte, und, wie es dem ächten uneigennützigen Patrioten ziemt, mit Aufopferung des eigenen Interesse. So hatte er sich bewegen lassen, gerade im Anfange der neuen Ordnung der Dinge die schwierige Stelle eines ersten Regierungsbeamten im Bezirk Weinfelden zu bekleiden, und er behielt sie ununterbrochen bis an sein Ende bey. Wenn er bey derselben weiter nichts Wichtiges vollbracht hätte, als daß er zur Abschaffung der heillosen Prozeßsucht und Tröhlerey seiner auf beyläufig 9000 Seelen steigenden Bezirksangehörigen so Vieles beytrug, daß gewöhnlich im Monate nur eine einzige Sitzung des Bezirksgerichts gehalten werden mußte, so war seine Einschränkung dieser Landespest, diese Entwöhnung seiner Mitbürger von einem aus ihren vormaligen fatalen politischen Verhältnissen stammenden und darin gegründeten Uebel, schon hin-

reichend genug, ihn als weisen und wohlthätigen Vaterlandsfreund zu bezeichnen. Mit seiner eben so gründlichen, als klaren und warmen natürlichen Beredtsamkeit machte er in der gesetzgebenden Behörde des Kantons Thurgau, zu deren wirksamsten Mitgliedern Kesselring gehörte, stets tiefen Eindruck, und seine Meynung war gewöhnlich für oder wider einen Gesetzvorschlag die siegende. Auch die Verbesserung des Kirchen- und Schulweiens lag ihm am Herzen und als Mitglied der dafür aufgestellten obern Behörde weihte der verdienstvolle einsichtige Mann derselben seine Thätigkeit bis an seinen, im J. 1822 erfolgten Tode.

Koch, (Friedrich,) Rathsherr zu Thun, wo er 1777 geboren wurde. Er stammte aus einer Familie, die sich eigene und dauernde Verdienste um das Gemeinwesen ihres Wohnorts erworben hatte. In seiner Kindheit zeigte er nur mittelmäßige Anlagen, aber seine ihn überlebende Mutter, eine Frau von klarem Geiste, edelm und festem Karackter, wirkte auf die geistige und gemüthliche Entwicklung des Knaben so wohlthätig, daß sie über dessen stilles Gedeihen bald große Freude genoß, indem er durch seinen hellen Verstand die Achtung und Liebe seiner Lehrer, und durch sein offenes anspruchloses Betragen das Zutrauen seiner Mitschüler sich gewann. Er wurde der Kaufmannschaft gewiedmet, und zur Erlernung derselben nach Herisau gesandt. Fleiß und Fähigkeiten liessen ihn auf dieser Laufbahn schöne Fortschritte machen. Die Liebe zur Vaterstadt bewogen ihn, sich in Thun anzusiedeln, wo er die Gründung einer Bandfabrik unternahm, nachher aber in eine Handelsgesellschaft trat, die in Leinwand und Käsen bedeutende Geschäfte machte. Nach der Staatsumwälzung 1798 wurde Thun die Hauptstadt des Kantons Oberland. Koch ließ sich bereden, die Stellen eines Obereinnehmers und Direktors der Kadasterarbeiten des Kantons zu übernehmen, welche

er in einem Alter von kaum 23 Jahren mit musterhafter Ordnungsliebe, Thätigkeit und Billigkeit verwaltete; dabey auch Gelegenheit fand, die Berge und Thäler seiner Landschaft nach allen ihren örtlichen und wirthschaftlichen Eigenthümlichkeiten so genau kennen zu lernen, wie kaum ein Städter sie noch kennen gelernt hatte. Er war ein warmer Freund des Vaterlands, der dessen Interesse mit Sachkunde richtig würdigte, weil er aber nicht in jedermanns Ton einstimmte, so wurde er beargwohnt von denen, deren Grundsätze den Seinigen widersprachen. Im J. 1803 ernannte ihn die politische Zunft Burgdorf zum Kandidaten des großen Raths des Kantons Bern; allein das Loos hatte ihn der Liste der Kandidaten niemals enthoben; hingegen wurde er 1811 in den kleinen Rath zu Thun gewählt, deren Größerm er schon seit 1803 angehört hatte. In dieser Zeit suchte er seine erworbenen praktischen Kenntnisse zum Wohl der Vaterstadt anzuwenden, und es gelang ihm unter mannigfachen Schwierigkeiten, vorzüglich durch seinen Eifer, in die Verwaltung der reichen Gemeingüter von Thun zweckmäßige Ordnung zu bringen, den Stadtschulen zeitgemäße Einrichtungen zu geben, erforderliche Bauten auszuführen, die Besorgung der ausgedehnten Stadtwaldungen wirthschaftlich zu verbessern, und eine bey unverständiger Gemeindenutzung vernachläßigte, ausgezeichnet schöne Alp im Simmenthal mit musterhaften nach von ihm selbst gezeichneten Plänen aufgeführten Gebäuden zu versehen, auch durch Pachteinrichtungen ihren Ertrag und Bodenwerth in kurzer Zeit um einen vollen Drittheil zu erhöhen. Um dem großen Ziele seines Leben, das er sich einmal gesetzt hatte, den vernachläßigten Berggegenden des Bernerkantons ein zweyter **Fellenberg** zu werden, und als Alpenwirth dereinst seinem Vaterlande in wohlthuendem Beyspiele voranzugehen, begann er eine eigenthümliche Alp seines Schwiegervaters nach rationellen Grundsätzen und bewährten Erfahrungen zu bewirthschaften, zugleich aber auch Kultur-

versuche im Großen darauf anzustellen. Eben so lag es auch in seinem Lieblingsplan, einen Verein von Männern zu bilden, die sich mit der Veredlung der Alpenkultur und ihrer Oekonomie befassen würden, um dem sinkenden Wohlstand in den Hochgebirgen wieder einigermaßen aufzuhelfen. Schon genoß Koch die hohe Freude, seine Ideale in die Wirklichkeit des Lebens, und zwar mit großem Erfolge, gerufen zu haben, als der Tod im Frühling 1824 diesen unermüdet thätigen und durch einen praktischen Scharfblick in Sachen der Wirthschaft und des Gewerbfleißes ausgezeichneten Mann von seinen gemeinnützigen Unternehmungen zur ewigen Heymath abforderte. Mag der politische Partheygeist in den verhängnißvollen Jahren 1813 und 1814 seine durch Erfahrungen berichtigten Begriffe von einer freyen Verfassung für den Kanton Bern bestritten, ihn mißkannt und deßwegen tief gekränkt haben — Koch wußte zu vergessen, um so mehr, da ihm wohl seine Rathsstelle damals genommen wurde, das öffentliche Vertrauen hingegen keineswegs entwendet werden konnte.

Körner, (Heinrich,) Professor an der Kunstschule in Zürich. Dieser vielverdiente Schulmann wurde daselbst im J. 1755 geboren, und von seinem Vater dem geistlichen Stande gewiedmet. Das akademische Gymnasium seiner Vaterstadt bildete auch ihn, wie so manchen andern würdigen Mann, der sich später das Erziehungsgeschäft zum Ziele seiner Thätigkeit gemacht, und dieses Ziel glücklich und ruhmvoll erreicht hat. Nach seiner Ordination im J. 1779 wiedmete er sich weniger dem Predigtamte, mehr aber dem Privatunterrichte der Jugend in verschiedenen Fächern, hauptsächlich in der Geschichte und Geographie, in der Geometrie und Arithmetik, für welche Letztere er im J. 1782 eine kurze Anweisung erscheinen ließ, vervollständigte auch dabey seine Kenntnisse in den Naturwissenschaften und übte

sich in der Experimentalphysik. Eine 1785 von ihm gezeichnete und von J. R. Holzhalb gestochene sehr brauchbare Karte der Schweiz, und ein geographisches Kartenspiel über die Schweiz, mit einer Karte in unbenannten Umrissen, das zu gleicher Zeit von ihm erschien, seine 1795 gedruckten geographisch-statistischen Tabellen über die Schweiz, und seine zum Gebrauche der Jugend verfaßte und 1804 herausgegebene kurze Erdbeschreibung der Schweiz — die er im J. 1817 bedeutend vermehrt, wieder hatte auflegen lassen — sind Proben seines auf die Bearbeitung von Lehrmitteln verwendeten Fleisses. Aus eben diesen Arbeiten leuchtete auch sein edler patriotischer Zweck hervor, die Jugend mit der Vaterlandskunde vertraut zu machen, damit sie im eigenen Hause nicht Fremdling sey; was bey der frühern Einrichtung unserer Schulen oft der Fall war, daß Unterricht bald in allen wissenschaftlichen Fächern darin ertheilt ward, und nur der Zweig einer geographischen statistischen und politischen Kunde unserer Eidgenossenschaft entweder unberührt blieb, oder blos als Nebensache behandelt wurde. Da Körner ein Pädagog war, der sowohl wegen seinen vielfachen Kenntnissen und seinem Eifer für Jugendbildung von jedermann geachtet und wegen seinem edeln Karackter von Allen, die ihn kannten, geliebt würde, so wurden ihm öfters junge Leute auch aus andern Kantonen an die Kost gegeben, welchen er sich dann mit besonderer Sorgfalt wiedmete. Im J. 1798 erhielt er die Professur der Geschichte, Erdbeschreibung und Sittenlehre an der zürcherschen Kunstschule; auch war er ein thätiges Mitglied der physikalischen Gesellschaft; führte noch überdies viele Jahre hindurch das Protokoll der Hülfsgesellschaft, und eben so nahm er auch den freudigsten und thätigsten Antheil an allen gemeinnützigen Unternehmungen seiner Mitbürger. Für diese Letztern beseelte ihn dann nicht ein blos momentaner Enthusiasmus, der bald wieder verschwand, sondern mit seiner Theilnahme an denselben war auch eine eben so große Beharrlichkeit als

seltenes uneigennütziges Hingeben für ihre Gegenstände verbunden; daher er auch zu ihrem Fortgange und Gedeihen immer viel beytrug. So wie Körner unter den Jugendbildnern seiner Zeit eine ehrenvolle Stelle behauptete, eben so stand er auch nicht der Letzte in der Reihe der praktischen Beförderer humaner und gemeinnütziger Anstalten, und Zürich wird deßwegen die Verdienste dieses achtungswürdigen Mannes nie aus dem Andenken lassen, dessen Todestag der 6. August 1822 gewesen war.

Künzle, (Johannes,) gewesener helvetischer Senator, geb. 1750 zu Goßau im Kanton St. Gallen. Von seinen frühern Lebensumständen ist äusserst wenig und nur so viel bekannt, daß er in seiner Jugend dem Schlächterberufe sich wiedmete, mit seltenen Naturgaben ausgerüstet war, deren Ausbildung er wahrscheinlich selbst vollständig bewirkt haben würde, wenn sie zur gehörigen Zeit eine feste Grundlage und Richtung erhalten hätten; allein bey damaliger Einrichtung des Schulwesens mußte auf dem Lande, zumal in den katholischen Kantonen, jedes Talent untergehen, was denn besonders im Abt St. Gallenschen Gebiete der Fall war, in welchem der Schulunterricht meistens nur über die zum Dienste der Kirche bestimmten Jünglinge sich verbreitete. Doch hatte Künzle sich die nöthige Fertigkeit im Schreiben und Lesen erworben; daher es auch zum Theil mochte gekommen seyn, daß er in der Folge Posthalter in Goßau oder Briefbote nach Herisau geworden war. Diese Stelle war einträglich und verschaffte ihm zugleich auch Muße und Mittel zum Lesen, und sich in Manchem zu unterrichten, das seine Wißbegierde befriedigte und zu seiner weitern Bildung beytrug. Natürlich erregte dies ein günstiges Vorurtheil für seine Denkart und Einsichten, und dadurch wurde es ihm leicht, sich über die Menge zu erheben, wozu auch vielleicht der Drang in seinem Gemüthe lag. In

den 1790ger Jahren hatte das Beyspiel der französischen Revolution die Aeusserung von manchem Lieblingswunsch begünstiget und manchen Gedanken von Selbsthülfe bey Mißvergnügten aufgeregt, der zu einer andern Zeit vergraben geblieben wäre. Nicht grundlos waren im Abt St. Gallenschen die Beschwerden über höchst beträchtliche Abgaben, Frohnen, Hofdienste, Zinsentrichtungen, Weg- und Zollgelder rc. rc., die Alle noch das Gepräge der Leibeigenschaft hatten und daher unablöslich oder ewig waren. Man mußte sich also nicht verwundern, wenn dieser Abgabendruck die Klosterunterthanen im J. 1795 reitzte, einen Versuch zu wagen, sich davon frey zu machen. In diesem Jahr hatte sich eben in der Gemeinde Goßau ein lautes Geschrey über die herrschende Abtey erhoben, die sich der Verlassenschaft eines kinderlos verstorbenen dortigen Bürgers (zum Nachtheile der Anverwandten) bemächtigte. Sogleich vereinigten sich mit Goßau auch andere Gemeinden. Zum Haupt und Anführer wählten sie Künzle. Hier trat er zuerst in der politischen Wirksamkeit auf, und spielte unter den Volksmännern die Hauptrolle. Auf sein Anstiften wählte das Volk eine stellvertretende Versammlung, und diese bildete aus ihrer Mitte einen engern Ausschuß, welcher die Klagen jeder einzelnen Gemeinde prüfen, sie in's Reine bringen, und der Versammlung darüber ein Gutachten vorlegen sollte. Unterschrieben von allen Gemeinden, wurde die Klagschrift dem Fürstabt übergeben; lange dauerten die Unterhandlungen hierüber. Anstatt das Volk damit müde zu machen, stieg durch dieses Zaudern die Unruhe bey demselben immer höher, bis zuletzt der edelmüthige Fürst Parthey gegen den sich weigernden Konvent machte, die Beschwerden der Unterthanen abstellte, ihnen auch das Recht ertheilte, einen Landrath von 51 Gliedern zu ernennen, die Leibeigenschaft aufhob, und Leibhuhn und Todtenfall auszulösen gestattete. An einer Landsgemeinde eröffnete Künzle dem versammelten Volke die neue Staatsreform und erlangten Befreyungen,

und ein jubelndes Vivatrufen umschallte Beyde, den guten Fürsten wie den wackern Künzle, der sich durch seine seinem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste die Bürgerkrone verdient hatte. Jetzt kehrte der bescheidene Mann wieder zu seinem Botendienste zurück und trug wieder die Briefe zwischen Goßau und Herisau. Während dem kurzen demokratischen Meteor im Hornung 1798 ward Künzle vom Volke zum Landammann erwählt, wodurch dasselbe ihm auch die Hochachtung aussprach, die es für seinen gesunden kräftigen Verstand, für seinen patriotischen Eifer fühlte, mit welchem er zur klugen Leitung und Beendigung seiner Angelegenheiten so viel beygetragen hatte. Nach der allgemeinen Revolution war er zwey Male Präsident der Verwaltungskammer im damaligen Kanton Säntis; im J. 1800 helvetischer Senator; im Kanton St. Gallen aber während einer einzigen Periode (1803) Kantonsrath. Seine Rolle war ausgespielt, sein Einfluß gesunken; er sprach selten; in seinen Ausdrücken war er kurz, verständig und kräftig. Die St. Gallensche Regierung sendete ihn als praktischen Landrath mit dem verstorbenen Kantonsrath Vetsch nach Hofwyl, über die Anwendbarkeit der dortigen Kulturart und agronomischen Grundsätze sich Bericht erstatten zu lassen. Unverschuldete Unglücksfälle hatten ihn nachher betroffen und tief gebeugt; allein sein duldsamer gelassener Karackter hielt ihn aufrecht, und er, dessen Loos es gewesen, hochgefeyert, und wieder unbillig verfolgt, zugleich gehöhnt und gefürchtet zu seyn, starb im November 1820. Mögen Tausende in ihrer Selbstsucht, beschränkten Ansicht und Eigennutz den Mann tadeln, der durch sein festes Handeln mehr oder weniger den jetzigen Kanton St. Gallen herbeyführen half, blos weil er seine Bahn nicht so siegreich vollendete, als er sie begonnen hatte, so wird ihm die Nachwelt doch die Achtung nicht versagen, die jedem Bürger gebührt, der im Geist jener großen Griechen Epaminondas und Cimon handelte, und damit seinem Republikanersinn das Gepräge der höchsten Reinheit aufdrückte.

Kuhn, (Bernhard Friedrich,) Professor der Rechte an der Akademie zu Bern, geb. zu Bern 1762, wo sein Vater ein wohlhabender Bürger war, dessen Geschlecht jedoch erst im J. 1790 den regimentsfähigen Familien angereiht wurde. Er genoß von seinen Eltern eine gute Erziehung, studirte mit Eifer in der Folge die Rechte, that sich bald durch seine juristischen Kenntnisse ungemein hervor, so daß er in Kurzem die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich zog, die ihm einen seinem Genie angemessenen Wirkungskreis zu verschaffen wünschten, in welchen er auch durch seine Ernennung zum Professor des Staatsrechts an der Akademie seiner Vaterstadt im J. 178. wirklich eintrat. Seine geläuterte Rechtskunde, gepaart mit einem hellen Blick in verwickelten Geschäften, seine geschickte Führung der Rechtshändel, vereiniget mit der uneigennützigsten Rechtschaffenheit, bahnten ihm den Weg zur Stelle eines Fürsprechs vor dem souverainen Rathe zu Bern, welche Stelle er 1791 erhielt. Als Bürger eines alten Freystaats verbarg er sein Wohlgefallen an den Grundsätzen, zu welchen sich das republikanische Frankreich bekannte, keineswegs; vielmehr stimmten seine Wünsche zu den Bestrebungen des französischen Volks, und er schien nur denjenigen Adel zu werthen, der nicht Zufall der Geburt, sondern Belohnung der Tugend und des Verdienstes sey. Ein heiliges Gut war ihm das Vaterland. Dieses zu beschützen, reihte er sich als Hauptmann im J. 1798 unter dessen Vertheidiger. Als nach der Einnahme der Stadt Bern die Revolution mit allem Ungestüm in die Schweiz hereinbrach, beriefen ihn seine Mitbürger in den neuen helvetischen großen Rath, von dem er auch in seiner ersten Sitzung zum Präsident erwählt wurde. Bey dem nachher erfolgten öftern Konstitutionswechsel, so wie bey der schweizerischen Deputirtenversammlung im J. 1803 zu Paris, erklärte sich Kuhn als entschiedener Gegner des Föderativsystems, und als Napoleons Mediationsakte erschien, kehrte er nach Bern in den Privatstand zurück,

in welchem der Tod einer trefflichen Gattinn, die ihm keine Kinder geboren hatte, seine Neigung zur Zurückgezogenheit mehr und mehr beförderte, die ihn endlich auch den achtungswürdigsten Freunden entfremdete. Nun verfinsterte sich sein Gemüth vollends, und er hatte die letzten Jahre in der Schnell'schen Anstalt für Gemüthskranke in Avenche zugebracht, in welcher er auch 1825 sein Leben endigte. Er war ein durchaus rechtschaffener, scharfsinniger und geistvoller Mann, zugleich von festem Karackter, lebhaftem und auch wohl heftigem Sinne, und seinen Ueberzeugungen durchaus treu; so oft er denselben nicht unbedingt folgen oder sie mit Erfolg anwenden zu können erachtete, zog er sich lieber gänzlich zurück. Als Rechtsanwald war er geehrt und glücklich, wenn die Geschäfte dieses Amtes ihn befriedigen konnten. Etliche seiner Arbeiten als Mitglied der helvetischen Gesetzgebung behalten einen von Zeit und Umständen, für die sie berechnet waren, unabhängigen Werth, und seine Schrift: „Ueber das Einheitssystem und den „Föderalismus, als Grundlagen einer künf„tigen helvetischen Staatsverfassung (im May „1800.)" enthält die gründlichste Erörterung der für die Beurtheilung der damaligen Verhältnisse wichtigen Frage. In den frühern Jahren hatten Pläne für vaterländische Arbeiten verschiedener Art den trefflichen Mann beschäftiget, und Bruchstücke davon sind in Zeitschriften erschienen. Seine Beobachtungen über die Gletscher (in Höpfners Magazin) gehören noch jetzt zu den wichtigsten und gelungensten Erörterungen über die schwierigen Fragen von Bildung, Bewegung, Wachsthum und Abnahme dieser Naturerscheinung.

Laharpe, (Joh. Franz,) Mitglied der französischen Akademie, geb. zu Paris 1739. Sein Vater war ein waadtländischer Edelmann, folglich ein geborner Schweizer, der als Artilleriehauptmann in französischen Diensten stand.

Neben seinen poetischen und dramatischen Werken, deren Aufzählung hier zu weitläufig seyn würde, stellt ihn sein Handbuch der Literatur (Cours de littérature) besonders als gründlichen Gelehrten und gewandten Kritiker dar. Im Anfange der franz. Revolution nahm er mit eben so viel Eifer als Vorliebe ihre Grundsätze an, und gieng so weit, dieselben selbst in seinen Stunden am Lyzeum zu predigen, wo er zu Ende 1792, in dem Augenblicke der größten Gährung, eine Hymne an die Freyheit mit ausgelassener Heftigkeit deklamirte. Ausserdem hat er mehrere andere Poesien für die Revolution verfertiget. Als aber die Schreckensregierung ihm die Augen öffnete, und er als verdächtig eingesperrt gewesen war, verließ er das Gefängniß mit innigster Erbitterung gegen die Tyrannen und vollem Eifer für die Religion, die man vergebens durch Verfolgung zu vernichten suchte. Er war Schüler und Bewunderer Voltaire's gewesen, der ihn für seine Anhänglichkeit an die Parthey der Philosophen belobt hatte; jetzt erklärte er sich für ihren Feind, und sprach den 31. Christmond 1794 von der Tribune desselben Lyzeums eine Rede, voller Kraft und Beredtsamkeit, über die Verbrechen, die den franz. Namen befleckten; und seitdem griff er die Grundsätze der Revolution in allen Schriften an, die aus seiner Feder flossen, und die ihn mit auf die Deportationsliste vom 18. Fruktidor brachten, der er jedoch so glücklich war, zu entkommen. Im J. 1800 hob die Konsularregierung seine Proskription auf. Einen großen Theil seiner letzten Jahre brachte er mit Religionsübungen zu, und starb den 11. Februar 1803. Eine seiner spätern, nach seiner Rückkehr zum Christenthume erschienenen Schriften ist betitelt: Du fanatisme dans la langue révolutionnaire, ou de la persécution, suscitée par les barbares de la XVIII siècle contre l'église chrétienne & ses ministres. 8. 1797.

Lalive d'Epinay, (Ludwig Joseph,) ein geschickter Tonkünstler und Herausgeber der Etrennes Fribourgeoises, geb. zu Paris 1746. Liebe zur Tonkunst und den Wissenschaften beseelte ihn von der Kindheit bis zum Grabe, und verschönerten ihm manche Stunden seiner thätigen Laufbahn als Parlamentsrath in der untern Navarra (jetzt Departement der Pyrenäen); als Mousquetaire gris in Paris; als Hauptmann im Dragonerregiment Schoneberg, und endlich seit dem Jahr 1775 als Privatmann in Freyburg in der Schweiz, wo er sich ansiedelte und mit einem Fräulein von Bokkard verehlichte. Durch diese Verbindung mit einer alten patrizischen Familie gelang es ihm, in die Zahl der ehemaligen standesfähigen Bürger aufgenommen zu werden. Um Freyburg hatte er das Verdienst, daß er zuerst Sinn und Geschmack für die Tonkunst einführte. Er setzte selbst mehrere kleine Tonwerke, z. B. für Singstimmen, Trios, Quartetten, militärische Harmoniestücke und Serenaden für verschiedene Instrumente; besonders aber mehrere Sammlungen Romanzen, wovon sieben sehr Gelungene in Paris mit Klavier- oder Harfenbegleitung gestochen worden sind. Auch hatte er die Musik zu einer kleinen Operette, le tonnelier, geschrieben, die mehrere Male mit vielem Beyfall auf verschiedenen Gesellschaftstheatern aufgeführt wurde. Nebstdem richtete er einige Missen aus Opern von Gluck, Piccini, Sacchini u. a. an. Als Schriftsteller hatte er sich durch Herausgabe von fünf Jahrgängen der Etrennes Fribourgeoises (1806 — 1810), die über den Kanton sehr anziehende historische und geographische Notizen enthalten, bekannt gemacht; bekleidete auch seit einigen Jahren die beschwerliche Stelle eines Sekretärs der allgemeinen Hülfskommission zu allgemeiner Zufriedenheit. Seine stets heitere Laune, sein guter Ton, sein natürlicher, von vieler Belesenheit noch erhöhter Witz machten ihn zu einem angenehmen Gesellschafter, der auch deßwegen überall willkommen war. Er starb im Frühling 1813 zu Freyburg, wo sein Andenken dankbar geehrt wird.

Landolt, (Salomon,) Altlandvogt und Jägeroberst von Zürich, wo er 1741 geboren wurde. Dieser in der Folge als Regent und Soldat originelle, in hinterlassenen Kunstarbeiten und überlieferten Einfällen und Karackterzügen ausgezeichnete Mann hatte sich zugleich dem politischen und dem Militärstande gewiedmet, jedoch besaß er noch mehr Empfänglichkeit für diesen als für jenen, und es war nicht unschwer abzusehen, daß er einst in den Geschäften von diesem vorzüglich glänzen werde. Neben seiner früh begonnenen Liebhaberey für Jagd- und Militärwesen hatte ihn auch die für die bildende Kunst zeitig ergriffen, wobey er sich alle Mühe gab, bald erfreuliche Proben seiner Fähigkeit abzulegen, und eben so wurde auch die Landwirthschaft eine seiner vorherrschenden Neigungen. So öffnete sich ihm eine vierfache Aussicht zu einer ehrenvollen Laufbahn. Mehr zum praktisch brauchbaren Manne als zum theoretischen Gelehrten gebildet, reiste er 1764 in die Militärschule nach Metz, in welcher er seine Kenntnisse in dem reinwissenschaftlichen Kriegsdienste noch ungemein erweiterte. Drey Jahre brachte er in dieser, so wie auf Reisen in Frankreich, Holland und Deutschland zu, und eben war man bey seiner Rückkehr nach Hause in Zürich mit einer zeitgemäßen Organisation der Kantonsmiliz beschäftiget, als man auch seine Dienstkenntnisse zugleich in Anspruch nahm. Er errichtete für sich eine aus hundert Freywilligen bestehende Jägerkompagnie, da er diese Waffengattung für die Beschaffenheit unsers schweizerischen Berglandes passender und vortheilhafter als bloße Milizen hielt, und diese im Kanton Zürich noch ganz fehlte. Als Hauptmann derselben hatte er sie selbst eingeübt, und sie wurde bald das Lieblingskorps der vermöglichen und durch schöne Körperbildung sich empfehlenden jungen Männer. Obgleich seine Verhältnisse ihm nicht gestatten, sich dem preussischen Kriegsdienste zu wiedmen, so bewog ihn doch seine Vorliebe für denselben und für den großen Friedrich, König von Preussen, nach Berlin zu reisen,

wo er bey einer Musterung von dem Letztern wegen seinen bedeutenden Gesichtszügen und seiner männlichen Haltung bemerkt wurde, der sich ihn vorstellen ließ, ihn huldvoll empfangen und wieder entlassen hatte. Im J. 1777 ernannte ihn seine Zunft in den großen Rath, 1781 erhielt er die Landvogtey Greifensee, und 1795 jene von Eglisau, nachdem er inzwischen 640 Mann zürchersche Zuzüger der, von den Franzosen bey ihrer Besitznahme von Savoyen bedrohten Stadt Genf zugeführt hatte. Sowohl diese beyden Staatsämter, als auch die Oberstenstellen über ein Jägerkorps, bekleidete er ganz in dem Geiste, wie die guten Alten ihr Hausregiment zu führen pflegten, streng, aber dabey gerecht und bieder. Schon seine Gestalt befahl Ehrfurcht seinen Untergebenen, noch mehr aber enthüllten sich seine Grundsätze in der wirksamen unpartheyischen Gerechtigkeitspflege, die er jedoch auf dem schnellsten und sichersten Wege in Ausübung brachte, indem er manchem Tröhler die Sentenz mit dem Stock auf den Buckel schreiben ließ. Daß übrigens seine Justizverwaltung eben wegen ihrem eigenen nicht gewöhnlichen Gange, so wie seine Salomonischen Urtheile, streng beurtheilt wurden, war nicht zu läugnen; er wußte aber sein Benehmen, wenn er je zu Rede stehen mußte, immer so zu rechtfertigen, daß seinen Handlungen der obrigkeitliche Beyfall niemals fehlte, so wenig, als die Achtung, die er sich bey allen Ordnung liebenden Amts- und Militärangehörigen durch seine Thätigkeit und strenge Mannszucht erwarb. Ihn haßte und fürchtete nur der von dem Schwindelgeiste der Revolution ergriffene Pöbel, gegen dessen Zügellosigkeit so wie gegen das Emporkommen seiner Herrschaft sein rechtlicher Sinn sich eben so sehr empörte, als gegen das Aufkommen einer drückenden Oligarchie. Während der Anwesenheit der Russen in Zürich und der schicksalvollen Schlacht derselben im Herbstmonat 1799 leistete Landolt ihrem Feldherrn wesentliche Dienste, und entkam damals nur mit genauer Noth den rothen Pariser-Husa-

ken. Eben so thätliche Theilnahme bewies er an den kriegerischen Auftritten im August 1802, als Zürich den helvetischen Truppen unter Andermatts Kommando seine Thore verschloß, und dieser die Stadt mit Granaten und Bomben beschoß. Bey diesem empörenden Schauspiele verdankte er einzig seiner Geistesgegenwart seine Rettung von feindlicher Gefangenschaft. Nach diesen Ereignissen, denen Bonaparte's Dazwischenkunft eine andere Wendung gab, trat er 1803 abermals in den zürcherischen großen Rath, und wurde 1805 von der Regierung zum Obersten der Scharfschützenreserve ernannt. Seine letzten Lebenstage brachte er abwechselnd bald in Zürich bald auf dem Lande zu, und beschloß sie im November 1818 in Andelfingen. Seine Gouachegemälde, meist Kavalleriescharmützeln bey anbrechendem Morgen oder sinkendem Abend, mit deren Verfertigung er sich zu seinem Zeitvertreibe bis an sein Ende beschäftigte, sahen Kenner und Nichtkenner immer mit besonderer Lust, und man bemerkt in denselben des Künstlers lebhafte Rückerinnerungen aus den Gefechten und Bivouacs Friedrich des Einzigen. In Landolt fand man noch einen Kernschweizer, bey dem altes Schweizerthum, Gastfreundlichkeit, Offenheit und Geradsinn, nebst Anhänglichkeit an die ehrwürdigen Sitten und Institutionen der Vorväter in ausgezeichnetem Grade vorherrschend waren. Er hatte große Menschen-, zumal Bauernkenntniß, und äusserte in seinem Umgange eine ungemeine Popularität. Bekannt durch Tausende von Schwänken und Spässen, besonders aus seinen frühern Lebensjahren, könnte davon ein ganzes Vademekum zusammengestellt werden. Dabey klopfte unter der rauhen Aussenseite eines Soldaten und Weidmanns in seinem Busen ein weiches sanftes Herz, das der mildesten Gefühle fähig war. Auf seinen Vogteyen wußte er immer, wo arme Kranke lagen, zu denen er sich in der Dämmerung schlich, und ihnen Herzensstärkungen unter dem Arme zutrug. Zugleich war er auch ein großer Gönner und Beförderer nützlicher Anstalten gewesen.

Langenegger, (Johann Konrad,) Mechaniker und Architekt, geb. 1749 zu Gais in Appenzell Ausserrhoden. Von seinem Vater zum Leinwandweber bestimmt, welchem Berufe dieser selbst oblag, zeigte der Knabe wenig Neigung für dieses Handwerk, und das Ziel seines Strebens war, ein Tischler oder Zimmermeister zu werden. Der Vater setzte sich dagegen, aber der 13 jährige Knabe benutzte alle Mußestunden, um aus sich selbst drechseln zu lernen, und hölzerne Modelle zu verfertigen. Als einst in seiner Nachbarschaft eine Sägmühle gebaut wurde, bearbeitete er davon ein Modell, mit welchem er kleine Stückchen Holz schneiden konnte. Jetzt gab der Vater seinen Wünschen nach, und der Jüngling lernte bey einem gewöhnlichen Meister die Zimmerkunst. Kaum hatte er die Lehrjahre vollendet, so führte ihn der Zufall in Chur zu einem geschickten Schreiner, Namens Altherr, der ein genialischer Kopf war, und als ein flüchtig gewordener Landsmann sich daselbst aufhielt. Gemeinsam mit diesem verfertigte er ein Brückenmodell, nach dessen Beendigung er mit Altherr auf gutes Glück den Wanderstab ergriff und mit demselben nach Wien zog, unterwegs aber solches für Geld sehen liessen. Unsichtbar schwebte ihm und seinem Freunde ein guter Genius voran, da sie sowohl auf der Reise als in Wien selbst überall gute Aufnahme mit ihrem Kunstwerke fanden. In der Kaiserstadt angekommen, wurden sie bald den Fürsten Kaunitz, Esterhazy und andern großen Herren, ja selbst dem die Kunst so sehr befördernden Kaiser Joseph bekannt, welcher Letztere sie an den Baurath gewiesen hatte, und von dem sie den Auftrag erhielten, den Plan und die Kostenberechnung zu einer hölzernen, 340 Fuß langen Brücke ohne Pfeiler, über einen Arm der Donau, zu entwerfen. Da nachher dieses Projekt aufgegeben wurde, benutzte Langenegger die Zeit seines Aufenthaltes in Wien, um auf der Akademie zu zeichnen; zugleich kam er in Bekanntschaft mit einem Jesuiten, der ihm Unterricht in der Me-

chanik gab, welchen der eifrige Kunstjünger mit großem Fleiße benutzte, auch Wiens Straßen langsam durchziehend, die Monumente der dortigen Baukunst mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete. Von Wien begab sich Langenegger nach Siebenbürgen und der Wallachey, wo ihm und Altherr ein freundliches Gestirn für Ruhm und Gewinn aufzugehen schien, obgleich die Aerndte von Ersterm während einem mehrjährigen Aufenthalte in dortiger Gegend die des pekuniären Gewinns weit überstieg. Im J. 1778 kehrte er in sein Vaterland zurück, in welchem das Brandunglück, das im J. 1780 das Dorf Gais betroffen hatte, ihm nun Gelegenheit gab, seine sich erworbenen Baukenntnisse seinen Landsleuten zu offenbaren, da er sechszehn von den daselbst jetzt stehenden Häusern, unter welchen sich hauptsächlich der Gasthof zum Ochsen auszeichnet, aufführte. Er that in der Folge noch einen zweyten Ausflug, indem er nach Rußland gieng, wo Altherr eine vortheilhafte Anstellung erhielt, und auch ihn dahin ziehen wollte. Schon hatte Langenegger mit einem russischen Staatsrathe einen Akkord für mehrere Bauten und mechanische Einrichtungen auf dessen Besitzungen in Taurien gemacht, und reiste nach Hause zurück, um Frau und Kinder abzuholen, als der Quartierhauptmann Zellweger ihn bereden mochte, im Vaterlande zu verbleiben. Wesentliche Verbesserungen, die er diesem an einer Zwirnmaschine anzubringen wußte, bewogen Langenegger, eine solche auch für eigene Rechnung zu verfertigen, mit welcher er um Lohn für Zellweger zwirnte. Im J. 1802 und in den folgenden Jahren führte er die schönen Zellweger'schen Gebäude in Trogen, und später die geschmackvolle Kirche im Dorfe Speicher auf, in welchen herrlichen Bauwerken die architektonische Korrektheit vorzüglich bemerkbar ist, die bis in die kleinsten Details durchgeführt ist. Im J. 1813 übernahm er den Bau der Spinnerey in St. Georgen bey St. Gallen, und nicht lange vor seinem im J. 1818 erfolgten Tode baute dieser kunstsinnige Mann noch ein Haus in Appenzell.

Lauben zur, (Plazidus,) Fürstabt zu Mury, aus dem freyherrlichen Geschlechte von Thurn und Gestellenburg, geb. zu Zug 1646, wo sein Vater als brauchbarer Staatsmann die Achtung seiner Mitbürger genoß. Von 22 Kindern war Plazidus der nachälteste Sohn gewesen. Kaum in's Jünglingsalter getreten, so kam er dem Tode nahe. Er fiel nemlich (durch welche Veranlassung, ist unbekannt) in die Reüß, wurde von ihren Fluthen fortgerissen, und würde darin umgekommen seyn, hätte er sich nicht durch ein dem Himmel gethanes Gelübde bey demselben seine Rettung und Erhaltung ausgewirkt. Diese Verlobung und die darauf augenblicklich erfolgte wunderbare Hülfe gab ihm die Weihe für den Klosterstand, den er sich zu Mury wählte, wo er 1663 Profeß that, und 1670 zum Priester geweiht wurde. Seine blos schul- oder klostermäßige Bildung, die er empfangen hatte, wußte er bey seinen glücklichen Geistesanlagen durch fortgesetzten Umgang mit den Musen nicht allein zu erhöhen, sondern sich auch alle die Eigenschaften zu erwerben, die ihn in der Folgezeit seines Lebens von seinen Mitreligiosen ausgezeichnet hatten. Nachdem er mehrere Professorate nacheinander mit Erfolge, so wie die Stelle eines Predigers würdevoll bekleidet hatte, wurde er den 16. Merz 1684 zum Abte erwählt. Mit dem Antritte der Abtey bemühte er sich, derselben äusseres Ansehen und innern Schmuck zu vermehren, und Alles, was er der Verbesserung fähig und bedürftig hielt, nicht allein in den gehörigen Stand zu setzen, sondern auch zur Vollkommenheit zu bringen. Kirche und Klöster erbaute er neu, und prächtiger als vorhin, gab der Erstern viele sehenswerthe Verzierungen, und die Verwaltung des Hauswesens in dem Letztern ordnete er nach festern ökomischen Grundsätzen an. Auf die Vermehrung des gottesdienstlichen Schmuckes verwandte er große Geldsummen durch die Anschaffung von Geräthschaften von beträchtlichem Werthe. Im J. 1693 erwarb er seinem Klosterstifte das Schloß Sandegg, und einige Jahre hernach

die Gerichte zu Eppishausen im Thurgau. Pabst Innozenz XII. empfieng ihn auf seiner Romfahrt mit besonderer Huld, und Kaiser Leopold I., der ebenfalls von den Verdiensten des Prälaten Plazidus keine geringe Meynung hegte, auch daran ein besonderes Gefallen trug, die habsburgischen Stiftungen mit neuem Glanze zu umgeben, erhob ihn und seine Nachfolger im J. 1701 in den Reichsfürstenstand, vermehrte das Stiftswappen, erlaubte ihm die Errichtung der vier Erbämter, und nahm Mury in seinen und des Reichs besondern Schirm auf. Zwar fand diese Auszeichnung der Aebte von Mury den Beyfall der die freyen Aemter regierenden Schweizerstände nicht; gerne hätten sie diese Erhebung hintertrieben, wenn sich Leopold für ihre Politik hätte gewinnen lassen; allein sie war beschlossen, und was auch die Eidgenossen dagegen einwenden mochten, konnte sie dennoch nicht mehr rückgängig gemacht werden. Von jetzt an blieb es des gefürsteten Prälaten vorzüglichste Sorge, den Gebietskreis seines Klosters immer weiter auszudehnen, und dadurch sein Ansehen noch mehr zu erhöhen. Er kaufte bald darauf die Herrschaften Glatt, Diessen, Dettensee, Dettingen und Egelthal in Schwaben, von welchen er nach gewöhnlicher Sitte Besitz nahm und sich huldigen ließ. Nach vielen Verbesserungen seiner neuen Unterthanen und mancher wohlthätigen Einrichtung, die er zum Besten seines Konvents getroffen hatte, starb er im J. 1723 auf seinem Schlosse Sandegg, und wurde zu Rheinau beygesetzt. Er war nicht allein um seiner Würde willen geehrt, sondern noch mehr wegen seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und wegen seinen tiefen Einsichten in die theoretische und praktische Musik. Von diesen zeugt ein musikalisches Werk, welches noch von ihm vorhanden ist; und von jener eine Menge in der Bibliothek zu Mury aufbewahrter schätzbarer Schriften von verschiedenem Inhalte, und in zierlichem Latein abgefaßt, die alle Werke aus seinen frühern Tagen sind. Seine moralischen

Lob- und Ehrenpredigten, 4. Zug, haben allein die Bestimmung öffentlicher Mittheilung erhalten.

Laupacher, (Andreas,) königl. sardinischer Brigademajor von Speicher im Kanton Appenzell, von gemeiner Herkunft, trat 1744 in sardinische Kriegsdienste als Freywilliger unter das Schweizerregiment des Oberst Meyer von Herisau, und erhielt sogleich eine Fähnrichstelle, die er am Schlachttage bey Chiasso ausgezeichnet bekleidete, indem er die 4 Fahnen des Regiments mit Lebensgefahr, vor der Fronte 4 französischer Bataillons, die auf sein kleines Detachement feuerten, aufmarschirend, glücklich errettete. Als vorzüglich geschickter Rechnungsführer, verbunden mit der Gabe, seine Gedanken, Pläne und Berichte mit Nettigkeit deutlich und anschaulich vorzutragen, erhielt er 1745 schon den wichtigen Posten eines Aidemajors vom Regimente, den er nach 22 jähriger rühmlicher Bekleidung mit dem eines Kapitänmajors vertauschte, bis er im Jahr 1777 zum Brigademajor befördert wurde. Laupacher galt zu seiner Zeit für einen der besten Majors. Er kannte allen Detail dieser wichtigen militärischen Stelle, und führte das Kleine und Große des Dienstes mit großer Pünktlichkeit und Eifer aus. Treue gegen den Fürsten, strenge Handhabung der disziplinarischen Ordnung und väterliche Sorge für seine Untergebenen erwarben ihm Liebe, Achtung und Gehorsam. Bey der Belagerung von Tortona, der Bestürmung und Einnahme von Valenzia und d'Asti, dem blutigen Gefechte von Campo-Chieso, wo das Regiment wegen seinem den Franzosen und Spaniern geleisteten muthvollen Widerstand größtentheils aufgerieben wurde, bey dem Siege zu Col de l'Assiete und bey vielen andern Gelegenheiten, bewies er den Muth und die Talente eines unerschrockenen Kriegers und geschickten Stabsoffiziers. Nachdem er 38 Jahre auf der Bahn der Ehre fortgeschritten,

starb er im J. 1782, als Kommandant des ersten Bataillons vom Regimente Carignan.

Lavater, (Diethelm,) Rathsherr in Zürich, wo er 1743 geboren wurde. Den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften empfieng er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt, genoß aber dabey noch der besondern Anleitung seines im J. 1774 als geschätzter Arzt verstorbenen Vaters, so daß seine häusliche Erziehung mit der Schulbildung gleichen Schritt hielt, und Beyde vereint auf eine freye Entwicklung seines muntern Geistes einen wohlthätigen Einfluß hatten. Sowohl durch seine trefflichen Führer auf der wissenschaftlichen Laufbahn, als auch durch den Weiteifer edler Mitschüler — zu welchen auch sein Bruder, Pfarrer Johann Kaspar Lavater, ruhmvollen Gedächtnisses gehörte — wurde seine Begierde, Alles kennen zu lernen, was seinen Geist nähren konnte, noch mehr befeuert, und er gab seinen Eltern die angenehme Hoffnung, daß er ein würdiger Nachkömmling verdienter Voreltern werden würde. In den folgenden Jahren wiedmete er allen seinen Fleiß den medizinischen Wissenschaften, und erwarb sich nach vollendeten akademischen Studien im J. 1767 auf der Hochschule Halle die medizinische Doktorwürde. Zurückgekommen in seine Vaterstadt, praktizirte er in derselben mit glücklichem Erfolge, wodurch er bald einen ausgedehnten und wohlverdienten Ruhm erlangte. Er wollte jedoch seine Thätigkeit nicht allein auf den ärztlichen Wirkungskreis einschränken, sondern auch seine Kenntnisse und Einsichten als Staatsmann bewähren, und mit der Liebe zu seiner Kunst verband er auch die Neigung zur Theilnahme an öffentlichen Geschäften und an der Staatsverwaltung. Im J. 1772 wurde er Mitglied des großen und 1792 des kleinen Raths. Von dem edelsten Gemeinsinne beseelt, war das gemeine Beste das stete Ziel seiner ganzen Geschäftigkeit, und, wo

er dieses zu erreichen hoffte, war ihm keine Anstrengung zu schwer, keine Mühe zu groß, kein Hinderniß zu mächtig. Im J. 1793 erhielt er die Obervogtey Schwammendingen, wurde 1796 Stiftspfleger, welche Stelle er bis zur Auflösung der alten Ordnung der Dinge bekleidete. Als mit dem Eintritt des Jahrs 1798 die Revolutionsfahne aufgesteckt wurde, und der zürchersche Landbewohner gegen die herrschende Stadt seinen Unwillen nicht mehr zurückhalten konnte, war Lavater einer der Abgeordneten der Regierung, welche den im zürcherschen Zuchthause, wegen des Stäfner Aufruhrs vom J. 1795 gefänglich verwahrten Landbürgern auf eine feyerliche und ehrenvolle Weise Entlassung ihres Verhafts ankündigten. Während des Revolutionsgetriebes ließ er sich in alle damals errichteten Versammlungen und Kommissionen, wahrscheinlich einzig in der Absicht wählen, die verwirrten Fäden des damaligen Staatsgewebes zu entwirren, was ihm freylich nicht vollkommen, wenigstens nicht überall gelang noch gelingen konnte. Während der militärischen Besitznahme der Stadt Zürich durch die Oestreicher im J. 1799 war er Mitglied der zürcherschen Interimsregierung. Mit der Einführung der Mediationsverfassung gelangte er im J. 1803 wieder in den großen und kleinen Rath, welchen Beysitz er bis an sein Lebensende behielt. Dabey bekleidete er noch verschiedene andere Staatsämter von mehrerm und minderm Belange, in denen Allen er, wie im Senate, viel tiefe Staatskunde, Umsicht und eine seltene Biegsamkeit des Geistes, zugleich aber auch einen beharrlichen Willen zeigte, das, was er nach den Umständen für gerecht, gut oder nützlich hielt, zu befördern und zu erzielen. Wenn es auch bisweilen geschah, daß sein Eifer ihn die Schranken der Besonnenheit überschreiten ließ, und derselbe dem Gegner mitunter zürnend gegenüber stand, so mochte in seinem wohlwollend zur Versöhnung geneigten Herzen kein andauernder Groll haften, so wie er sich's auch durch Uebung leicht gemacht hatte, erlittene und ihm an-

gethane Beleidigungen zu verzeihen. Lavater hatte sich als Mitglied der zürcherschen naturforschenden Gesellschaft praktische Verdienste um die Naturwissenschaft erworben, und seine aus merkwürdigen und wissenschaftlich bedeutsamen Bestandtheilen gebildete Mineraliensammlung ist seit einem halben Jahrhundert berühmt. Dieser viele Gaben des Geistes und Herzens in sich vereinigende Mann starb am 4. März 1826, geschätzt von Tausenden, die seine Menschenliebe kannten, und die auch jede seiner Handlungen bezeichnete.

Lips, (Heinrich,) trefflicher Zeichner und Kupferstecher, geb. zu Kloten 1758 und gestorben zu Zürich 1817. Er war der Sohn eines Dorfbarbiers und sollte in diesem Berufe seinem Vater folgen; allein frühzeitig entdeckte der würdige Geistliche des Orts die in dem jungen Knaben schlummernden Talente, und ruhte nicht, bis er ihn nach manchem Kampf gegen die väterlichen Vorurtheile, und selbst gegen die ökonomische Lage in den Wirkungskreis gesetzt hatte, der so ganz für ihn paßte. In Lavaters Physiognomik, die in den Siebenzigerjahren herauskam, entwickelte er zuerst seine Anlagen für Zeichnung und Kupferstecherkunst. Die Anleitung zum Radiren, die Lips in ein Paar Monaten bey Schellenberg erhielt, war sein ganzer Unterricht; die Führung des Grabstichels verdankte er vorzüglich seinem eigenen Fleiß. Seine Studien setzte er in Düsseldorf fort, wo eines seiner kapitalsten von ihm dort vollendeten Blätter ihm die ehrenvolle Aufnahme als Mitglied in die dortige Akademie verschaffte. Durch Lavaters Vorsorge in Stand gesetzt, das Land zu besuchen, wo die Zitronen blühen, und seinem Geist an den Werken Raphaels und der ersten Heroen der Kunst die Nahrung ertheilte, die seinen Kräften eine höhere Richtung gab, seinen Geschmack läuterte und ihm zu einer richtigen in seinen meisten Arbeiten bemerkbaren Zeichnung verhalf, gieng

er von Düsseldorf nach Rom, wo er bald von der Malerey, die er im Anfang zu ergreifen Lust hatte, wieder zu Zeichnung und Grabstichel zurückkehrte. Die Bekanntschaft mit Göthe, der eben auch in dieser Zeit den Musen der Kunst sein Opfer brachte, und in Lips den kräftig aufblühenden Künstler bald wahrgenommen hatte, entschied bey ihm für die Annahme eines Rufes, der ihm durch diesen Heros des guten Geschmacks nach Weimar war verschafft worden, um in dem dortigen Zeichnungs- und Kupferstecherinstitut nützliche Dienste zu leisten. Nach einem Aufenthalte von 5 Jahren bewogen ihn aber, so wie seine Gesundheitsumstände, eben so auch seine Anhänglichkeit an das geliebte Vaterland im J. 1794, wieder nach Zürich zurückzukehren, welches er von da an nicht mehr verließ, da ihm auf die ehrenvollste Weise von dem Magistrat das zürchersche Bürgerrecht geschenkt wurde, wozu sein guter Ruf als moralischer Mensch, so wie seine Reputation in der Kunst hauptsächlich beytrugen. Er warf sich nun mit einer unermüdlichen Thätigkeit in den Beruf, in welchem er es zu einem so ausgezeichneten Grade von Uebung und Geschicklichkeit brachte, daß er nahe an anderthalb tausend größere und kleinere Blätter, theils für eigene Rechnung, theils für Kunst- und Buchhandlungen in Deutschland, der Schweiz und Frankreich seit dieser Zeit geliefert hat. So ungünstig im Ganzen auch oft diese Beschäftigung mit Vignetten und ähnlichen kleinen Aufgaben für das Höhere der Kunst schien, so verdankten die Kunstfreunde seinem thätigen Geist doch manches mit schwarzer Kreide herrlich gezeichnete Bild. Der sprechendste Beweis der geschickten Führung seines Grabstichels möchte wohl seine Köchin nach Gerard Dow seyn, die er für das Museum Napoleon in Folio bearbeitete, und mit großem Beyfall aufgenommen wurde; so wie das große Blatt, die Geburt Christi nach Annibal Caracci vorstellend, welches seine letzte Arbeit war, und das er mit dem Grabstichel noch beynahe bis zum letzten

Hauche der Vollendung ausführte, und eine köstliche Reliquie von ihm bleiben wird. Wer diesen so ausgezeichnet gewesenen Mann gekannt hat, schätzt eben so sehr sein Herz als sein Genie, da seine Aufrichtigkeit, Dienstbeflissenheit, Bescheidenheit, Anspruchlosigkeit, Loyalität, so weit sie der beste Menschensohn treiben kann, Tugenden waren, die auf dem Boden seines Herzens gewachsen, gewurzelt und groß gezogen worden sind.

Lüthardt, (Samuel Friedrich,) gewesener helvetischer Senator, geb. zu Bern 1767 und gestorben daselbst 1823. Auf der Schule seiner Vaterstadt, wo er seine erste literarische Bildung erhielt, faßte er den Entschluß, sein künftiges Leben dem Dienste der Themis zu wiedmen, theils, weil er besondern Sinn und Neigung für diese Bestimmung hatte, theils, weil ihm der Stand eines Rechtsanwalds, nach dem Rang und Verhältniß seiner Familie zu den Regierenden in Bern, die günstigere Aussicht öffnete. Seine Studien machte er auf der Hochschule zu Göttingen, zu einer Zeit, wo dieselbe durch den Fleiß der Studirenden, so wie auch durch den Ruf der Lehrer ausgezeichnet war. Hier beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Rechtswissenschaft, genoß auch in andern Fächern, die eine mehr allgemeine Ausbildung zum Zwecke hatten, Unterricht, und empfieng in der Ersten den Doktorhut. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt, und einigem Aufenthalte in der Waadt, während welchem er die Rechtsformen und Geschäftssprache der französischen Schweiz sich bekannt machte, wagte er die ersten Würfe auf der Bahn seines Berufes mit solchem Glücke, daß er bald nach seinem öffentlichen Auftreten unter den vorzüglichsten Advokaten eine Stelle einnahm. Als einem biederen Schweizer, der zwar keine adelichen dafür aber viele verdienstvolle Ahnen zählte, war das Zauberwort Freyheit, das aus dem französischen Nachbarlande herüberschallte, kein Mißklang, und hatte in ihm, so wie in manchem

Andern, der die Rechte der Menschheit in Schutz nahm, vielerley Betrachtungen, Wünsche und Hoffnungen aufgeregt, ohne aber sich von jenem Neuerungsgeiste ergreifen zu lassen, der nicht nur den Distelacker sondern auch die wohlgebauten Fluren umzukehren trachtete. Als deßwegen die Revolutionsereignisse sich im J. 1798 der Schweiz näherten, griff auch er zu den Waffen und vertheidigte als Artillerieoffizier die Umgebungen seiner Vaterstadt, wiewohl fruchtlos, doch im Gefühl seiner Bürgerpflicht, weil er die gewaltsamen Maßnahmen Frankreichs gegen die Schweiz und dessen unverkennbares Plünderungssystem gegen dieselbe verabscheute, und eine Staatsreform, ohne fremdes Aufdringen einer solchen, nur von Innen herausgegangen, vorgezogen hätte. Nach dem Einrücken der Franzosen in die Schweiz wurde er von der provisorischen Regierung in Bern, deren Mitglied er war, nach Paris gesandt, weniger das Geschenk der Freyheit zu verdanken, als die vaterländischen Interessen zu besorgen. Was er unter den damaligen schwierigen Zeitverhältnissen und trüben Aussichten für erreichbar hielt, suchte er bey dieser Sendung zu erlangen. So bewirkte er z. B. Herabsetzung der dem bernischen Patriziat auferlegten Kontribution; Zurückstellung der Schuldtitel, welche Bern für beträchtliche Kapitalien auf das Ausland besaß, und neben dem in Geld bestehenden Staatsschatz von der französischen Generalität in Beschlag genommen wurden; Vereinigung aller helvetischen Kantone in Eine, und nicht in zwey Republiken, wie es anfangs der Plan der französischen Pentarchie gewesen war. Nach seiner Rückkunft nahm er eine ihm mittlerweilen zu Theil gewordene Stelle im bernischen Kantonsgerichte ein, in welchem er sich als Rechtsgelehrter rühmlich auszeichnete, auch seine Einsichten ganz vorzüglich in Anspruch genommen wurden. Im Spätjahr 1799 trat er in den helvetischen Senat ein, in den er von seinen Mitbürgern gestellt worden, und nach dessen Auflösung im August 1800 erhielt er unmittelbar dar-

auf den Ruf zum Mitgliede der neuen Gesetzgebung. In allen diesen Behörden äusserte er sich seinem republikanischen System getreu, und machte durch seine standhafte Vertheidigung der Rechte des Landes großen Eindruck auf seine Kollegen. Endlich müde der Theilnahme an Verfassungsarbeiten, bey welchen der Partheygeist einzig diktirte, und nachdem er alle Ernennungen zu den höchsten Stellen, und selbst die längere Besorgung des Justiz- und Polizeydepartements, abgelehnt hatte, trat er in den Privatstand zurück. Als sich das zerrüttete Vaterland im J. 1803 aus Paris Ruhe geholt hatte, wählten ihn seine Mitbürger in den neuhergestellten bernischen großen Rath, welche Stelle er während der ganzen Dauer der Mediationsverfassung bekleidete, und mit der Offenheit und Geradheit, welche edles Selbstgefühl ihm eingab, und durch die er am Sichersten Theilnahme zu wecken im Stande war, die Verhältnisse festsetzen half, die zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, wie sie in dem Wesen eines Freystaats liegen, statt finden sollen. Eben so nützlich war seine Wirksamkeit in dem Justiz- und Polizeyrath, wo er als Bericht erstattendes Mitglied die Geschäfte vorzüglich leitete. Zum letzten Male hatte er seine Stimme erhoben, als im J. 1814 die alliirten Waffen dem bernischen Staatswesen die alte Gestalt wieder schaffen sollten, wogegen dieser vielverdiente Staatsmann mit aller Macht von Beredtsamkeit protestirte, indem er sich überzeugte, daß ein gewaltsam entbundenes Volk in die alte enge Gebundenheit sich nicht mehr so leicht zurückbringen lasse. Lüthard immer rege, Kunst und Wissenschaft zu befördern, benutzte von jeher seinen Einfluß, ja selbst sein Vermögen, verborgenes oder verkanntes Verdienst hervorzusuchen und emporzuheben, und den Ruhm des Vaterlandes damit zu vermehren. So unterstützte er den Mechaniker **Ulrich Schenk**, half ihm durch Vorschüsse die Hindernisse besiegen, die seinen Unternehmungen entgegen standen, trug selbst durch seine theoretischen Kenntnisse wesentlich

zur Vollkommenheit der Werkzeuge bey, die diesem talentvollen Künstler auch ausserhalb der Schweiz so ausgezeichneten Beyfall erwarben. Hierdurch errichtete sich dieser Hochherzige ein Denkmal, das den Vaterlandsfreund zu den rührendsten Huldigungen weckt.

Lullin, (Jakob Andreas von Chateauvieux,) Generallieutenant und Inhaber eines Schweizerregiments in franz. Diensten, geb. zu Genf 1728. Sich Bellonens Dienste weihend, trat er im J. 1744 unter das französische Schweizerregiment von Diesbach, und wohnte gleich nachher verschiedenen Belagerungen und den 11. May 1745 der denkwürdigen Schlacht bey Fontenoy bey, in welcher er sich durch Talent und Kühnheit einen Ruf erwarb, da er eine Redoute mit 400 Mann vertheidigte, und dabey große Bravour bewies. Noch öfters auf ähnliche Art zeichnete Lullin seinen Namen rühmlich aus, zumal in den Aktionen bey Raucoux und Laffeld, und in den Belagerungen von Brüssel, Mons, Bergen-op-Zoom und Mastricht, in denen er eine seltene Geistesgegenwart und Unerschrockenheit zu Tage legte. Als Major seines Regiments machte er die Feldzüge im siebenjährigen Kriege in Deutschland mit, in welchen die unverkennbaren Proben seines Muths bey den schwierigsten Aufträgen die Aufmerksamkeit der kommandirenden Generale auf ihn, als einen vorzüglichen Offizier, leiteten. Das Treffen bey Bergen brachte ihm 1759 Oberstkommission, und jenes bey Korbach 1760 den Militärverdienstorden, von welchem er auch 1782 das Großkreuz empfieng. Im J. 1767 rückte er zum Brigadier und so stufenweise zur Würde eines Generallieutenants hinauf; erhielt 1783 das Regiment von Aubonne, und wurde 1785 von dem König in Frankreich zum Marquis erhoben. Ihm ward auch in dem auf diese Auszeichnung folgenden Jahr 1786 das Oberkommando in der Provinz Bretagne aufgetragen. Im

Anfang der französischen Revolution schützte er durch seine Besonnenheit und Entschlossenheit die dem Könige treu gebliebenen Truppen, in einem Augenblicke der größten Gefahr, vor der Wuth des auf dem Marsfelde zahllos versammelten Pöbels. Im August 1790 zeigte sich bey seinem Regimente, das in Nancy in Besatzung lag, eine Gährung unter den Soldaten, die zuletzt in einen vollkommenen Aufruhr übergieng, da sie an ihre Offiziere Forderungen stellten, welche diese nicht anerkannten und daher verweigerten. Von den Anarchisten wurden 22 gehangen und 41 auf die Galeeren verurtheilt. Zwey Jahre später sollte dieses Regiment auf Befehl des französischen General Luckner von Bitsch, wo es damals lag, auf Toul sich begeben, leistete aber demselben nicht nur keinen Gehorsam, sondern desertirte den 24. August 1792 mit Waffen und Gepäck von Bitsch auf deutschen Boden, und rückte am 14. Herbstmonat mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel von deutscher Seite in Basel ein, wo es nach wenigen Tagen abgedankt wurde. Der in Pensionsstand versetzte General Lullin privatisirte hierauf in seiner Vaterstadt Genf, wo er zu Anfange des Jahrs 1816 in hohem Alter gestorben ist.

Lusser, (Karl Florian,) Kanzleydirektor und Landschreiber in Ury, geb. zu Altorf 1781, wo er auch am 8. Dezember 1824 gestorben ist. Dieser biedere Eidgenosse ist allerdings der Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen würdig, weil er sich nicht allein um seinen heymathlichen Kanton, sondern auch um die ganze Eidgenossenschaft verdient machte. Er stammte aus einer geachteten Familie, deren Glieder in dem Rath und im Gemeinwesen, wie in den Gerichtsstüblen zu Altorf, oder am Altar der Kirche jederzeit mit Ehren ausgezeichnet dienten. Seine häusliche Erziehung war mehr noch geeignet, die eigene freye Entwicklung seines Geistes zu fördern, als der Schulunterricht

es zu thun vermochte; auch kam seiner Bildung seine etwas schwächliche Konstitution zu Hülfe, die ihn nöthigte, auf die Freuden stärkerer Knaben zu verzichten, und eine gemächlichere Art von Unterhaltung zu wählen, die er auch in der Kultur der Sprachen und Wissenschaften gefunden hatte. Er hatte sich auch eben deßwegen den Kanzleygeschäften gewiedmet und nicht gemeine archivische Kenntnisse erworben. Bis zur Einführung der Mediationsverfassung blieb sein Name im Dunkeln — nach derselben wurde er aber im J. 1803 zum Landschreiber gewählt. In dieser Stelle zeichneten ihn seine Kenntnisse wie seine Thätigkeit verdienstvoll aus; denn er arbeitete in dieser Eigenschaft unabläßig in allen Kommissionen, welche vorzüglich auf eine bessere innere Einrichtung des Freystaats Ury und auf eine neue Gründung seines furchtbar erschütterten Wohlstandes Bezug hatten. Dabey gewann ihm auch sein Scharfblick so wie seine Rechtlichkeit das Vertrauen seiner Landsleute, die ihn auf ihren Landsgemeinden seit dem Jahr 1812 allen ihren Gesandten zu den eidgenössischen Tagsatzungen als Legationsrath beyordneten. Als solcher wohnte er daher auch allen denselben, sowohl ordentlichen als ausserordentlichen, und folglich auch jener in den schweizerischen Jahrbüchern wegen ihrer langen Dauer Beyspiellosen im J. 1815 bey; war bey derselben Mitglied der diplomatischen Kommission, welche die Vorberathung der wichtigsten Gegenstände, die zu verhandeln waren, zu besorgen hatte, und beschwor, unterzeichnete und besiegelte am 7. August desselben Jahrs, Namens seines Kantons, nebst dem Landammann, Dominik Epp, den neuen eidgenössischen Bundesvertrag. Während dieser bedenklichen Krisis, in welcher die ganze Schweiz, in Folge der nach Napoleons Sturz zerrissenen mediationsmäßigen Verfassung, in einen Zustand von innerer Auflösung gerieth, und Mißtrauen, Gährung und Zwietracht überall vorherrschend waren, erwarb sich Lusser mit andern ächtrepublika-

nischen Eidgenossen, durch seine biedern Grundsätze so wie durch sein demselben entsprechendes loyales Benehmen, den Dank des ganzen Vaterlandes, und die aufrichtige Achtung aller Frieden und Freyheit liebenden Eidgenossen. Obgleich nicht zum glänzenden Staatsmann gebildet, vertheidigte er standhaft, mit patriotischer Wärme die Rechte der schweizerischen Völkerschaften, und half bey dem Betriebe des Bundesgeschäfts jene Basis feststellen, welche der Eidgenossenschaft ihre innere Erhaltung verbürgen, ihr auch Kraft gegen die Angriffe äusserer Feinde, wenn solche sie ein Mal wieder bedrohen sollten, geben dürfte. Freyheit und Unabhängigkeit waren Lussers höchstes Gut; diesem auch im Nothfalle sein Leben aufzuopfern, würde der edle Mann sich haben bereitwillig finden lassen. In seinem Umgange, wie in seinen Briefen hatte er sich immer dafür ausgesprochen, und wirklich hat das ganze Vaterland in ihm einen seiner Lieblinge verloren.

Lutz, (Anton,) Reichs-Prälat zu Kreuzlingen, geb. zu Hüffingen im Schwarzwald 1737, verband mit dem Studium der alten Sprachen das einer gesunden Philosophie und gereinigtern Theologie. 1756 trat er zu Kreuzlingen in den Orden der regulirten Augustiner-Chorherren, wurde 1775 Pfarrer zu Wurmlingen in Schwaben und 1779 zum Prälaten und Probst erwählt. Bald nach seiner Wahl 1782 entspann sich zwischen ihm und den östreichischen Behörden zu Konstanz ein Streit wegen der Erweiterung der Schiffländе am Hörnle, die von diesen nicht zugegeben wurde. Auf einer Konferenz im J. 1786 wurde derselbe jedoch zwischen dem zürcherschen Bürgermeister Ott, Namens der das Thurgau regierenden Stände, und dem konstanzischen Stadthauptmann Damiant freundschaftlich gehoben, und der Reichs-Prälat Lutz mit 6 silbernen Leuchtern für seine Gastfreyheit beschenkt. Die Liebe zur Lite-

ratur war bey ihm Zeitlebens seine herrschende Neigung gewesen; sie machte ihn auch zum wärmsten Freunde der Gelehrten und Beförderer jedes gelehrten Verdienstes. Er wandelte daher sein Stiftskollegium in eine wahre Gelehrten-Schule um, und diente seinen Stiftsbrüdern zum Muster und Vorbilde in schriftstellerischer Thätigkeit. 1767 gab er in 8vo heraus: Theologische Grundsätze des unverfälschten Christenthums der ersten und letzten Zeiten gegen die falschen Begriffe der Neuerungsgeister, Freydenker und Unkatholischen; im J. 1790: Zweckmäßige Ausbildungslehre für die Menschheit; mit Kupfern; 1794: Das einzige Mittel wider die Revolution der Kirchen und Staaten; und 1796: Kernlehre der praktischen Andacht nach dem Geist der katholischen Kirche. Neben vielen nützlichen Anstalten, die er in seinem Ordenshause theils errichtet, theils verbessert hatte, wurde unter seiner Leitung die Bibliothek vorzüglich mit neuen Werken bereichert und nutzbarer gemacht. Er starb im J. 1801.

Manlich, (Georg von Bettens,) königl. franz. Generallieutenant, geb. zu Bern 1669, ein Militär von anerkannter persönlicher Tapferkeit, Thätigkeit und Einsicht, trat sehr jung unter seines mütterlichen Oheims, des Oberst Polier Regiment in französischen Diensten, wurde 1692 Hauptmann, 1705 Oberstlieutenant des Regiments von Kastella, erhielt 1709 Oberstkommission, und war 1710 Mitglied des souverainen Rathes zu Bern. Den 1. Hornung 1719 war er Brigadier, 1722 wirklicher Oberst des Regiments von Kastella, 1734 Marechal de Camp und 1739 Generallieutenant, bekam auch zugleich das Regiment May, anstatt des von Kastella. Diese Erhebungen von einer Stufe zur Andern verdankte er seinen persönlichen Auszeichnungen in vielen Treffen, Belagerungen und andern Kriegsvorfällen. Als ein Offizier, der sein Leben nicht

ängstlich liebte, behauptete er sich mit heroischem Muthe, den er auch seinen Soldaten mitzutheilen wußte, in den blutigen Schlachten von Steinkerken und Neerwinden 1693 in den gefährlichsten Stellungen, in welchen er mehrere Wunden und Kontusionen empfangen hatte, die aber nur seinen Eifer verdoppelten, sich noch mehr hervorzuthun. Bey der Belagerung von Landau im J. 1713, bey welcher er sich unter dem entsetzlichsten Kanonenfeuer von Seiten der Feinde einer Batterie näherte, bewies er seine Unerschrockenheit durch neue Wunden, die er bey dieser Gelegenheit davon trug; und im folgenden Jahr bey einem Sturme auf Barzellona ließ er sich, obgleich tödtlich krank, auf eine Breche-Batterie tragen, die Arbeiten und das Feuer zu dirigiren. Da er keine Regierungsstelle im Vaterlande suchte, legte er auch im J. 1745 seine Großrathwürde zu Bern freywillig ab, verließ die kriegerische Ehrenbahn, auf welcher er sich so manches Ehrenzeichen errungen hatte, mit einem Ruhegehalt von 1500 Pfunden, und starb zu Lausanne den 9. May 1751. Manlich war groß von Person, und von edelm martialischem Ansehn; ernst, ohne zurückzuschrecken, sein Blick, und gütig und herablassend gegen jedermann; seine Untergebenen liebten ihn, wie ihren Vater, und folgten ihm treu auf dem Wege zum Kampf und Siege.

Marty, (Johann,) verdienstvoller Arzt zu Glarus, wo er 1736 geboren wurde und 1819 gestorben ist. Viele unserer Zeitgenossen haben Ruf und Ruhm gewonnen, ohne ruhmwürdig zu seyn; allein dieser war des Ruhms würdig, weil er sich an die Wohlthäter der Menschheit und seines Vaterlandes anreihte. Er verlor seinen Vater früh, aber die freundliche Sorge seines Oheims erleichterte ihm das schwere Loos, verwaiset zu seyn. Anfangs dem geistlichen Stande gewiedmet, wurde er von diesem seinem Oheime in

allen Fächern der Gelehrsamkeit unterrichtet, und legte durch das Studium der alten Sprachen, unter denen er sich vorzugsweise in der lateinischen und griechischen eine in den Glarnerthälern selten gewordene Stärke erwarb, schon frühe den Grund zu seinen spätern ausgedehnten und gründlichen Kenntnissen. So vorbereitet, und seiner Neigung zum Studium der Arzneywissenschaft folgend, bezog er die Hochschulen zu Strasburg und Basel, und wurde auf Letzterer im J. 1766 zum Doktor graduirt. In sein Vaterland zurückgekehrt, verschaffte er sich durch ausgezeichneten Fleiß und durch fortschreitendes Studium eine solche bedeutende Praxis, daß er durch seine Geschicklichkeit sich die Huldigungen aller Einwohner seines Heymathlandes erwarb, auch davon ansehnliche Früchte ärndtete, und die ihm wirklich eine unerschöpfliche Goldquelle würde geworden seyn, wenn er sich nicht durch die edelste Uneigennützigkeit im hohen Grade ausgezeichnet hätte. Seinem menschenfreundlichen Sinne bot sich vor Allem aus das Bedürfniß geschickter Hebammen dar, deren besserm Unterrichte und Befähigung für ihren wichtigen Beruf er bey allen seinen zahllosen praktischen Arbeiten viele Stunden und Tage zum Opfer brachte, und wozu er als einziger Geburtshelfer seines Landes, während einer langen Reihe von Jahren, sich ganz vorzüglich eignete. Doch von allen Verdiensten, die er sich als Arzt erwarb, kam keines an Wohlthätigkeit für seine Mitlandleute seiner Einführung der Schutzblattern oder Kuhpocken gleich, mit welchen er die ersten Versuche im Glarnerlande machte, und wobey alle seine daherigen unzähligen Operationen mit seltenem Erfolge gekrönt waren. Ganze Schaaren von Eltern wallfahrteten aus den entferntesten Hütten zu dem edeln Menschenfreunde, der mit einer großmüthigen Hingebung ganze Tage mit Einimpfung solcher Kinder zubrachte, ohne auch nur die geringste Bezahlung für dieses Rettungsmittel anzunehmen oder zu verlangen. So ist auch seine Auffindung und Benutzung des sogenann-

ten Braunwalder- oder Stachelbergerwassers, das bereits durch manche Kur einen begründeten Ruf erlangt hat, ein seinem Vaterlande gewordener Segen, dem schon Viele und in der Folgezeit noch Mehrere freudige Gesundheit verdankt haben und noch verdanken werden. Marty gab auch über diese köstliche Mineralquelle eine kleine Abhandlung im Druck heraus. Er beschäftigte sich gerne mit Wetterbeobachtungen, wofür er große Liebhaberey besaß; er führte deßhalb genaue Journale über den täglichen Stand des Barometers, die er während einem halben Jahrhundert mit musterhaftem Fleiße und unter allen Verhältnissen fortsetzte. Eben so ergoß sich in freyen Stunden seine aufgeweckte Laune und sein gebildeter Geist in Poesie, und noch in hohem Alter war das Lesen klassischer Schriftsteller des Alterthums seine Erholung und Lieblingsbeschäftigung. Politische Stellen hatte er, mit Ausnahme eines Mitgliedes der Sanitätskommission und des Erziehungsraths im vormaligen Kanton Linth, keine angenommen noch bekleidet.

Meisner, (Friedrich,) Professor der Naturgeschichte in Bern und verschiedener Gelehrten-Vereine Mitglied, von Geburt ein Deutscher und Schweizer durch Einbürgerung, und gestorben zu Bern 1825. Er gehört zu denjenigen rühmwürdigen Männern, welche bald nach dem Eintritte des neunzehnten Jahrhunderts sich es in Bern angelegen seyn liessen, Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Kultur des Volks daselbst aus allen Kräften mehr und mehr zu erheben und zu verbreiten. Meisner bot hiezu schon die Hand im J. 1796, in welchem er ein Erziehungsinstitut für Berner Knaben von 6 — 14 Jahren gründete, über dessen Verhältnisse, und die darin befolgten Grundsätze er in einer eignen, 1799 gedruckten Schrift Rechenschaft gab. Diese Privaterziehungsanstalt, die zu ihrer Zeit für die frühern Stufen der Entwicklung der Zöglinge wenig zu

wünschen übrig ließ, gestattete einem aufmerksamen Beobachter auch nicht den geringsten Zweifel, daß ihr Vorsteher, wenn er zu einer akademischen Lehrerstelle berufen würde, er für die Veredlung und wissenschaftliche Bildung der Jünglinge in höherm und weiterm Kreise, tiefer und reifer wirken werde. Einen solchen Ruf empfieng Meisner im J. 1805, wo ihm das Lehramt der Naturgeschichte und Geographie an der Akademie in Bern anvertraut ward. Dieser Ruf löste sofort das beliebte Institut auf, da er sich nun ganz der erhaltenen neuen Stelle wiedmete. Für diese schrieb er bald nachher (1806) seine Lehrbücher der Erdbeschreibung und Zoologie. Schon im J. 1804 hatte er das Verzeichniß der Schweizervögel im Museum zu Bern herausgegeben, welches später (1815) in der gemeinsam mit Hrn. Dr. Schinz bearbeiteten schweizerischen Ornithologie weiter ausgeführt ward. Sein seit 1807 herausgegebenes Museum der Naturgeschichte in Bern enthält manche werthvolle Beyträge, auch Bereicherungen der Zoologie, und durch den seit 1817 besorgten naturwissenschaftlichen Anzeiger, der im vorigen Jahr in die Annalen übergieng, gab Meisner fortlaufende schätzbare Berichte von den Arbeiten der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher. Eigenthümliches Verdienst erwarb sich der tüchtige und fleißige Mann durch seine Theilnahme an der Herausgabe der von 1811 bis jetzt ununterbrochen erschienenen Alpenrosen, in welchen er sich in seinen in denselben von ihm niedergelegten Auffätzen, so wie auch in den für die Jugend bearbeiteten gehaltreichen Reisen in die Schweiz, aus einer Sammlung von vier Bändchen (Bern 1820 — 1825) bestehend, als ein trefflicher Landschaftsmaler in Prosa bewährte, dessen Darstellungen der landschaftlichen Natur eine ungewöhnliche Anmuth und Milde haben, und in welchen durchgängig bemerkt wird, daß ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern seinen Geist genährt, seinen Geschmack gerei-

niget und seine sittliche Grazie bewahrt hat. Seine diesfallsigen Verdienste haben ihm auch die Ehre erworben, den Mitgliedern der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde, der naturforschenden Gesellschaft in Genf, der Sozietät für die gesammte Mineralogie zu Jena, der sächsisch-gothaischen und meiningischen Sozietät der Forst- und Jagdkunde, und der Gesellschaft der gesammten Naturwissenschaften in Marburg sich beygesellt zu sehen. Er hinterläßt eine sehr interessante Naturaliensammlung, die sehr reichhaltig ist, und von dem Verstorbenen mit mühsamem Fleiße angelegt und vervollständiget wurde.

Meiß, (Ludwig,) Rathsherr zu Zürich, geb. daselbst 1745. Bey dem frühen Absterben seines Vaters wurde er unter der Aufsicht seiner Mutter, einer an Geist und Herz gebildeten Dame, erzogen, und dabey nicht blos der Pflege der körperlichen Gesundheit, sondern vorzüglich einer zweckmäßigen Ausbildung der trefflichen Anlagen seines Geistes Rechnung getragen. Nachdem er einige Zeit in holländischen Kriegsdiensten zugebracht hatte, kehrte er nach Hause zurück, wo er sich dem Vaterlande und der Landeskultur zu wiedmen beschloß. Er besaß ein schönes Landgut zu Erlenbach am Zürchersee. Hier studirte er die Landwirthschaft in allen ihren Theilen. Seine erlangten Einsichten setzten ihn in den Stand, über die Verbesserungsvorschläge der deutschen Oekonomen gründlich zu urtheilen, und diejenigen von denselben, welche auf unsere Lage und unsern Boden taugten, selbst in Ausübung zu bringen, und seine Nachbarn durch geglückte Versuche zur Nachahmung zu reitzen; dabey erwarb er sich auch gute botanische Kenntnisse. 1769 wurde er Landvogt zu Luggaris. Nach Vollendung seiner Amtszeit durchreiste er mit seinem Freunde Schinz, den gleich

Grundsätze und Beschäftigungen mit ihm auf's Innigste verbanden, die merkwürdigsten Städte Italiens. 1775 kam er in den großen Rath, und erhielt bald hernach die Verwaltung der noch wichtigern Landvogtey Lauis. 1783 wurde er einstimmig zum Landvogt auf Kyburg erwählt. In dieser neuen Stelle erwarb er sich große Verdienste und dadurch das dankbarste Andenken bey seinen Vogteyangehörigen. Z. B. er suchte, so gut es geschehen mochte, die Verbesserung der Landwirthschaft und Vertheilung der allzugroßen Gemeingüter zu befördern, und veranstaltete zu diesem Ende die Aufnahme höchst genauer Verzeichnisse der Einwohner, der Grundstücke, des Zug- und Melkviehs im ganzen Umfang des weitläufigen Kyburgeramtes. Diese Tabellen bereicherte und beleuchtete er mit trefflichen Bemerkungen und Aufsätzen über Erwerbsarten, Sitten, Benutzung der Güter und Vermehrung des Ertrags derselben. Sein Werk war auch der neue Straßenbau an der Steig zwischen Töß und Brütten, wobey er theils die Bequemlichkeit der Reisenden, theils Gefahrlosigkeit bey Last- und Güterfuhrwerken vorzüglich beabsichtigte. 1789 wurde er zum Stadtgerichtsschultheißen, und im folgenden Jahr zum Rathsherrn erwählt. Als Mitglied der Regierung lag ihm die Würde und Wohlfahrt des Staats vor allen Dingen am Herzen; er vollzog daher alle ihm aufgetragenen Geschäfte mit der genauesten Pünktlichkeit, sprach mit Anstand und Nachdruck für das Beste des gemeinen Wesens, und beförderte mit warmem Eifer jedes gemeinnützige Unternehmen. Er starb im Herbstmonde 1796.

Merian, (Joh. Heinrich,) Oberstlieutenant bey dem franz. Schweizerregiment L. von Chateauvieux, geb. zu Basel 1731. Die Natur hatte den Jüngling mit den edelsten moralischen und intellektuellen Eigenschaften ausgestattet; man wollte ihn den Wissenschaften wiedmen, aber

seine Neigung war auf den Militärdienst gerichtet. Er gieng 1747 als Freywilliger zu dem franz. Husarenregiment Ferrari, kam aber schon im folgenden Jahr als Fähnrich zu dem Schweizerregiment von Seedorf, wurde 1749 Unterlieutenant, 1754 Lieutenant, 1755 Unteraidemajor, und machte in diesem Grade die denkwürdigen Feldzüge in Deutschland von 1757 bis 1762 mit, in welchen er gleich anfangs durch Talent und Tapferkeit sich einen günstigen Ruf erwarb, den er nachher durch verschiedene rühmliche Unternehmungen vergrößerte. Nun stieg er schnell von einer militärischen Ehrenstufe zur Andern empor. 1763 erhielt er als Hauptmann eine Kompagnie, wurde 1770 Major bey dem Regiment von Diesbach, bekam den Orden von den Kriegsverdiensten, und trat 1780 in der gleichen Eigenschaft zu dem Regiment von Aubonne, bey welchem er 1784 wirklicher Oberstlieutenant wurde. 1790 wurde sein Regiment, als es zu Nancy mit zwey französischen Regimentern die Garnison bildete, von diesen zum Aufstande verleitet, sowohl er als der größere Theil der Offiziere von demselben verhaftet, und erst nachdem der Marquis von Bouillé mit einem Truppenkorps die hartnäckigen Aufrührer wieder zum Gehorsam gebracht hatte, auf freyen Fuß gestellt. Als nachher von den zu den Galeeren verurtheilten Rädelsführern (vierzig an der Zahl) Alle oder die Meisten, in der Freyheitsraserey von dem damaligen faktionären Korpslegislativ zu Paris als Märtyrer der Freyheit, zurückberufen und im Triumph nach Paris gebracht wurden, und er wohl einsahe, daß sowohl seinem Regiment, gleich allen übrigen in Frankreich befindlichen Schweizerkorps, unter allerley Beschimpfungen und selbst Gefahren, die Auflösung drohe, beschloß Merian, sein Regiment noch vor dem Abdanken nach der Schweiz zurückzuführen, welches er um so eher bewerkstelligen konnte, weil dasselbe auf der französischen Grenze nach der Pfalz hin kantonirte, und der Uebergang auf fremden Boden ohne Schwierigkeit geschehen mochte. Wirklich

langte es im * * * 1792 zu Basel an, erhielt daselbst seine Entlassung, und der wackere Merian begab sich in den Ruhestand. Er ist vor einigen Jahren im Elsaß, wo er Güter besaß, gestorben.

Merian, (Emanel,) Pfarrer am Münster und Antistes der Kirchen zu Basel, geb. zu Rimmlingen, einem baslerischen Dorfe, wo sein Vater damals Prediger war, 1732. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon frühe. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt Basel wiedmete er sich mit dem unverdrossensten Fleiße den Wissenschaften, und insbesondere dem theologischen Studium. In seinem zwanzigsten Altersjahr erhielt er die Aufnahme in's Predigtamt. Seinen Aufenthalt in Genf 1753, wo er mit einigen der angesehensten Gelehrten Bekanntschaft machte, verlängerte er, um eben dieser ihm so vortheilhaften und angenehmen Verbindungen willen, auf ein ganzes Jahr. Im J. 1760 folgte er dem Rufe zur Pfarre Bretzweil, wurde nach vier Jahren zum Diakon an der St. Leonhardskirche, und 1766 zum Pfarrer der Münstergemeinde erwählt, mit welcher letztern Stelle zugleich das Antistitium über die baslerische Geistlichkeit gewöhnlich verbunden wird. Diese beyden Stellen bekleidete er ein volles halbes Jahrhundert hindurch auf die rühmlichste Weise, sowohl in Beziehung auf seine öffentlichen Kirchenarbeiten, als der oft schwierigen Geschäfte eines geistlichen Vorstehers, und legte sie erst zwey Jahre vor seinem 1818 erfolgten Tode, wegen Krankheit und Altersbeschwerden, nieder. Selten sind ein heller Verstand und reine Herzensgüte so innig mit einander verbunden, wie sie es bey ihm waren. Denn wie unter Basels Predigern zu seiner Zeit, nur Wenige, vielleicht Keiner, jene Stufe als Denker und Gelehrter erreichen mochte, auf welcher Er stand, so empfahl er sich eben so von Seiten seines Karacters und Herzens. Man durfte ihn nur einmal gesehen und

gesprochen haben, um in seinem ganzen Benehmen den ernsten und würdevollen, zugleich aber auch biedern, alle Menschen mit Wohlwollen umfassenden Mann zu erkennen, und sich durch diese hervorstechenden Züge zu ihm hingezogen zu fühlen. Wo er selbst durch thätigen Beystand nicht wirken konnte, suchte er durch schriftliche Belehrungen, Rathschläge oder Tröstungen auch in der Ferne noch wirksam zu seyn, und ein großer Theil seines ausgebreiteten Briefwechsels war einer willigen Befriedigung derer gewiedmet, die bekannt und unbekannt sich an ihn wendeten, und um Rath, Trost und Zurechtweisung ihn baten. Als Theolog gehörte Merian zu jenen, die in das Innere der Gottesgelehrtheit eindringen, und ihre Gelehrsamkeit und Liebe zu Gottes Wort und zugleich auch ihre Frömmigkeit, durch Vernunft und Beurtheilungskraft zu leiten und zu regieren im Stande sind. Seine Religiosität entsprang nicht aus dunkeln schwärmerischen Gefühlen des Herzens, noch weniger war sie die Frucht einer zu starken Einbildungskraft; denn durch den Verstand hatte sie den Weg zu seinem Herzen gefunden, und sein tiefes gründliches Forschen in der heiligen Schrift überzeugte ihn auch von ihrer Göttlichkeit. In dem schwierigen Zeitpunkt der Revolution bekleidete er, bey allem Ankämpfen ihrer Freunde gegen seine ihnen nicht zusagende Meynung, seine Kirchenämter mit Segen, schritt mit Würde, Eifer und Klugheit unter allen Stürmen der Zeit auf seiner ihm oft erschwerten ehrenvollen Laufbahn vorwärts, und wußte durch seine musterhafte Amtstreue Manchem, der für das christliche Lehramt die gebührende Achtung verloren zu haben schien, den hohen Zweck desselben wieder einleuchtend zu machen. Das stille Bewußtseyn, viel Gutes gewirkt zu haben, und das dankbare Andenken seiner Mitbürger begleiteten den tugendhaften Mann in die Ewigkeit.

Mesmer, (F. A.,) der berühmte Erfinder des thierischen Magnetismus, wurde im J. 1734 zu Weiler, ohnweit dem Städtchen Stein am Rhein geboren. Er wiedmete sich der Arzneykunst, und empfieng von der medizinischen Fakultät zu Wien im J. 1764 den Doktorgrad. In Wien begann er zuerst mit seiner Theorie des thierischen Magnetismus hervor zu gehen, und die wunderbarlichen Kuren zu machen, welche bald darauf in allen Städten Deutschlands nachgeahmt oder angefochten wurde. Müde des Geschreys, welches sich in Deutschland gegen ihn erhob, gieng er nach Paris, und übte dort seine neue Lehre seit dem Jahr 1778. Er erhielt einen unermeßlichen Zulauf. In einem 1779 bekannt gemachten Mémoire sur la découverte du magnetisme animal, entwickelte er sein neues Heilsystem. Zehn bis zwölf Jahre hatte er experimentirt, als nach einem Ministerialbeschluß eine Kommission von Aerzten seine Kunst prüfen mußte. Diese entschied gar nicht zu seinem Vortheile, sondern erklärte vielmehr Mesmer für einen Charlatan und seine Kunst für Betrügerey. Dies hinderte ihn aber nicht, auf's Neue als Schriftsteller in Paris, im J. VII. der franz. Republik, aufzutreten, und das gesunkene Ansehen seiner Entdeckung zu erheben. Seine damals herausgegebene Schrift führt den Titel: Mémoire de F. A. Mesmer, docteur en médecine, sur ses découvertes. Späterhin entwickelte er seine Theorie sehr umständlich in einer Zuschrift an gelehrte Reisende (Lettre de F. A. Mesmer, docteur en médecine, aux savans voyageurs sur le flux & reflux), die er besonders abdrucken ließ. Auch über die **Ausrottung der Pocken** hatte er seine ganz eigene Meynung. Er leitete den Ursprung des Blatterngifts aus der falschen Behandlung der Kinder gleich nach ihrer Geburt her, und glaubte, daß man statt alles Inokulirens, die Kinder durch natürlichere Behandlung bey der Geburt vor der Gefahr der Blattern schützen müsse, welche er in einer besondern Flugschrift: Adresse

aux mères de familles, beschrieb, und die Mütter darin aufmunterte, seiner Anweisung zu folgen. Mesmer kehrte von Paris in die Schweiz zurück, in welcher er sich zu Frauenfeld niederließ, von wo er nach einem zehnjährigen Aufenthalte im J. 1812 sich nach Konstanz begeben hatte. Noch in seinem hohen Alter wurde seiner Erfindung, dem Magnetismus, ein Triumph zubereitet. Eine von der preußischen Regierung zu ihrer Untersuchung niedergesetzte Kommission in Berlin hatte vor Kurzem dem Professor Wolfarth autorisirt, aus Mesmers Munde selbst dessen Ansichten und Resultate über den Magnetismus zu vernehmen, was diese seine Lieblingsidee, die er bey allem Wechsel des Schicksals nie aufgegeben hatte, auf's Neue erhob, und in ihm den Glauben zur Gewißheit umwandelte, daß er mit seiner Kunst dem Wohl der Menschheit einen großen Dienst geleistet habe. Sein Aeusseres verkündigte einen Mann, der im Gedränge des Lebens sich eine gewisse Gewandtheit erworben, ohne dabey die Grundzüge der Redlichkeit und des Biedersinns verloren zu haben. Sein Blick hatte etwas Forschendes, doch Gutherziges. Seine Selbstliebe ließ ihn oft von Aufopferungen sprechen, die er der Menschheit gemacht hat.

Meyer, (Heinrich,) ein aargauischer Baumwollentuchfabrikant, gebürtig von Rüfenach, einem Dorfe des Bezirks Brugg. Von ganz mittellosen Eltern erzeugt, wurde er nach der Sitte der Zeit und des Orts während den Wintermonaten von seinem sechsten Jahre weg in eine schlechte Landschule geschickt, wo er bis zu seinem eilften Jahre zur Noth Gedrucktes lesen und ein wenig schreiben lernte. Nach dieser dürftigen Schulbildung kannte sein Vater nichts Angelegentlicheres, als ihn zu ländlichen Arbeiten anzuhalten, und er vermiethete den Jungen an Nachbarn, ihre Schafe zu hüten. Hiezu lag aber in dem Knaben weder

Neigung noch Geschick; er mußte sich aber diese und andere landwirthschaftliche Beschäftigungen dennoch mehrere Jahre gefallen lassen, um sein karges Brod damit zu verdienen, bis er sich einige Thaler, die er sorgfältig zusammensparte, erworben hatte. Zufällig hörte er von den Vortheilen sprechen, welche das Baumwol''ngewerbe und ein kleiner Detailhandel mit dessen Fabrikaten denen gewähre, die sich mit demselben befassen, sah auch mitunter Beyspiele von vormals unbemittelten Haushaltungen, die durch dasselbe aufblühten, daß sich Meyer entschloß, diesen Industriezweig ebenfalls zu ergreifen. Er fieng also sein Gewerbe mit baumwollenen Dochten an, sah seinen Fleiß bald reichlich belohnt, und sich in Stand gesetzt, dasselbe mit jedem Jahre zu erweitern. Mit unglaublicher Geschwindigkeit gewannen seine Geschäfte größern Fortgang und seine Einnahmen wurden immer reichlicher, besonders als er in eine Handelsverbindung mit einem Herrn Bächlin von Brugg getreten war, und seine Fabrikhandlung, unter der Firma Heinrich Meyer und Bächlin, in der merkantilischen Welt sich zu bedeutendem Ansehen erschwungen hatte. Ohne also zum Handelsmann auch nicht die geringste Erziehung genossen zu haben, und Alles nur seiner Thätigkeit und seinen klugen Berechnungen der Zeitverhältnisse verdankend, erhob sich Meyer als Fabrik- und Manufakturbesitzer allmälig bis zum Millionär, baute sich zunächst der Stadt Brugg ein Haus, das kostbar und mit Geschmack meublirt war, legte schöne Gärten an, besaß schöne Fluren, Wagen und Pferde, und verschaffte sich so wie die Bewunderung seiner Standesgenossen, eben so auch die Achtung aller derer, die im Bereiche des Kunstfleißes keine Fremdlinge sind. Nach seinem kinderlosen Absterben im J. 1820 hinterließ er seinem Heymathort Rüfenach ein gleichsam fürstliches Vermächtniß, nemlich 90,000 Gulden zur Gründung eines Spitals; der Badeanstalt für Arme zu Baden 12,000 Gulden; jener zu Schinznach 4000 Gulden; dem Armenfond des Kirchspiels

Stein 3000 Gulden; dem Armenfond von sieben andern Gemeinden 3150 Gulden und legte noch mit 60,000 Gulden den Grundstein zu einem Familienfond, unter Bestimmungen, die seinen Gesinnungen Ehre machen.

Meyer, (Hans Konrad,) erster Wundarzt am Kantonshospitale in Zürich, geb. daselbst 1747. Sein Vater, damals Stadtarzt, bestimmte schon frühe den Sohn für seinen Beruf und Amt. Als Kenner und Freund der Wissenschaften unterließ er nichts, um auch dem Sohne durch geschickte Anleitung zu gründlichen Studien eine gelehrte Bildung zu verschaffen. Nach Vollendung seiner Schulkurse und empfangenem Unterrichte in den Anfangsgründen der Wissenschaften, woben der Jüngling noch in den Nebenstunden sich der väterlichen Anführung zu mancherley Kenntnissen und Fertigkeiten, die seine künftige Bestimmung unmittelbar angiengen, zu erfreuen hatte, begab er sich im J. 1766 nach Strasburg, sich in der Anatomie und Chirurgie unter Lobstein und andern trefflichen Lehrern festzusetzen, gieng von dort nach Mastricht in Holland, bey dem kenntnißreichen, erfahrnen und vielbeschäftigten Wundarzt Hofmann einen systematischen Unterricht über alle Fächer der Wundarzneykunst zu genießen, und bey dessen ausgebreiteter Praxis als Gehülfe zu dienen. Mit ehrenvollen Zeugnissen von seinen Talenten, so wie von seinem Fleiße rühmlich ausgestattet, kehrte er im Spätjahr 1769 nach Strasburg zurück, wo er noch anderthalb Jahr verweilte, verschiedene Kollegien anhörte und sich besonders auch der Geburtshülfe wiedmete. 1771 reiste er wieder nach Hause, und arbeitete von jetzt an als treuer und geschickter Gehülfe des Vaters gemeinsam in dessen ausgedehnter Spital- und Privatpraxis. Siebenzehn Jahre hindurch hatte er die Geschäfte des greisen Vaters getheilt, als er 1788 nach dessen Tod das von diesem bekleidete Amt des

ersten Kantonswundarztes durch das Zutrauen seiner Regierung erhielt. Vorhin schon ward er auch von seiner Zunft zum Mitgliede des souverainen Raths erwählt worden. Mit einer beynahe beyspiellosen Treue und Gewissenhaftigkeit, mit einem nicht zu ermüdenden Fleiße und Eifer und dann auch mit dem gesegnetsten Erfolge erfüllte er seinen Beruf und wiedmete sich seiner Kunst. Er genoß daher schon deßwegen bey seinen Mitbürgern, im ganzen Kanton Zürich, und ausser demselben in mehrern der benachbarten Kantone großes Vertrauen, Achtung und Liebe. Meyer war ein wissenschaftlich gebildeter, kenntnißvoller, rühmlich ausgezeichneter Mann, der sich durch Herausgabe gehaltreicher Schriften über sein Berufsfach, und durch Bekanntmachung seiner vielen, die Oeffentlichkeit wohl verdienenden Erfahrungen und Beobachtungen ein schönes Denkmal gelehrter Thätigkeit hätte stiften können; allein er gab, ausser einigen Beobachtungen merkwürdiger chirurgischer Fälle in auswärtigen periodischen Blättern, keine Schriften heraus, that aber desto mehr für die Aufnahme des Studiums der Arzney- und Wundarzkunst in seiner Vaterstadt, und für die Bildung guter Landärzte. So war er mit dem verewigten Rahn, als dieser in Verbindung mit einigen seiner Freunde das medizinische Institut und Seminarium errichtete, einer der thätigsten Mitarbeiter, Lehrer und Vorsteher an beyden Anstalten. Eben so verehrt die korrespondirende Gesellschaft schweizerischer Aerzte und Wundärzte in ihm einen ihrer Mitstifter, und eines ihrer arbeitsamsten kommittirten Mitglieder. Als Mitglied der naturforschenden Gesellschaft in Zürich lieferte er in ihre Verhandlungen in frühern Jahren interessante Aufsätze über chirurgische Gegenstände ein. Seine Tagebücher über wichtige selbstbehandelte, während seiner praktischen Laufbahn vorgekommene Fälle, die sich auf eine Reihe von Folianten erstrecken, sind als eine Fundgrube anzusehen, aus welcher sich viele wichtige

Beobachtungen u. s. w. ausheben lassen. Dieser achtungs-Mann, dessen wohlthätiges Wirken in Manchem, der ihn kannte und schätzte, den Wunsch für ein langes Daseyn hervorrief, beschloß am 17. May 1813 seinen ehrenvollen Lebenslauf nach einem kurzen Krankenlager.

Meyer, (Ludwig von Knonau,) Vogt und Gerichtsherr zu Weiningen, geb. zu Zürich 1705. Er brachte in seiner Jugend einige Jahre in holländischen Kriegsdiensten zu, und verlebte nachher nicht viel weniger als 60 Jahre auf seinem Familiengute Weiningen, zwey Stunden von Zürich. Die gewöhnlichen Beschäftigungen des Landedelmanns und die Verwaltung seiner Herrschaft verstatteten seinem regen Geiste noch manche Muße zu nützlicher Wirksamkeit. Als Landwirth zeichnete er sich durch Verbreitung des Kartoffel- und Kleebaues u. s. w. aus; als Herrschaftsherr betrieb und beförderte er eine bessere Benutzung öder Gemeingüter. Einige landwirthschaftliche Abhandlungen von ihm sind im Druck erschienen. Ohne eigentlichen Unterricht wurde er Zeichner, Maler, Kupferstecher und sogar Bildschnitzler. Viele Landschaften und Figuren, Jagdthiere in Gruppen und einzeln, vornemlich Vögel sind von ihm vorhanden. Alles, was aus seiner Hand hervorgieng, zeugte von Anlage und Originalität; aber nur selten vollendete er etwas. In dem Versammlungszimmer der physikalischen Gesellschaft in Zürich befinden sich viele Vögel in Lebensgrösse von ihm gemalt, und jeder derselben ist auf seinem Baume oder in seinem Gesträuche vorgestellt, wo er am Liebsten wohnt. So wie er sich hierin durch genaue Beobachtung der Natur auszeichnete, zeigte er sich als derselben scharfen Beobachter der Natur und der Eigenthümlichkeiten der Thiere in seinen 50 neuen Fabeln, welche in verschiedenen Auflagen mit und ohne Kupfer erschienen sind. Die Originalität und Laune, welche darin vorherrschend ist,

zogen ihm den Beyfall Bodmers, Breitingers und anderer damaliger Gelehrten zu, mit denen er, so wie beynahe mit allen vorzüglichern Männern der Schweiz, in freundschaftlicher Verbindung, zum Theil auch in Briefwechsel stand. Früher Wittwerstand, Landleben, die öftern Jurisdiktionsstreitigkeiten, in welche ihn seine mit besondern Vorrechten begabte herrschaftliche Besitzung, bey einem Karacter, dem Schmiegen und Nachgeben fremde war, verwickelte, gaben seinem Geiste allmälig eine eigenthümliche Richtung. Zeitgeist, kleinlichte Politik, insbesondere alles Puissanciren, waren die Gegenstände, an denen sich seine Feder in zahlreichen hingeworfenen selten vollendeten Aufsätzen übte. Nicht ohne Verdienst beym Milizdienste seines Kantons, in welchem er Quartierhauptmannsstelle bekleidete, konnte er sich mit der Einführung einer vollständigen Uniform unter dem Landvolke, und einer zusammengesetztern Taktik nie versöhnen. Mit der Geistlichkeit beyder Konfessionen, die ihn zunächst umgab, war er oft in kleine Fehden verwickelt, die aber nicht sowohl von Heterodoxie als vom Hange zum Mystizismus, der sich in seinen spätern Jahren vermehrte, und von Vergleichung der Ueberlieferungen der ersten Kirche mit ihren gegenwärtigen äussern Verhältnissen ausgieng; dessen ungeachtet stand er mit mehrern aufgeklärten Geistlichen in freundschaftlicher Verbindung. Diese Stimmung gab zu mancher Karrikatur und mancher Darstellung satyrischer Ideen in Versen, Bildern, sogar in Handlungen und Kleidung den Anlaß. Zu seinen eigenthümlichen Meynungen gehörte auch, daß er, zwar weit entfernt, irgend ein Verdienst zu beneiden oder zu verkennen, dem sorgsamen Aufspüren und Aufmuntern jedes Talents gar nicht gut war. „Wer was Rechtes werden will (sagte er), wird es von „selbst werden." Nachdem er seinem hienächst folgenden Sohne seine Herrschaft abgetreten hatte, starb er am 30. Weinmond 1805.

Meyer, (Kaspar von Knonau,) Rathsherr und Kornmeister zu Zürich, geb. auf dem väterlichen Herrschaftsschlosse zu Weiningen 1737, bildete sich, weil er seine früheste Jugend in seinem ländlichen Geburtsorte verlebte, großentheils durch sich selbst aus. Späterhin, als er sich in seiner Vaterstadt Zürich aufhielt, wurde er von dem damals daselbst als Privatlehrer verweilenden unsterblichen Dichter Wieland liebgewonnen und seines lehrreichen Umganges gewürdiget. Als Jüngling und Mann war er der Schüler und Begleiter Heideggers, Bodmers, Breitingers, der Freund und Bekannte Steinbrüchels, Geßners, Hirzels und der meisten jetzt noch lebenden vorzüglichen Männer unter seinen Zeitgenossen. Die Geschichte Griechenlands und Roms, von der Neuern diejenige von Frankreich, England u. s. w. waren sein Lieblingsstudium, und so wie er durch diese seinen Geist nährte, so bildete er denselben durch genaue Bekanntschaft mit der Blüthe der Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig XIV. und Ludwig XV., und einiger durch tiefe Blicke in's menschliche Herz sich auszeichnender Engländer aus. In der schönen Periode von Deutschlands auflebender Poesie ausgebildet, behielt er Zeitlebens Geschmack an dichterischen Produkten, wenn sie in Bildern und Gedanken, und nicht in bloßen Worten und tönenden Phrasen bestanden, so wie er immer einen zarten Sinn für diejenige Kunst behielt, die ihren Zweck nicht einzig in's Schwierige und Gesuchte setzt; nicht bloß die Einbildungskraft, sondern auch den Verstand beschäftigt. Die englische und italienische Sprache lernte er aus sich selbst noch in seinen spätern Jahren. Von seinem Vater hatte er Anlage und Fähigkeit zum Zeichner und Dichter gleichsam geerbt, und ob er gleich das erstere Talent nicht ausbildete, so sprechen doch von ihm hingeworfene Skizzen für dasselbe, und launige Liederepigrammen, poetische Episteln rc. beweisen die letztere Gabe. In jedem Fache, für welches er Ge-

schmack gewinnen konnte, arbeitete er mit großer Leichtigkeit. Seine politische Laufbahn betrat er als Angestellter in der Staatskanzley, ward 1766 Mitglied des Stadtgerichts, 1768 des großen Raths, 1771 erhielt er die Landvogtey Eglisau, und kam 1778 in die Regierung als Rathsherr, wurde auch Generalinspektor, Kornmeister u. s. w. In allen diesen Stellen verdiente er den Ruhm eines einsichtsvollen, leutseligen Richters und Regenten, eines anspruchlosen Staatsmanns, der zwar wenig sprach, aber was er sagte, Resultat der reifsten Ueberlegung war, und den nur Ziererey, Wichtigthun bey unwichtigen Dingen, Geniewesen und Glanzsucht aus einem gesellschaftlichen Kreise verdrängen konnten. Uebrigens waren treffende Antworten im Scherz und Ernst ihm eigenthümlich. Mit der Ausdehnung der Revolution über sein Vaterland, deren entschiedener Gegner er als weiser Beobachter der frühern Ereignisse dieser großen Katastrophe geblieben war, zog er sich in den Privatstand zurück, erneuerte die schon in frühern Jahren geschlossenen Bekanntschaften mit den stillen Musen, die er bis zu seinem im Brachmonde 1808 erfolgten Lebensende unausgesetzt unterhielt.

Meyer, (Joh. Rudolf,) Altrathsherr zu Aarau, geb. daselbst den 25. Februar 1739. Anfänglich von seinen Eltern bestimmt, Maler zu werden, zog er die Erlernung der Bandfabrikation vor. Mit scharfem Blicke und beobachtendem Geiste wußte er in die geheimsten Details dieses Gewerbes einzudringen, bildete für sich eine eigene Bandfabrik, vervollkommnete diesen Zweig der Industrie ungemein, so daß er mit den Bandfabrikanten in andern Schweizerstädten, besonders zu Basel, um den Vorzug stritt, und allmälig zu einem sehr beträchtlichen Vermögen gelangte. Mehr noch als sein Ansehen, seine Geradheit, Kenntnisse und Vaterlandsliebe bewogen seine Mitbürger, ihn in den Magi-

strat der Vaterstadt zu befördern, in welchem er die unmittelbare Beförderung des Wohls derselben zu seinem Hauptzwecke sich machte. Sein patriotischer Sinn ließ ihn keine Opfer scheuen, wenn es gemeinnützige Unternehmungen im Vaterlande galt. Daß er zuerst auf seine Kosten die Schweiz vermessen ließ, und aus diesen Vermessungen, ausser dem großen Relief der Hochgebirgsketten, den bekannten Atlas der Schweiz schuf, machte ihn auch im Ausland ruhmvoll bekannt. Ungeachtet der seither darin bemerkten, aber bey einem Unternehmen von solchem Umfange leicht zu entschuldigenden Fehler, wird dieser Atlas noch lange Zeit ungemein brauchbar und unübertroffen bleiben. Eben so war Meyer auch der Erste, welcher alle Nationaltrachten der Schweiz malen ließ, zu welchem Ende er den berühmten Reinhard mehrere Jahre auf seine Kosten die eidgenössischen Kantone bereisen ließ. Mit vorzüglicher Thätigkeit äusserte sich sein Sinn für alle öffentliche Anstalten, die während seiner Lebensperiode zu Aarau entstanden waren. Gab er nicht dazu die erste Veranlassung, so bot er doch wenigstens auf die kräftigste Weise die Hand. So kann er mit Recht der Begründer der in Aarau blühenden Kantonsschule genannt werden, die dermalen den ersten Rang unter den humanistischen Schulen der Schweiz behauptet. Nicht minder ist durch ihn der Rebbau des Aargaus zu seltener Vollkommenheit gesteigert und ausgebreitet worden. Sein Verdienst um die Linthunternehmung ist minder bekannt aber bemerkenswerth. Die helvetische Gesellschaft in Olten hatte ihn für das Jahr 1792 zu ihrem Präsidenten ernannt. Da wählte er sich das Unglück der versumpften Linthgegenden und der Thäler von Wallenstadt und Wesen zum Gegenstand seiner Gesellschaftsrede, und forderte den vaterländischen Verein auf, den unglücklichen Bewohnern Theilnahme, Hülfe, Rath und Beystand angedeihen zu lassen. „Glücklich würde sich meine Seele schätzen — rief er aus — wenn ich zur Rettung vieler meiner Miteidgenossen, einen Funken

auf den Altar des Vaterlandes niederlegen konnte, der von Eurem wohlthuenden Hauche angeflammt würde." Bey der Aufforderung an Andere ließ er es aber nicht bewenden. Noch im gleichen Jahr reiste er selbst in das Linththal, um die Ursachen der Versumpfungen, und wie dem Verderben abzuhelfen sey, zu ergründen. Er hielt Reinigung und Ausgraben des Flußbettes auf die ehemalige Vertiefung herab, für das einzige Rettungsmittel; wenn jedes Jahr ein Fuß ausgegraben würde, so sollte in zwanzig Jahren das Thal ausgetrocknet, und wieder fruchtbar wie vormals seyn. Er machte sein Befinden und seine Rathschläge den Einwohnern durch eine Flugschrift bekannt. Er sandte weiter einige Arbeiter hin, um sich von der Ausführbarkeit, dem Zeit- und Kostenbetrag der Arbeit durch Erfahrungen zu überzeugen. Diese zeigten nun freylich, daß der Gedanke der Ausgrabung des Flußbettes unausführbar sey, weil dieses eine allzufeste nagelfluhartige Masse bildete. Darüber erstattete er der helvetischen Gesellschaft im J. 1793 wieder Berichte. Jede wohlgemeinte und gute Absicht (sagt er unter Anderm) muß man verfolgen, so lange man kann. Vielleicht habe ich diese Sache unrecht angesehen, und meine Einsichten mögen hierin zu beschränkt seyn; darum erneuere ich meinen Hülfruf u. s. w. Der als Linthbezwinger verdienstvolle Escher von Zürich war zugegen und vernahm ihn. Auch er bereiste hierauf die Gegend, und machte schon im J. 1797 den ersten Entwurf derjenigen Arbeiten, die nun vor vier Jahren unter seiner unermüdeten Leitung vollendet wurden. Als Meyer 1798 in den helvetischen Senat erwählt wurde, verrieth sich sein vaterländischer Sinn in edeln gemeinnützigen Entwürfen. Er war's, der mit einem Theil seines damals noch bedeutenden Vermögens das Institut zu einer Brandassekuranz für ganz Helvetien begründen wollte, als politische Ereignisse ihn daran verhinderten. Er erlebte dagegen späterhin die Freude, diesen rühmlichen Gedanken in dem selbstständigen Kanton Aargau in der Schweiz zuerst aus-

geführt zu sehen. Seine Wohlthätigkeit gegen Unglückliche und Verlassene von allen Ständen und Menschenklassen war so unbeschränkt, daß sie fast die Grenze eines Privatmanns überstieg. Bis auf sein am 11. Herbstmonde 1813 erfolgtes Ende lebte dieser Menschenfreund höchst einfach, genügsam und anspruchlos ganz dem Glücke Anderer, über welchem er sein Eigenes, darf man sagen, vergaß.

Meyer, (Johann Jakob,) Oberst und Oberamtmann in Grüningen, geb. zu Zürich 1763 aus einer alten, wegen ihren Verdiensten um das dortige Gemeinwesen in großem Ansehen stehenden Familie. Für den Kaufmannsstand, dem auch sein Vater angehörte, erzogen, zeigte er von Jugend auf viel Neigung zum Militärstande, die ihn sowohl, als das Beyspiel von einigen sich dem Kriegsdienste wiedmender Freunde, zur innigen Vertraulichkeit mit der Kriegswissenschaft aufmunterte. Seine Fortschritte in derselben blieben Kenneraugen nicht lange verborgen; er wurde zum Hauptmann unter der Landmiliz frühe befördert, und legte bey dieser Stelle Eigenschaften zu Tage, die ihn später zum beliebten, kräftigen und vielvermögenden Anführer der Miliztruppen gemacht haben. Seine scharfsichtige Unterscheidung des Wesentlichen vom bloß Zufälligen und Entbehrlichen; seine Verachtung alles leeren Tandes und hochmüthigen Gepränges; seine verständige Belebung und zarte Schonung des Ehrgefühls der Untergebenen; seine strenge Unpartheylichkeit, verbunden mit einer Popularität, die reine Einfalt und Natur war, und wodurch er mit so großer unwiderstehlicher Kraft wirkte, wurden allgemein anerkannt und belobt, und setzten ihn auch in den Stand, in diesem seinem Lieblingsfach bewundernswürdig viel zu leisten. Die wichtigen Reformen der lange vernachlässigt gebliebenen zürcherschen Militäreinrichtungen giengen in den Neunzigerjahren des abgeflossenen Jahrhunderts hauptsächlich von ihm

aus. Ihre Vollendung ward durch die Revolution unterbrochen, deren erklärten Gegnern Meyer angehörte, dennoch aber um des allgemeinen Zutrauens willen, das er genoß, und das durch die Offenheit und Rechtlichkeit seines Karackters selbst in jenen Zeiten der höchsten Spannung ungeschwächt geblieben war, von der damaligen Landesversammlung des Kantons Zürich zum zweyten militärischen Befehlshaber ernannt wurde. Die Dienste, welche er seiner Vaterstadt an dieser Stelle leisten konnte, waren damals nur augenblicklich; sie wurden bedeutender, als er zur Zeit, wo der Kriegswechsel östreichische Heere nach Zürich führte, zum Mitglied der Interimsregierung und zum Anführer eines Korps Freywilliger ernannt ward, das den bereits errichteten und von England besoldeten Schweizerregimentern angereiht wurde. Mit diesen verließ er dann auch, in Folge der neuen Siege der französischen Armee, den vaterländischen Boden. Seine Auswanderung war jedoch nur von kurzer Dauer, und vom Herbst 1800 bis zu den Ereignissen im Spätjahr 1802 war er zu den Geschäften seines Privatberufs zurückgekehrt. Da, als jene Maßnahmen gegen die Stadt Zürich getroffen wurden, welche den weitverbreiteten Aufstand gegen die helvetische Regierung am kräftigsten befördert haben, ward Meyer der ersehnte und geliebte Leiter und Vorstand seiner bewaffneten Mitbürger, und jene Belagerungsgeschichte Zürichs, wobey sein Heldenmuth, seine Klugheit und Kenntnisse jedermann in Erstaunen setzte, bildet unstreitig den wichtigsten Auftritt in seinem öffentlichen Leben. Mögen auch Einzelne über die Insurrektion von 1802 verschieden urtheilen, so werden doch gewiß dankgerührt alle seine Mitbürger ihm die Stellung ihrer Vaterstadt aus einer der größten Gefahren, die ihr je gedroht haben, ausschließlich zuschreiben, und dem biedern heroischen Manne, der die schöne muth- und kraftvolle Vertheidigung so trefflich leitete, ewig und unzertrennlich verbunden bleiben. Der neuen Verfassung, die im Gefolge der

Vermittelung erschien, schloß sich der versöhnliche Meyer mit aufrichtigem Gemüth an, so daß der zuvor Starke denen jetzt schwach hieß, die in unseliger Verblendung ihres faktionären Sinnes, selbst das Unhaltbare in ihrer Meynung nicht erkannten, und daher in ihrer Partheyansicht nicht nur halsstarrig verharrten, sondern auch diejenigen noch in ihrem finstern Gemüthe der Untreue an ihren Grundsätzen anklagten, die ohne, daß sie weder der bestehenden Staatsform noch einzelnen Personen zu grollen, vaterländischem Gemeinsinn huldigten, und als treue Brüder an ihre Mitbürger und Miteidgenossen sich wieder anschlossen. In der Krise von 1814 (diesem Prüfstein für viele Geister) ist Meyer unwandelbar den Grundsätzen treu geblieben, die durch Zürichs Vorgang entscheidenden Einfluß auf die Schicksale der Schweiz gehabt und ihren gegenwärtigen politischen Zustand begründet haben. Im Feldzuge vom Jahr 1815 war Oberst Meyer Befehlshaber der Reserve, und jene einsichtsvollen Vorkehrungen, durch welche er in der Gegend von Biel ungehorsame Truppen zum Gehorsam zurückbrachte, gehören unter die Vorfälle jenes Feldzuges, bey denen auch derjenige gerne verweilen mag, der diesen sonst lieber vergessen möchte. Im Hornung 1816 erhielt Meyer die Oberamtmannsstelle des neuen Amtsbezirks Grüningen, die er bis an sein Todesjahr 1819 bekleidete, und welche er mit einem solchen Beyfall verwaltete, daß ungetheilte Achtung und Liebe seinem Andenken nachfolgten.

Meyer, (Konrad,) Cisterzienser zu St. Urban, geb. 1780 zu Solothurn von gemeinbürgerlichen Eltern. Sein Vater, Viktor Meyer, Schiffmann, war von Olten gebürtig und hatte wegen seinen, bey dem am 29. Jänner 1789 zu Solothurn glücklich vollbrachten Eisbruche geleisteten wichtigen Diensten für sich und seine Nachkommen das solothurnische Bürgerrecht zum Geschenk erhalten. Der Sohn

verrieth schon in früher Jugend große Talente: diese auszubilden, gieng er in das Bernhardinerstift St. Urban, wo er seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt, daselbst am Neujahrstage 1798 das Ordensgelübde ablegte, dann in Wien, Landshut und München die wissenschaftliche Laufbahn fortsetzte, bis er in die Schweiz zurückkehrte. Im Weinmonde 1805 kam er nach St. Gallen, wo er besonders an dem Regierungsrath Müller von Friedberg einen theilnehmenden Gönner fand. Die dasige Regierung ernannte ihn nach und nach zum Kantonsarchivar, zum Bibliothekar, zum Mitglied des innern Ausschusses des Erziehungsrathes, und später gab sie ihm den ehrenvollen Auftrag, ein peinliches und bürgerliches Gesetzbuch für den Kanton zu entwerfen. Mit unermüdetem Fleiß und warmem Eifer unterzog er sich den ihm übertragenen Geschäften; mit besonderer Vorliebe den letztern Auftrag, wovon er den ersten Theil mit allgemeinem Beyfall vollbrachte. Sein Entwurf eines peinlichen Gesetzbuches wurde mit wenigen Abänderungen von der Gesetzgebungskommission und dann vom großen Rathe genehmigt, zum Gesetz erhoben und ihm der öffentliche Dank für eine so verdienstvolle Arbeit zuerkannt. Später gab ihm, ohne seine Zuthun, die Gemeinde Rotmonten nahe bey St. Gallen ihr Bürgerrecht, um ihn dadurch dem Kanton St. Gallen ganz anzueignen. Wer ihn sah, mußte ihm gut seyn; so unverkennbar sprach sich die mit Edelsinn gepaarte Gutmüthigkeit in seinem Angesichte aus, und sein Geist war immer bescheiden, belebt, Zutrauen erregend und unzweydeutiger Zeuge, weß Geistes Kind er war. Zu wissenschaftlichen und gelehrten Arbeiten ließ ihm sein vielseitiger Beruf wenig Zeit übrig. Er las aber viel und stets das Beste, was die alte und neue Literatur darbietet. Mit dem Klassischen vertraut, betrachtete er seine eigenen Versuche nur als Vorübungen zu vollendeten Werken, die nur die Frucht des ausgereiften Geistes sind. Dereinst etwas wahrhaft Vortreffliches zu liefern, war stets ein freund-

lich winkendes Votivbild seiner innersten Sehnsucht. Seine Freunde konnten ihm eben deßwegen nur Weniges zur öffentlichen Bekanntmachung ablocken. Eine Inaugurationsrede bey der Eröffnung des Gymnasiums in St. Gallen, und ein mit vielem Geist geschriebener Aufsatz: Wie kann das Institut des h. Benedikt noch für unsere Zeiten wohlthätig seyn? sind das Wenige, was man in schweizerischen Zeitschriften von ihm gedruckt findet. Ein Ideal von einem gottseligen und gemeinnützigen Klosterleben schwebte ihm beständig vor der Seele. Das Verlangen nach diesem Ideal wuchs, je mehr er die Welt kennen lernte. Er kehrte daher wieder nach dem Kloster St. Urban zurück, entschlossen, den höhern Wissenschaften daselbst zu leben ganz, starb aber schon am 6. Jänner 1813 auf dem St. Urbanischen Schlosse Herdern.

Meyli, (Joh. Heinrich,) deutscher Sprachlehrer an dem St. Gallischen Gymnasium, geb. zu Hittnau im Kanton Zürich 1767. Er war dem Lehrerberufe frühe schon gewiedmet, und hatte das Glück, mit einem benachbarten achtungswürdigen Geistlichen, dessen Freude es war, selbst bey Jünglingen vom Lande zur Entwicklung ihrer Talente das Seinige beyzutragen, bekannt zu werden, und durch ihn geleitet, am Lesen gut geschriebener Bücher Geschmack zu gewinnen, wozu er eine unbegrenzte Wißbegierde brachte. Durch Fleiß und Geschicklichkeit zeichnete er sich bald rühmlich aus, und nachdem er mehrere Jahre im Waisenhause zu Zürich Unterlehrer gewesen war, ward er zuerst zum Lehrer in Lichtensteig im Toggenburg, und hernach 1806 zum Präzeptor der deutschen Sprachlehre, der Orthographie und der Stylübungen am Gymnasium in St. Gallen erwählt, wobey er noch etliche Jahre einer Erziehungsanstalt für Mädchen löblich vorstand, und sich Ruhm und Beyfall dabey erwarb. Allein seine Gesundheit stand

mit den Anstrengungen seines Geistes und seiner nützlichen Thätigkeit in keinem Verhältniß; sie unterlag denselben frühzeitig. Er fieng an zu kränkeln, und starb am 14ten April 1813. Von ihm sind im Drucke erschienen: Der schweizerische Briefsteller in drey Bänden, ein Buch, das sowohl durch Reinheit der Sprache, als Güte des Inhalts sich auszeichnet, und von welchem der Verfasser die dritte Auflage erlebte: ferner gab er heraus: Fundament der deutschen Sprachlehre; Anleitung zu der deutschen Sprache; Etwas zum Diktiren für Realschüler. Meyli war nach jedermanns Zeugniß ein sehr geschickter Lehrer und Führer der Jugend, äusserst fleißig und rastlos thätig in Allem, was seinen Geist ausbilden und seine Arbeiten recht brauchbar machen konnte. Seine unpartheyische und von keinem Vorurtheil gefesselte Freymüthigkeit, welche auch an höhern Ständen und vorgesetzten Behörden mit unbestechlicher Geradheit des Wahrheit liebenden und Gründlichkeit befördernden Mannes den Styl polirte und Sprachfehler mit unerbittlicher Strenge rügte, wie dieses aus seinem Briefsteller genugsam hervorgeht, vergrößerte freylich die Zahl seiner Freunde nicht, erhebt ihn aber dafür in die Reihe der Edeln, die furchtlos der Unwissenheit und dem Vorurtheile zu Leibe gehen, und dem großen Haufen die Wahrheit in's Angesicht sagen dürfen.

Miville (Friedrich,) Professor der Theologie und Erziehungsrath in Basel, wo er 1754 geboren wurde. Sein Lebensmorgen begann unter sehr trüben Aussichten; denn schon im fünften Altersjahr verlor er seine Eltern und dadurch wurde seine äussere Lage hülfsbedürftig. Da nahmen zwey Schwestern seines verstorbenen Vaters den Verlassenen auf, von welchen er während seiner ganzen Jugendzeit völlig frey verpflegt und erzogen wurde. Schon in seinem Knabenalter äusserte sich bey ihm ein reiches Maas von

Verstandes- und Geisteskräften, daß man wohl in ihm den Mann ahnen mochte, der er in der Folge wurde. Einige musterhafte Lehrer waren zugleich die Beförderer seines Fortkommens, und auf der Hochschule seiner Vaterstadt reiften seine glücklichen Talente so schnell, und trugen bald solche herrliche Früchte, daß sie Aller Augen auf ihn hinlenkten. Im J. 1775 wurde er zum Predigtamte geweiht. In seinem 27sten Jahre gieng er als Mentor eines Jünglings nach Göttingen. Dies war für ihn die vortheilhafteste Gelegenheit zu seiner fernern Ausbildung so wohl, als zu den nützlichsten Bekanntschaften für ihn. Dort lernte er auch seinen nachherigen Schafhauser-Freund Johann Georg Müller kennen, an dem er mit treuer Liebe bis an seinen Tod hieng. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt erhielt er die Predigerstelle an der Waisenkirche, und bald darauf die an der St. Elisabethengemeinde. Durch Lehre und Beyspiel empfahl er sich während seinem kirchlichen Lehramte seinen Zuhörern. Seine ausgezeichneten, durch gründliche Studien vervollkommneten Fähigkeiten, seine Fortschritte in der wissenschaftlichen Kultur äusserten sich auch in seinen Kanzelvorträgen, die lichtvoll geordnet, fesselfrey von allem Mysticismus, die Flammen seines darin wohnenden Geistes und humaner Gefühle in die Herzen der Zuhörer überströmen liessen. Dadurch begründete er seinen Ruhm als geistlicher Redner immer mehr und sammelte sich bald einen gewählten Kreis von Zuhörern, bey welchen seine Eigenschaften als Prediger und die eigene Ausübung aller Tugenden des Menschen und des Christen ihm ein ungewöhnliches Ansehen erwarben. Neben dem Predigerberufe lag dem einsichtsvollen Manne auch das Erziehungsfach ganz besonders am Herzen, und für die Jugendbildung in weiterm Kreise zu wirken, bewarb er sich im J. 1797 um die Stelle eines Gymnasiarchs, welche er auch erhielt, und wurde zugleich in den nach der Staatsumwälzung aufgestellten baslerischen

Erziehungsrath aufgenommen. Bald brachte er einen neuen Schwung in die damals ziemlich gesunkene Anstalt des Gymnasiums, setzte die Lehrer unter sich in eine innigere Verbindung und zugleich in eine nützlichere Wirksamkeit, und machte Einrichtungen, die dem Geiste des Zeitalters und den Umständen angemessen waren. Daher entstand durch ihn manches Vorzügliche, was die schärfste Probe aushielt, und Viele von den jetzigen Veränderungen und Verbesserungen in diesem Institut tragen noch das Gepräge des Meisters, aus dessen Werkstatt sie zuerst kamen. Allein nicht genug, daß er durch seine einsichtsvolle Einrichtung, und die mit Sorgfalt herbeygeführten Hülfsmittel diese Stiftung wieder in höhern Flor brachte; er selbst bewährte sich unter den tüchtigern Lehrern als der Ausgezeichnetste, und wurde diesen ein rühmliches Vorbild sowohl in der Amtstreue und Thätigkeit, als in einer fortschreitenden Befähigung für ihr Berufsfach. Ungeachtet der vielfältigen Amtsgeschäfte, welche mit dieser Ephorie verbunden waren, nahm er warmen freudigen Antheil an den Berathungen über die Reorganisation der ehemals so berühmten Basler-Universität, und seiner äusserst thätigen Mitwirkung ist es auch zum Theil zu verdanken, daß jetzt auf dem Boden, aus dem schon so viel Gutes und Großes für Menschenbildung emporgestiegen, nach einer Reihe von trüben Brachjahren, Wissenschaften und Künste auf's Neue aufblühen, und unter geräuschloser Wartung in steigendem Verhältniß den Segen freundlicher Aerndten über Heymath und Ausland verbreiten. Noch sollte er aus seinem bisherigen Wirkungskreise zu einem Höhern steigen. Nach der Wiederherstellung der Hochschule wurde ihm einer der theologischen Lehrstühle bey derselben angeboten, welchen er auch angenommen, und bis an seinen im J. 1820 erfolgten Tod mit unermüdeter Thätigkeit und großem Nutzen bekleidet hatte. Eben so wirkte er auch, als Mitglied des neuen Erziehungsraths, eifrig und mit nie erkaltender Theilnahme

zur Vollziehung dessen, was das gesetzlich eingeführte Verbesserungswerk aller höhern und niedern baslerischen Lehranstalten in sich trägt und zur Forderung macht. Miville's Verdienste um das Schulwesen in Basel sind daher unverkennbar, und alle seine Mitbürger verehrten in ihm den Mann, der keine Luftschlösser baute, sondern Werke errichten half, die dem Loos der Vergänglichkeit nicht so bald unterliegen werden.

Moreau, (Marzell,) Cisterzienfermönch, geb. zu Delsperg 1735, trat 1757 in den Cisterzienserorden zu Lützel, zeichnete sich sehr früh als Prediger aus, lehrte in seinem Kloster Philosophie und Theologie, und starb im J. 1800. Er war ein sehr arbeitsamer Gelehrter und gründlicher Kenner des Alterthums. Viele Jahre beschäftigte er sich mit einer Geschichte aller im Bisthum Basel geborenen Gelehrten, Krieger und Staatsmänner, soll auch dieses wichtige Werk vollendet haben, das aber in dem Revolutionssturme, der über Lützel furchtbar vor 36 Jahren tobte, und welcher dessen Zerstörung zur Folge hatte, wahrscheinlich verloren gegangen ist.

Morell, (Karl Friedrich,) Apotheker in Bern, geb. daselbst 1758. Sein Vater war Landschreiber der Herrschaften Wangen, Aarwangen und Bipp, und ein Sohn des obersten Pfarrers und Dekan Morell in Bern; er hatte nichts unterlassen, seinen Söhnen die beste moralische und wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Bey großen Fähigkeiten hatte das Studium der Chemie und Pharmazeutik, so wie jenes der Botanik für diesen seinen jüngern Sohn großen Reitz, und dieser bildete sich auch in diesen Wissenschaften nicht allein zum ausgezeichneten Kenner, sondern selbst zu einem guten Schriftsteller aus. Wenn der Amts-

sitz seines Vaters auf dem Lande schon seine Neigung zur Botanik beförderte, so mußte ihn der Kräuterreichthum auf den bernischen Alpen vollends zu ihrem eifrigen Freunde machen, und seine in dieselben gethanen Bergreisen die schönsten Früchte für ihn tragen; daher seine botanischen Sammlungen ihn schon allein dem Auslande bekannt gemacht hatten. Vielleicht, daß auch neben seinem pharmazeutischen Berufe, die Schinznacherbadquelle (welcher Kurort einige Zeit hindurch eine Besitzung seiner Eltern war) zu jener chemischen Untersuchung einiger der bekanntesten und besuchtesten Gesundbrunnen und Bäder der Schweiz, welche er im J. 1788 zu Bern im Druck herausgab, mit eine Veranlassung geworden und zugleich in der Kunst zu experimentiren, sich immer mehr zu vervollkommnen! Wie dieses Werkchen, mit dem er zu seiner Zeit wirklich wichtige Dienste geleistet hatte, seinen Namen noch lange erhalten wird, so hatten ihm auch die botanischen Gärten zu Bern und die ehemalige, jetzt aber daselbst wiederaufblühende ökonomische Gesellschaft sehr Vieles zu verdanken; denn wo der thätige Mann als Mitglied einem Verein beytrat, wurde er bald eine der sichersten Stützen desselben. So lange das erloschene freywillige medizinische Institut in Bern vorhanden war, gab er in demselben den trefflichsten Unterricht in der Chemie, auch war er bey allen Umwandlungen der bernischen Gesellschaft naturforschender Freunde stets der Treueste und von Allen der Ausharrendste geblieben. Rastlos thätig war er dann noch in jeder andern Sphäre seiner Wirksamkeit, als Mitglied des Sanitätsraths und anderer Behörden, zu welchen der kenntniß- und erfahrungsreiche Mann etwan gezogen wurde. Er starb im J. 1816 im 58sten Altersjahr seines verdienstvollen Lebens, von seinen Mitbürgern als thätiger Beförderer alles Gemeinnützigen in einem ausgebreiteten, sowohl selbst geschaffenen als öffentlichen Geschäftskreis geachtet, geliebt und betrauert.

Mottet, (Beat Ludwig, Graf von,) geb. zu Murten 1712. Sein Vater Niklaus, Mitglied der Munizipalregierung daselbst, und seine Mutter Marguerite von May von Bern, liessen es an nichts fehlen, was zu einer guten Erziehung und Bildung ihres Sohns erforderlich war. Schon seine jugendlichen Neigungen zum Militärstande, und sein sich frühzeitig verrathender feuriger Geist, entschieden für seine künftige Bestimmung, und gaben seinen Eltern die angenehme Hoffnung, daß er in diesem Stande sich Ehre und Ruhm erwerben würde. Kaum hatte sein Körper seine völlige Reife erhalten, so trat er 1725 als Kadet in das franz. Schweizerregiment Villars Chandieu, avancirte 1728 zum Fähnrich, 1729 zum Lieutenant, kam 1738 als Hauptmann in das Regiment Appelprefu (nachher Royal Suedois) und machte 1743 und 1744 die bayerischen und böhmischen Feldzüge mit, in welchen er sich tapfer bewiesen und als ein Offizier von Verdienst ausgezeichnet hatte. Im J. 1744 errichtete er ein Schweizerregiment in modenesischen Diensten, welches er in dem gleichen Feldzug bey der kombinirten Armee als Oberst kommandirte, und mit seinem Muth zu beleben wußte. 1750 ward er Brigadier, 1756 Gouverneur zu Reggio, 1760 Generalmajor, 1761 St. Ludwigordensritter, und nachdem er im J. 1765 von Herzog Franz von Modena für sich und seine männliche Nachkommenschaft in den Grafenstand erhoben worden, erhielt er nach zwey Jahren die Gouveneurstelle von Modena mit dem Prädikate eines wirklichen Kammerherrn Seiner Durchlaucht. Er starb aber noch in demselben Jahr seiner ruhmvollen Erhebung. Sein Grabmal befindet sich in der Franziskanerkirche zu Modena.

Müller, (Johann Georg,) oberster Schulherr und Professor in Schafhausen, geb. daselbst 1759. Er war ein jüngerer Bruder des um die Schweizergeschichte

unsterblich verdienten Johann von Müller, und wurde, gleich diesem, durch das Studium römischer Klassiker frühe zu höhern Ansichten der Wissenschaften und des Lebens geweckt, empfand auch schon als Knabe unüberwindliche Liebe für die Kultur derselben, wozu ihn, neben andern verdienstvollen Zeitgenossen, Rath und Vorbild seines so berühmt gewordenen Bruders noch mehr begeisterte. Sobald er von der Universität zurückgekommen war, empfieng er 1782 die Weihe zum Predigtamte, wurde 1788 Katechet an der Spitalkirche in seiner Vaterstadt und 1792 Professor der griechischen und hebräischen Sprache. Mit der Auflösung der alten schafhausischen Staatsverfassung betrat Müller die politische Bahn, wurde ohne all sein Zuthun und ohne eben den Geist des damaligen Systems im umfassendsten Sinn anzunehmen, blos als biederer Vaterlandsfreund, zum Mitglied der provisorischen Kantonsregierung, später der Verwaltungskammer, und kurz darauf zum Kantonsunterstatthalter gewählt. Im J. 1803 ernannte ihn Napoleon zu einem der sieben Kommissarien, welche den Auftrag hatten, die neue Kantonsverfassung zu Schafhausen in den Gang zu setzen, und die Kantonsverwaltung vorläufig zu übernehmen, worauf er im April gleichen Jahrs eine kleine Rathsstelle erhielt und zum Präsident des Schulraths befördert wurde. In allen diesen Staatsämtern zeigte er sich als einen Mann, der Geistesfreyheit und Verstand besitze, und bey seinen Rathschlägen und Handlungen sich weder durch Vorurtheile für alte, noch durch Vorliebe neuer Einrichtungen mißleiten lasse. So weit sein jedesmaliger Wirkungskreis reichte, führte er einen rastlosen Kampf für Wahrheit, für Recht und Freyheit gegen jede Art des Despotismus. Alles war bey ihm Resultat redlicher Vaterlandsliebe und vernünftiger Ueberzeugung. Im gleichen Jahr (1809), in welchem sein Bruder, der schweizerische Tacitus, starb, legte Müller seine große und kleine Rathsstelle nieder, und behielt nur das oberste Schulherrnamt

mit der Professur der Methodologie bey, welche Letztere er seit dem Jahr 1804 nebst der Magistratswürde bekleidet hatte, und zog sich ganz in den Beruf der Schriftstellerey zurück. Sein vorzüglichstes Bestreben gieng nun dahin, den literarischen Nachlaß seines unsterblichen Bruders zu sammeln, zu ordnen, und, begleitet von einer umständlichen Biographie desselben, der Mitwelt und der Nachwelt gedruckt mitzutheilen. Er begann das weitläufige Unternehmen im J. 1810 und vollendete es nach neun Jahren, kurz vor seinem 1819 erfolgten Tode. Diese sämmtlichen Johann von Müller'schen Schriften füllen 27 Oktavbände, und sind in diesem Zeitraume im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen erschienen. Früher hatte Müller herausgegeben: Reliquien alter Zeiten, Sitten und Meynungen, 4 Thle. Leipzig 1803—1806; und sein treffliches Werk: Vom Glauben der Christen, 2te verbesserte Auflage, gr. 8. 2 Bde. Winterthur bey Steiner, 1823, erwarb ihm bey der gebildeten christlichen Welt einen verdienten Ruhm. Seine hinterlassene Bibliothek wurde größtentheils durch Vermächtniß ein Eigenthum seiner Vaterstadt, wie es die seines verewigten Bruders durch Kauf geworden war.

Müller, (Marianus,) Fürstabt zu Einsiedeln, geb. zu Aesch in dem Kanton Aargau 1724. Von gemeinen Bauersleuten entsprungen, verrieth er frühe nicht gemeine Talente, daher ihn seine Eltern, die ihn dem geistlichen Stande wiedmeten, zu Sachseln in Unterwalden einem dortigen Geistlichen in Unterricht gaben. Von diesem kam er nach Einsiedeln, nahm daselbst 1743 den Benediktinerordenshabit, wurde 1748 Priester, und dann nach Bellenz gesandt, in dem einsiedlischen Gymnasium daselbst die Philosophie zu lehren. Nach vierzehnjährigem Aufenthalte zu Bellenz kehrte er in's Kloster zurück, die Subprior- und bald hernach die Statthalterstelle in demselben

zu übernehmen. Der damalige bejahrte Abt Nikolaus, dessen Achtung er durch seine Kenntnisse, seinen feinen Beobachtungsgeist, seine Erfahrungen und Thätigkeit sich erworben hatte, zog ihn in den wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe, übertrug ihm die Aussertigung der wichtigsten Briefe, und zwar in einem Zeitpunkte, in welchem die Abtey in ihren weltlichen Rechten angefochten wurde, und daher eines rüstigen Vertheidigers derselben vorzüglich bedurfte. Nach einer für dieselbe ehrenvollen und glücklichen Beendigung der obgewalteten Zwiste, wurde Marianus im J. 1773 zum Fürstabt erwählt. Ungeachtet dieser glänzenden Erhebung blieb er, weit von allem Stolze entfernt, ein musterhaftes Vorbild in strengem Tugendwandel für seine Klosterbrüder; er setzte nicht allein mit anhaltendem Fleiße seine literarischen Beschäftigungen, und besonders das Studium des klassischen Alterthums und der Antiquitäten fort, sondern munterte auch seine Konventualen auf, mit ihren Einsichten zum Besten des Vaterlandes auf jegliche Weise, und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse zu wirken. Daher bereicherte er die einsiedlische Stiftsbibliothek nicht nur mit den besten ältern und neuern literarischen Werken, sondern veranstaltete auch den Druck von Vielen derselben in seiner eigenthümlichen Druckerey, um durch Wohlfeilheit den Studirenden die Anschaffung zu erleichtern. Um der bekannten Armuth seiner einsiedlischen Unterthanen zu steuern und dem überall sichtbaren Mangel abzuhelfen, wies er ihnen Grundstücke zum Anbau der nöthigsten Lebensmittel an; so wie er überhaupt in die Mildthätigkeit einen höhern Werth, als so mancher Andere von seinem Stande zu setzen pflegte. Es dauerte aber die wohlthätige Regierung dieses edeln und gelehrten Mannes nur sieben Jahre, denn schon im J. 1780 starb er im 56ten seiner Lebensjahre.

Müller, (Joseph,) Brigadier in königl. spanischen Diensten, geb. zu Schwarzenbach im Stift St. Gallischen 1707. Als gemeiner Bauersjunge nahm er 1725 Kriegsdienste bey dem spanischen Schweizerregiment von Niederöst, ohne Aussicht, mehr als er war, zu werden. Er zeigte aber als Infanterist in den afrikanischen Expeditionen von 1729 bis 1732 so viele persönliche Tapferkeit und Einsicht, daß er vom Oberst zum ersten Sergeant seiner Kompagnie befördert wurde. Bey der Eroberung des Königreichs Neapel fuhr er fort, sich durch seine Thätigkeit und heroischen Muth hervorzuthun, erhielt durch diese Auszeichnungen einen der untern Offiziersgrade nach dem Andern, bis er 1740 zum Kapitänlieutenant ernannt wurde. Nachdem er in den Aktionen bey Monte-Artemisio und Velletri 1744 sich neue Lorbeeren errungen, belohnte man seine Tapferkeit mit Hauptmannsrang, dessen er sich auch durch die glorreichen Vortheile, die er in den Schlachten bey Bassignano, Piazenza und Rottofredo, und bey den Belagerungen von Tortona und Valenzia erhalten hatte, würdig machte. Im J. 1763 wurde er Kommandant des zweyten Bataillons mit Oberstlieutenantsrang, erhielt 1776 Oberstkommission, und ward den 10. Weinmond 1784 zum Brigadier erklärt, worauf er mit Pension von der Kriegsbühne abtrat. Dieser in jeder Absicht verdienstvolle Krieger hatte den Ruhm für sich, daß er die Ursache seines Emporkommens nicht den Begünstigungen von äussern Glücksumständen, sondern einzig seinen heroischen Eigenschaften zu verdanken habe. Er ist 1796 gestorben.

Müller, (Franz Michael,) Ammann des Freystandes Zug, geb. daselbst 1740. Von seiner zartesten Jugend an gab er Beweise von hervorstechenden Talenten, die ihn während seiner rühmlichen Laufbahn auszeichnen sollten. Auf Schulen und Reisen gebildet, erlangte er frühe Tauglichkeit zu den Geschäften des gemeinen Wesens, und seine

Mitbürger benutzten jeden sich ihnen zeigenden Anlaß, ihm Zeichen der Achtung und des Zutrauens zu geben. Im achtzehnten Jahr seines Alters wurde er bürgerlicher Seckelmeister, nach zwey Jahren Landsfähnrich, dann Rathsherr, Spitalvogt, bürgerlicher Stabführer und Ammann von Stadt und Amt, welche letztere Würde er vor der Revolutionirung der Schweiz in den Jahren 1785 und 1794 bekleidet hatte. Als einem Manne von der äussersten Popularität, strengsten Rechtlichkeit und geprüfter Weisheit, von edelm, imponirendem Anstand, und mit der Gabe einer sanften Beredtsamkeit ausgestattet, der in allen seinen Stellen diese einem Staatsdiener so nothwendigen Eigenschaften an Tag legte, mußte es nicht schwer fallen, sich des Volkes Zutrauen zu erhalten und den kontinuellen Beyfall bey demselben sich zuzusichern. Es wurden ihm daher auch die wichtigsten Gesandtschaften anvertraut, und keine eidgenössische Tagleistung, weder zu Frauenfeld noch zu Baden, wurde während seiner Periode gehalten, wobey er nicht Namens seines Kantons erschienen war. So wohnte er den Unterhandlungen wegen des Bundesgeschäfts mit Frankreich, und der Beschwörung des Bundes selbst zu Solothurn im J. 1777; der eidgenössischen Bundeserneuerung am 25. Jänner 1798 zu Aarau, und früher noch jener zu Sitten im Wallis den 14. Wintermond 1780 bey. Ueberall wurden seine Person und Vorträge gefällig aufgenommen, und seine angerathenen Maßregeln trugen das Gepräge eines festen Karackters und aufgeklärten Verstandes. Mit dem Einbruche des Staatsgewitters von 1798 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück. Allein seine Leidenschaftlosigkeit, sein ruhiger feiner Beobachtungsgeist in die geheime Geschichte der Menschen und Begebenheiten der Revolution, bewog die helvetische Gesetzgebung, ihn am 7. Jänner 1800 in die neu aufgestellte Vollziehungskommission zu erwählen, welche Wahl aber er schwächlicher Gesundheit wegen von sich ablehnte. Eben so wurde er im April 1802 in die Notabeln-

versammlung zur Entwerfung einer neuen Verfassung berufen. Als die französische Vermittlung in der Schweiz eingetreten war, leitete er als Präsident der Regierungskommission die neue Organisation des Kantons Zug, und wurde dann wieder zum ersten Ammann von Stadt und Amt bey der nunmehrigen Staatseinrichtung erwählt, in welcher Eigenschaft er die Tagsatzungen zu Freyburg 1803, und zu Solothurn 1805 besucht hatte. Mit dem Bewußtseyn, in den heitern wie den trüben Tagen mit standhafter Treue und Anhänglichkeit seinem Vaterlande gedient zu haben, und im Besitze der unausgesetzten Liebe und Achtung seiner Mitbürger, starb er im März 1810.

Müslin, (David,) Pfarrer an der Hauptkirche zu Bern, geb. daselbst 1747. Er stammte aus einer bürgerlichen, durch ihre Tugenden sich auszeichnenden Familie her, die von jeher fruchtbar an gelehrten Predigern war, und deren Stammvater, Wolfgang Musculus oder Müslin, eben so verdient um das Reformationsgeschäft, als um die biblische Exegese, im J. 1563 als Professor der Theologie in Bern gestorben ist. Nicht die Bestimmung seiner Eltern, sondern ein eigener innerer Trieb und Verlangen, sich dem Predigerstande zu wiedmen, führte ihn demselben zu, und diese angeborne Neigung hatte ihm auch die Erwerbung gründlicher Wissenschaft überhaupt, besonders aber die Studien seines Berufes, ungemein erleichtert. Nach Vollendung seines theologischen Kurses auf der Akademie seiner Vaterstadt, wurde er 1770 als Kandidat in's Predigtamt aufgenommen, neun Jahre später zum Pfarrer nach Unterseen, und 1782 zum Helfer an das große Münster in Bern erwählt, an welcher Kirche er nach und nach bis zur Stelle eines ersten Pfarrers fortrückte, und im J. 1821 an derselben starb. Müslin erwarb sich durch seine ausgezeichneten Tugenden und Eigenschaften

großen Ruhm. Er predigte mit ungemeiner Leichtigkeit aus der Fülle des Herzens und zugleich in vortrefflichem Styl; daher seine salbungsvollen Vorträge auch in die Herzen drangen und die Gemüther hinrissen; auch niemand verstand besser als er, Kranken und Leidenden jeder Klasse Ermahnung und Tröst zu geben. Obgleich ein entschiedener Gegner der Revolution, und nichts weniger, als die politische Meynung ihrer Anhänger theilend, versagten ihm diese, um seiner Privattugenden willen, dennoch ihre Bewunderung und Achtung nicht, indem bey diesem ehrwürdigen Manne Lehre und Beyspiel zusammen im Einklange standen, und seine gereiften Talente und Einsichten von ihm nie zu anstößigen Handlungen mißbraucht wurden. Was er mit immer glühendem Eifer für den Unterricht der Jugend gethan hat, ist zu seinem Lobe bekannt genug, als daß es hier wiederholt werden sollte. Da nie, und auch jetzt noch nicht, eine öffentliche Töchterschule für Kinder der gebildetern Stände in Bern vorhanden war, weil die Menge von sogenannten Lehren (eine Art von Mädchenschulen) das Bedürfniß eines solchen Instituts nicht fühlbar machten, so unternahm Herr Müslin die Gründung einer solchen Anstalt im J. 1792, die von ihm nach dem Muster der bekannten Zürcherschen angelegt wurde. Diese zeichnete sich dadurch von der Zürcherschen zu ihrem Vortheil aus, daß in derselben, neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen, die Töchtern auch zu weiblichen Handarbeiten angeleitet wurden. Nie konnte sich aber dieses Institut zum Rang einer öffentlichen Anstalt erheben, und bestand, der weisen Direktion des vortrefflichen Mannes ungeachtet, durch die Beyträge der Schülerinnen, und hörte auch somit, als ungünstige Zeitverhältnisse später eintraten, wieder auf. Was er früher an den Jünglingen, die sich dem Predigtamt wiedmeten, gewirkt hat; was er als Beförderer alles Gemeinnützigen, als Aufforderer zur Mildthätigkeit gegen nahe und ferne Unglückliche that; kurz was er seinem Bern in allen Beziehungen gewe-

sen, wird unvergeßlich bleiben. Bey seinem Leichenbegängniß hatten sich alle Einwohner Berns von jedem Stande vereiniget, den Verstorbenen zur Ruhestätte zu begleiten, und sein Sarg wurde abwechselnd von Studirenden der Theologie und von den Mitgliedern der Krankenkasse, welche der Verewigte besonders begünstigte, getragen.

Mumenthaler, (Jakob,) Wundarzt, geb. zu Langenthal 1737, und gestorben daselbst 1787. Sein Vater, ein Mann von vielem Talent und guten medizinischen und chirurgischen Kenntnissen, die er auch praktisch ausübte, stammte aus dem uralten edeln, aber in den Bürgerstand übergetretenen Geschlechte derer von Mumentval ab, dessen Stammsitz noch in wenigen Trümmern in den Umgebungen von Langenthal vorhanden ist. Nicht nur legte seine häusliche Erziehung der eigenen freyen Entwicklung seines muntern Geistes keine Hindernisse in den Weg, sondern sie kam noch dem damaligen mangelhaften Schulunterricht zu Hülfe, so daß des Jünglings nachherige Bildung keineswegs die Frucht von diesem, sondern die Folge von jener war. Die glücklichen Kuren seines Vaters weckten auch bey dem Sohne Neigung zu dessen Berufe. Um sich einst in demselben noch mehr auszuzeichnen, vorzüglich aber in der Wundarzneykunst fester zu setzen, bewog ihn die Hoffnung, ausgedehnte fremde Anstalten dafür benutzen zu können, zu Reisen in's Ausland. Auf einem holländischen Kriegsschiffe, auf dem er sich als Chirurg anstellen ließ, bereicherte er auf seinen langen Seereisen selbst nach den entfernten Welttheilen seine Kenntnisse mit vielen wichtigen Erfahrungen und Beobachtungen ungemein, hatte aber das Unglück, daß im J. 1757 auf der Rückreise nach Europa, nach vielen überstandenen Gefahren und Entbehrungen aller Art, sein Schiff in der Gegend von Malta durch einen Sturm auf den Strand geschleudert wurde, wobey ein Theil der Mannschaft zu Grunde gieng,

er aber glücklicher Weise gerettet wurde. In diesem schrecklichen Augenblick that er ein Gelübde, daß, wenn ihn die Vorsehung in dieser Noth erhalten würde, er, zur Unterstützung armer oder verunglückter Reisender, in seinem Heymathort eine wohlthätige Stiftung machen wolle, welches Gelübde er auch mit einem Kapitalfond von 4500 Schweizerfranken für diesen Behuf in der Folgezeit lösete. Noch größere Vortheile für seine Kunst und Wissenschaften gewährte ihm auch der siebenjährige Krieg, dem er in der Eigenschaft eines Wundarztes bey einem hannöverischen Kavallerieregimente beywohnte, nach dessen Beendigung er nach Hause kehrte. Hier gewann ihm schon das Andenken an seinen geschickten Vater Achtung und Zutrauen; noch mehr aber hatten ihn seine selbsterworbenen mannigfaltigen Kenntnisse empfohlen. Allein nicht lange konnte er die Früchte seiner Anstrengungen und seines wohl erworbenen Rufes einärndten, da ihn der Tod schon im fünfzigsten Altersjahr überraschte.

Mumenthaler, (Jakob,) Optiker und Mitstifter der helvetisch-naturforschenden Gesellschaft, geb. zu Langenthal 1729. Sein Vater war Spezereyhändler, und wollte den Sohn dem gleichen Gewerbe wiedmen, weil aber dieser wenig Neigung zu demselben äusserte, überließ er es, als einsichtsvoller Mann, dem Sohne selbst, sich ein Fach zu wählen, und der Jüngling, der großes Vergnügen an der Lektüre fand, wählte den Buchbinderberuf für seine künftige Bestimmung. Sich in demselben zu vervollkommnen, begab er sich auf Reisen, durchwanderte einen Theil von Frankreich und Deutschland, und arbeitete in einigen vorzüglichern Städten dieser Länder. Diese Wanderschaft hatte aber auch auf seine spätere wissenschaftliche Bildung einen sehr vortheilhaften Einfluß, da er ausgezeichnete Anlagen zu physischen Kenntnissen und Arbeiten besaß, in welchen

er sich, ohne die seines erlernten Handwerks bey Seite zu setzen, übte. Nachdem er sich in seinem Vaterort niedergelassen hatte, folgte er seinem überwiegenden Hange zur Physik noch mehr, durchlas alle auf dieselbe Bezug habenden Bücher und Schriften, die er auftreiben konnte, und erwarb sich durch seinen unermüdeten Eifer und Forschungsgeist solche tiefe und ausgebreitete Einsichten in alle Theile dieser Wissenschaft und ihrer Hülfsmittel, daß sein Name, als eines wahren Autodidaktus, nicht lange verborgen blieb. Er verfertigte z. B. einen vollständigen elektrischen Apparat, mit dem er mehrere schöne Versuche anstellte, auch bisher unbekannte, und vor ihm unerprobte Experimente vollbrachte, und in der Optik hatte er solche Fortschritte gemacht, daß er Fernrohre, Teleskope, Mikroskope, einfach und zusammengesetzt, Solar-Mikroskope u. s. w. nicht nur durch eigenen Fleiß zu der größtmöglichen Vollkommenheit brachte und sie liefern konnte, sondern er verbesserte auch die Letztern vermittelst einer von ihm erfundenen Vorrichtung, um sie sogar bey undurchsichtigen Objekten anwenden zu können. Mit einem Dutzend dieser auf das Geschmackvollste bearbeiteten optischen Instrumente reiste Mumenthaler im J. 1773 nach Paris, wo die Akademie der Wissenschaften dieselben prüfte und mit ihrem Beyfall beehrte, diesen auch in der Wochenschrift: Avant - Coureur, daselbst aussprach. Nach seiner Rückkehr nach Hause entsagte er hierauf seinem Brodberufe, um nicht mehr die Stunden borgen zu müssen, welche er seinem Lieblingsstudium wiedmen wollte, und der erfahrne und geschickte Physiker verdrängte nun bey ihm den wohlbewanderten Buchbinder. Mit schöpferischem Auge durchlief er von jetzt an den großen weiten Kreis der Optik, so wie der Mechanik, studirte rastlos Alles, was die Literatur hierüber zu Tage förderte, wodurch er auch seinem Geiste die völlige Reife gab, deren er fähig war. Seine verfertigten Arbeiten, unter welchen Teleskope von 50 Louisd'ors am Werthe

waren, gewannen ihm viele und große Gönner und Freunde, die in ihm ein Genie bewunderten, das ohne fremde Beyhülfe den Pfad des Ruhms betreten, und sich emporgeschwungen hatte. Im J. 1797 hatte sich Mumenthaler mit mehrern zum Theil noch lebenden würdigen Naturforschern von Bern und Genf zu einer helvetisch-naturforschenden Gesellschaft vereiniget, die ihre erste Versammlung im Oktober gleichen Jahrs in Herzogenbuchsee feyerte, aber durch die bald darauf erfolgte Revolution wieder in's Stocken gerieth, von welcher jedoch der gegenwärtig blühende Verein naturforschender Freunde in der Schweiz sein rühmliches Daseyn ableitet. Mumenthalers Fähigkeiten nahmen selbst mit den Jahren nicht ab, und was er über Blitzableitung, Elektrizität und Optik noch in seinen spätern Tagen geschrieben hat, obgleich seine hinterlassenen Manuskripte die Presse nicht gesehen haben, ist hievon ein unverwerflicher Zeuge. Er starb im J. 1813, beynahe 85 Jahre alt, im Genusse einer liebevollen Achtung aller derer, die ihn kannten, und welche ein durch Denken und Wissen geläutertes, und für die Ewigkeit veredeltes Gemüth verdient.

Mumenthaler, (Johann Jakob,) Oberstlieutenant, Kauf- und Zollverwalter in Langenthal, wo er 1733 geboren wurde. Bey seinem zarten Körperbau und seiner schwächlichen Gesundheit gewann er eine stille eingezogene Lebensweise schon in seiner Kindheit besonders lieb, und fand bald großen Geschmack an dem Lesen historischer Schriften. Wenig Reitze für ihn hatte der Kaufmannsstand, dem sein Vater angehörte, und dieser hatte sich auch früh überzeugt, daß sein Sohn nicht für das Geschäftsleben und selbst nicht zu denjenigen Berufsarten tauge, die zugleich eine dauerhafte Konstitution verlangen. Mittlerweilen unterstützte der Jüngling seinen Vater in dem geschäftreichen Kauf- und Zollamt, welches dieser neben seinem Tuchhändler-

gewerbe bekleidete, bis ihm selbst diese Verwaltung im J. 1764, wo sein Vater sie resignirte, von der bernischen Regierung übertragen wurde. So verschieden die Gegenstände, die auf einem Zollbüreau vorkommen, von denen der Musen sind, und auch natürlicher Weise seyn müssen, so wußte sein Geist selbst aus dieser unangenehm scheinenden Ablenkung Nutzen zu ziehen; er sparte dadurch gleichsam seine Denkkraft, um sie nachher mit desto größerm Nachdruck wirken zu lassen. Von jeher waren vaterländische Geschichte, Geographie und Staatistik seine Lieblingsfächer gewesen, in deren Gefilden er mit besonderer Lust verweilte. Wie weit er es nach und nach in denselben gebracht habe, beweisen theils seine gekrönten Preisschriften über Gegenstände aus diesen Fächern, theils die vielen goldenen Schaumünzen, womit der tägliche Rath zu Bern seine staatistischen und finanziellen Arbeiten vom Kanton Bern von Zeit zu Zeit beehrte, und unter welchen sich seine Abhandlungen von dem innern Verkehr des Landes, den Aktiv- und Passivschulden ꝛc. ꝛc. vor Andern noch rühmlich auszeichnen. Mit dieser würdigen Anwendung seiner Talente verband er eine musterhafte Pünktlichkeit in seinen Amtspflichten, so wie eine liebenswürdige Gefälligkeit, die augenscheinlich aus einem edeln Herzen quoll, und ihm im täglichen Umgange bey Hohen und Niedern vorzügliche Achtung erwarb. In der bernischen Kantonsmiliz durchlief Mumenthaler alle subalterne Grade, bis er im J. 1792 mit dem Range eines Oberstlieutenants Chef eines Bataillons ward. Als Militär besuchte er die Versammlung des helvetisch-militärischen Vereins in Sursee; als gemeinnütziger Eidgenoß wurde er Mitglied der schweizerisch-gemeinnützigen, so wie der zürcherschen Hülfsgesellschaft. Seine menschenfreundlichen patriotischen Gesinnungen hatte der treffliche Mann kurz vor seinem Lebensende in einem Aufsatze noch beurkundet, der im Schutzkraftischen Armenfreund zu Stuttgard erschienen ist,

und den Titel führt: Vorschläge zur Verbesserung und Erhöhung der Religiosität und Sittlichkeit, so wie des Gesundheitszustandes unter dem Volke, in welchem er, als keinem menschlichen Verhältniß entfremdet, die im Vaterlande einheimischen Gebrechen aufdeckte, so wie die Mittel, denselben zu steuern, andeutete. Mit seiner ungemeinen Thätigkeit in der Beförderung alles Schönen Wahren und Guten, stand bey ihm auch eine unersättliche Wißbegierde nach Allem, was die Erkenntniß Gottes aus der Natur erhöht, im harmonischen Einklange, und jede neue Entdeckung in derselben machte auf ihn den freudigsten Eindruck. Den Armen war er Freund und Vater, und seine vielen Rettungen aus Hülfloßigkeit und Elend blühen als eben so zahlreiche Blumen, die niemals verwesen, auf seinem Grabe. Er starb im März 1820, 86 Jahre alt, zwar kinderlos, doch mit Hinterlassung eines von ihm erzogenen und ihm nachgebildeten Neffen, der durch den Anhauch der Kraft des Geistes dieses seines verewigten Oheims gestärkt, auf dem von ihm gelegten Grunde wohlthätiger und gemeinnütziger Wirksamkeit unablässig fortbauet, und seinem Vaterorte zum Segen und zur Zierde gereicht.

Murith, (Laurenz Joseph,) Probst des Klosters auf dem Bernhardsberg im Wallis, berühmter Natur- und Alterthumsforscher, geb. zu St. Branchier 1742. Seine Familie war eine der Angesehensten des Orts, und seine Erziehung ihren günstigen Verhältnissen angemessen. Die Neigung zum Studiren erwachte bey ihm früh, und da er den Mönchsstand erwählte, um einst in demselben seine Zeit und Muße in der Beschäftigung mit den Wissenschaften zubringen zu können, begab er sich im J. 1760 in das regulirte Chorherrenstift auf dem Bernhardsberg, nachdem

er mit rühmlichem Fleiße und vorzüglichen Talenten sich für den angenommenen Stand vollends vorbereitet hatte. Bis zum Jahr 1778 übte er hier die mühsamen nützlichen und menschenfreundlichen Pflichten dieses Ordensstiftes aus. Hierauf ward er zum Pfarrer in Liddes, späterhin zum Prior in Martinach, und einige Zeit nachher zum Probst des Hospitiums gewählt, in welcher letztern Würde er im Weinmond 1816 gestorben ist. Viele Reisebeschreiber haben seiner rühmlich als eines dienstfertigen und liebenswürdigen Mannes gedacht. Nicht nur unterrichtete er Reisende von allen den Stellen, wo sich in dortiger Umgebung etwas Sehenswürdiges treffen läßt, begleitete sie oft selbst dahin oder ließ sie begleiten, sondern er verband zugleich auch mit diesem gefälligen Benehmen eine große Gelehrsamkeit. Naturgeschichte und Alterthumskunde waren seine Lieblingsfächer, und ausser dem im 16ten Jahrhundert in Sitten gebornen Arzt Am-Buel, dem Freund des berühmten Konrad Geßner von Zürich, war Probst Murith bisher der einzige Naturforscher im Wallis. Die artige Mineraliensammlung, so wie das archäologische Kabinet, welches reich an römischen Schaumünzen, Exvotos und andern Alterthümern ist, wurden von ihm angelegt, und diese Letztern meistentheils in der Umgegend gefunden. Im J. 1810 ließ er seinen Wegweiser für Pflanzensammler im Wallis drucken, und ein Werk über die Alterthümer des Wallis und Hannibals Uebergang über den großen Bernhardsberg erwartet erst noch einen Verleger. Verschiedene gelehrte Gesellschaften, unter welchen auch die Académie celtique in Paris sich befindet, machten sich's zur Ehre, den verdienstvollen Mann unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Nicht allein seiner Gastwirthschaftlichkeit, sondern auch der Klugheit des Probsts Murith verdankt dieses von dem ächten Christenthume ausgegangene Hospitium auf dem Bernhardsberg die unerschütterte Fortdauer seines segensvol-

len Daseyns während der letzten, den geistlichen Stiftungen bedrohlichen Zeitperiode.

Nabholz, (Joh. Ulrich,) Rathsherr und Obmann zu Zürich, geb. daselbst 1667. Als Knabe verrieth er bald viel Talent und Feuer, lernte den Schusterberuf, nahm Kriegsdienste, lief jedoch wieder davon, und entgieng als ertappter Ausreisser nur durch einen Würfelwurf dem Strange. Nach seiner Heimkehr empfahl er sich in seiner Vaterstadt durch seine Gewandtheit in der Sprache, Beredtsamkeit, natürlichen Scharfsinn und gesunden Verstand zum brauchbaren Geschäftsmann, ließ sich unter die Zahl der Advokaten aufnehmen, und wurde bald eine Zierde dieses Standes. 1692 erwählte ihn die Regierung zum Rathsredner. Als die Toggenburger ihre theils religiosen theils politischen Beschwerden über den Despotismus des Abts von St. Gallen der eidgenössischen Tagleistung im Juny 1709 vortragen wollten, wählten sie ihn zu ihrem Sachwalter, von welcher Zeit an er sich ihrer mit eben so viel Klugheit als Eifer angenommen hatte. Während der ganzen kritischen Periode des in den schweizerischen Jahrbüchern merkwürdigen sogeheissenen 1712er Kriegs, entwickelten dessen Erschütterungen den Karackter dieses Mannes vollends. Er sprach und handelte in demselben mit der Freymüthigkeit eines Mannes von Einsicht und Rechtschaffenheit, war der Schutzengel seiner Klienten, der toggenburgischen Landsleute, und ersparte ihnen durch sein rasches und doch weises Benehmen, nach dem Zeugniß der allgemeinen Stimme, viele Unannehmlichkeiten, denen sie von gegnerischer Seite würden ausgesetzt gewesen seyn. Nicht allein verfaßte er alle die über diesen Streit im Drucke erschienenen Deduktionen, Apologien und auf denselben Bezug habenden öffentlichen Aktenstücke und Protestationen, in welchen er die toggenburgischen Rechte, Freyheiten, Ver-

fassung, Ansprüche und erlittene Kränkungen umständlich und gründlich auseinandersetzte, und mit Belegen und Aufschlüssen aus dem bürgerlichen Recht begleitete, sondern er führte auch die Standhaften unter ihnen als militärischer Anführer und Verfechter zum Siege. Er unterstützte z. B. mit einem Korps Toggenburger die Belagerung und Einnahme der Stadt Wyl, nahm dem Feinde die Mediatämter Utznach und Gaster weg, und hatte damit bewiesen, daß er nicht nur mit Mund und Feder, sondern auch mit dem Degen die Sache der Bedrängten zu vertheidigen wisse. Der glückliche Ausgang des Krieges begründete nun sein Ansehen und sein Glück auf seine ganze noch übrige Lebenszeit. Man ehrte und liebte den Mann, der in der bedenklichsten Lage seinem Vaterlande mit Eifer, Klugheit und tiefer Einsicht gedient hatte, und belohnte ihn zuerst mit der Landvogtey Baden im J. 1718, und mit einer Rathsstelle im J. 1723; zum zweyten Male mit eben dieser Vogtey, und erwählte ihn 1727 zum Obmann gemeiner Stadtämter, oder zum Oberaufseher der säkularisirten Klostergüter, durch welche letztere Würde er sich zu dem Range der Häupter des zürcherschen Freystaats erhoben sah. Als einem Staatsmanne, der in allen Geschäften, die ihm aufgetragen wurden, sich gleich thätig erzeigte, und das Wohl seines Vaterlandes in jeder Lage und in jedem Zweige beförderte, wurden in der Folge noch mehrere wichtige Gesandtschaften ihm anvertraut. Er ward Mediator in den werdenbergischen Unruhen gegen Glarus im J. 1721; in dem Zollstreit mit dem Kanton Bern auf einer Konferenz zu Baden 1723; in den Arboner- und Bischofzellerstreitigkeiten mit dem Hochstift Konstanz zu Schafhausen 1724, und erschien als Bevollmächtigter, Namens seiner Regierung, im folgenden Jahr zu Mörspurg, mit dem Bischof von Konstanz wegen des angetragenen Kaufs der Aemter Klingnau und Kaiserstuhl zu unterhandeln. 1728 half er den Spahn mit Konstanz zu Diessenhofen beylegen, und 1734 auf einem Kongresse zu

Luzern und Zug jenen wegen den Reußwuhren beendigen. Er hatte als Geschäftsmann sehr Vieles geschrieben, wovon nicht Weniges durch den Druck bekannt wurde — aber alle diese Produkte waren Kinder seiner Amtsarbeiten. Ob er gleich durch eine für ihn günstige Wendung des Schicksals von der untersten Stufe des gemeinen Wesens bis nahe an die Höchste gestiegen war, und eine lange Reihe von Jahren in Staatsgeschäften und in dem grossen vermischten Zirkel des politischen Lebens zugebracht hatte, so wurde dadurch sein Herz vom Stolze nie ergriffen oder gegen Andere verhärtet; vielmehr bewies er sich gegen jedermann freundschaftlich und gefällig, und scherzte oft selbst über das Sonderbare und Auffallende seiner Laufbahn mit seinen Freunden. Er starb 73 Jahre alt, 1740.

Nicolet, (Benedikt Alphons,) ein geschickter Maler und trefflicher Kupferstecher, geb. zu St. Immer 1740. Seine natürlichen Anlagen leiteten ihn zur Malerey und Kupferstecherkunst, sein Ahnvater aber, der seine Erziehung besorgte, wollte ihn zu einem Gerichtssekretär bilden. Erst nach dessen Tode durfte er seiner Lieblingsneigung folgen. 22 Jahre alt begab er sich nach Murten, wo der berühmte Kupferstecher Boily von Paris sich damals niedergelassen hatte, bey dem er sich im Zeichnen, mit der Nadel und dem Grabstichel übte. In der Folge reiste er nach Paris, um sich noch mehr zu vervollkommnen, wozu ihm die Bekanntschaft mit Cochin, einem der geschicktesten Zeichner und Kupferstecher, erwünschte Gelegenheit gab. 6 Jahre hatte er sich bey diesem aufgehalten, und die besten Fortschritte in der Kunst gemacht. Nach verschiedenen Abwechselungen seines Aufenthaltes bestimmte er zuletzt Paris zu seinem beständigen Wohnorte, wo er auch im J. 1806 mit dem Ruhme eines eben so ausgezeichneten Künstlers als biedern und geliebten Schweizers gestorben ist.

Nüscheler, (Felix,) Kanonikus und Professor der Theologie in Zürich, wo er 1738 das Weltlicht erblickte. Vermöge des Standes und der Glücksumstände seines selbst gebildeten und gelehrten Vaters, erhielt er als das einzige Kind seiner Eltern eine vortreffliche Erziehung und Unterricht durch die geschicktesten Lehrer. Ihm war auch der Geschmack für schöne Kunst und Literatur gleichsam angeboren, und im väterlichen Hause fand er seine Akademie schon als Knabe theils in dem Kunstkabinete, theils in der Bibliothek, die sein Vater auf seinen Reisen gesammelt und von denselben zurückgebracht hatte. Durch diese Bildungsmittel, so wie durch den beständigen Umgang mit seinem Vater, gelangte er spielend zu Kenntnissen, die sonst vielen Andern fremd bleiben, oder ihnen gewissermaßen eingezwungen werden müssen. Um sich im Zeichnen zu üben, wozu der junge Nüscheler viel Anlage und Neigung zeigte, verschaffte ihm sein Vater Lehrstunden bey Kaspar Füßli, dem Biographen der schweizerischen Künstler, an dessen Sohn, der sich später als Gelehrter, Dichter, voraus aber als genialischer Maler große Celebrität erworben hatte, er einen täglichen Lebensgefährten gewann. Im J. 1758 wurde er zum Predigtamte geweiht, und erhielt nach und nach verschiedene Lehrstühle, z. B. 1764 den der Weltgeschichte, 1769 den des Naturrechtes, 1773 jenen der klassischen Literatur, und 1789 die Professur der Theologie und mit dieser ein Kanonikat; auch bekleidete er über vierzehn Jahre das Aktuariat beym Kirchenrathe. Im J. 1805 wurde er Mitglied der Bücherzensur. Seine eifrige Thätigkeit, und der seltene Reichthum seiner Kenntnisse trugen Vieles zu dem jetzigen Flor des zürcherschen Musensitzes bey. So geschäftreich alle diese Stellen für ihn waren, so blieben doch seine Lieblingsstudien dabey nicht ausgeschlossen. So gab er im J. 1768 seine Uebersetzung von Plutarchs moralischen Schriften und Plato's Menexenos heraus. Von ihm hat man auch Zwingli's Leben, aus den Quellen

geschöpft, und unter einem Gesichtspunkte, der den großen Mann von jeder Seite in's Licht setzt. Im J. 1783 erschien von ihm: Seneka, der Sittenlehrer. Poesien, mit Glück und Wärme in seinen jüngern Jahren verfaßt, nebst seinen poetischen Uebersetzungen aus dem Italienischen und Englischen, verdienten es, daß sie gesammelt würden; eben so auch seine akademischen Reden und Dissertationen, in welchen sich dieselbe liberale Ansicht der Theologie zeigt, die er sich durch gründliches Studium zu eigen gemacht hatte, und die man als tief geschöpft, an dem Basler Werenfels rühmt. Mitten in Zürich, wo auf eine Zeit die Geisterseheren so viele und so angesehene Anhänger hatte, war Nüschelers Verweisung des Teufels aus dem Gebiete der christlichen Glaubenslehre ein kühnes Wagestück, ein muthiges Wort gewesen. Nüscheler starb im J. 1816, und hinterließ bedeutende Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen und Büchern. In einer bey Anlaß der Jubelfeyer der Amtsführung des Hingeschiedenen im J. 1814 gedruckten Rede, hatte Dr. Stolz die mit der Zeit Schritt haltenden Studien desselben gepriesen, und seine wissenschaftliche Entwicklung, der Gang und die Grundsätze seines gelehrten Wirkens wurden in einer von Herrn Chorherrn Bremi vorgetragenen Gedächtnißrede dargestellt.

Oberkampf, (****) berühmter Manufakturist, gebürtig von Othmarsingen im Kanton Aargau. Vor mehr als fünfzig Jahren kam dieser achtungswürdige Mann aus seinem Vaterlande nach dem unweit Paris gelegenen Dorfe Jouy mit einer Baarschaft von 50 Louisd'ors. Mit seltenen kaufmännischen Kenntnissen und einer Thätigkeitsliebe, die Erstaunen erregte, ausgestattet, wußte er mit seinem geringen Vermögen sich den Weg zu den glänzendsten Glücksumständen anzubahnen, und dasselbe mit unglaublicher Fülle wuchern zu lassen, ohne sich dabey Kün-

ße des Betrugs noch der Arglist zu erlauben, welche sein edler loyaler Sinn und Denkart verabscheute. In Jouy im franz. Seine- und Marne-Departement gründete er eine Baumwollenmanufaktur. Damals zählte dieser Ort 400 Seelen. Durch den zunehmenden Flor seiner Fabrik bevölkerten die darin angestellten Personen denselben mit 2000 Einwohnern, denen Herr Oberkampf rathender und unterstützender Freund wurde, und welche ihr Glück ihm ausschließlich verdanken. Er starb vor kurzer Zeit als einer der reichsten Schweizer im Auslande, fünfzehn bis sechszehn Millionen reich. Kaiser Napoleon besah im Herbste 1810 seine Fabrik, und bemerkte mit Interesse, daß Herr Oberkampf den Abgang der indischen Baumwolle mit Neapolitanischer, also mit Erzeugnissen vom Continente ersetze; noch größeres Vergnügen gewährte es aber dem Monarchen, als er hörte, daß dieser biedere Schweizer seinen ehrenvoll erworbenen Reichthum durch große Spenden an Arme und Hülfsbedürftige heilige. Oberkampf hatte einen Neffen zum Nachfolger, Samuel Widmer, der im J. 1767 ebenfalls zu Othmarsingen geboren und im J. 1824 gestorben ist, und welcher, gleich seinem Oheim, unter den Manufakturisten eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, sich auch durch eigenthümliche wichtige technologische Entdeckungen bleibenden Ruhm erworben hat, so wie er als Mensch sehr achtungswürdig geworden ist, und seiner schweizerischen Herkunft Ehre machte.

Oberlin, (Viktor,) Direktor der helvetischen Republik, geb. zu Solothurn 1747. Die Revolution der Schweiz, in welcher dieser Mann aus seiner Dunkelheit hervortrat, lenkte die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf ihn, dessen Geschichte auch mit jener dieses großen Ereignisses im Zusammenhange steht. Als ein bemittelter Kaufmann in einem anständigen Privatstande lebend, und als Bürger eines Freystaats geboren mit Ansprüchen auf die Rechte und Würden,

welche ihm die Verfassung gab, sah er sich von dem damaligen, eine gewisse Eigenmacht sich anmassenden Patriziat, mit andern Bürgern seines Ranges und Standes, von Regierungsstellen ausgeschlossen. Diese Kränkung seiner Ehre und Bürgerrechts war bey ihm Grunds genug, das Glück Frankreichs, das in seiner Revolution die Aristokraten von ihren hohen Sitzen herabstürzte, zu preisen. Diese seine Französischgesinntheit brachte ihn aber Ende 1797 mit andern sogenannten Patrioten in's Gefängniß, aus welchem ihn General Schauenburg nach seiner Einnahme der Stadt Solothurn befreyte. Kaum war Oberlin in Freyheit gesetzt, als seine Mitbürger ihn zum Mitgliede der provisorischen Regierung, die damals aufgestellt worden, erwählten, in welcher er auch die Präsidentenstelle erhielt. Es ist bekannt genug, daß eben diese von ihm präsidirte Behörde es war, welche für jene fünf nach Hüningen als Geißel abgeführte alte Regierungsglieder Gnade begehrte, und durch ihr Vorwort bey dem französischen Gouvernement derselben Freyheit auswirkte. Von den gesetzgebenden Räthen der neugebildeten helvetischen Republik mit 60 Stimmen zu einem ihrer fünf Direktoren bald nachher erhoben, war er eines von den drey Mitgliedern dieses Direktoriums, die zu Ende 1799 die französische Revolution des 18ten Brümaire in der Schweiz nachzubilden suchten; aber auch eben so darf jene von ihm früher gezeigte Energie nicht mit Stillschweigen übergangen werden, als der französische Kommissär Rapinat die Entlassung zweyer Mitglieder dieser Obrigkeit verlangte, dem Oberlin, als damaliger Präsident des helvetischen Direktoriums, schrieb: daß seine beyden Kollegen diesem Verlangen nachgegeben hätten; zugleich aber hinzusetzte: Was die Absichten betrifft, die ihnen angedichtet werden, so haben sie an unsere Achtung, die sie mit sich nehmen, und an die Gerechtigkeit der Nachwelt appellirt. Nach der Auflösung des helvetischen Pentarchats kehrte Oberlin in den Privatstand und zu seinem ehevori-

gen kaufmännischen Gewerbe zurück, entzog sich aber allen öffentlichen Stellen, und starb vor einigen Jahren. Er scheint zu jenen Revolutionären gehört zu haben, welche glaubten, daß die Aenderungen, die sie am alten eidgenössischen Konstitutionsgebäude und den Katonalverfassungen vornahmen, wirklich zum grössern Wohl des Vaterlandes fruchten sollten, und mochte demnach einer von jenen gewesen seyn, die es wohl gut gemeint haben, aber selbst angeführt worden sind.

Ochs, (Albert,) Kaufmann und königl. dänischer Hofagent zu Hamburg, geb. zu Basel 1716. Sein Andenken bleibt jedem ehrwürdig, der Gefühl für Humanität, Tugend und Rechtschaffenheit besitzt. Da er noch sehr jung seinen Vater verloren hatte, leitete seine vortreffliche Mutter die Erziehung des hoffnungsvollen Jünglings, der sich dem Handlungsstande zu wiedmen wünschte. Um einen geschickten Kaufmann aus ihm zu ziehen, ließ man ihn in den vorzüglichen lebenden europäischen Sprachen unterrichten. Vertraut mit allen Theilen der Handlungswissenschaft, gieng er zu weiterer Vervollkommnung seiner kaufmännischen Kenntnisse auf Reisen, kam nach Hamburg, empfahl sich daselbst seinem Patron durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten und Talente in seinem Berufsfache, der ihn darum liebgewann, ihm seine Tochter zur Ehe gab und zu seinem Handlungsgesellschafter machte. Der blühende Zustand seiner Handelsgeschäfte erhob ihn nicht nur in den Stand der Reichen, sondern es versammelte sich bey ihm, als einem an Geist und Herz gebildeten Mann, wöchentlich eine auserlesene Gesellschaft geistreicher Männer, Einheimischer sowohl als Fremder, und der König von Dänemark beehrte ihn nach seines Schwiegervaters Tode, der diese Stelle auch bekleidete, mit dem Karackter eines königl. dänischen Hofagenten. Im J. 1764 wurde er Mitglied des grossen Raths seiner Vaterstadt, in

welcher er den 16. April 1780 gestorben ist. Herr Ochs, als Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften, liebte besonders wissenschaftliche Unterhaltung, so wie auch der Umgang mit ihm unterhaltend und lehrreich war. Er besaß eine große Belesenheit in den besten Werken der deutschen und französischen Literatur, kannte die in seiner Jugend gelesenen römischen Klassiker beynahe auswendig, hatte genaue Bekanntschaft mit der ältern und neuern Völkergeschichte, und betrieb die Physik als Lieblingsstudium. Seine Länder- und Staatenkunde, seine feinen Beobachtungen und eben so großen und vielfältigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, erwarben ihm die Hochschätzung der zu Hamburg befindlichen auswärtigen Minister, die seine Einsichten benutzten und sich vielfältig seines Rathes bedienten. So präsentirte er einst seinen talentvollen Sohn einem nach Stockholm bestimmten Ambassadeur, und zwar in seinem Comptoir. Der Gesandte sagte zu diesem, und in Gegenwart von 20 Handlungsdienern, die daselbst arbeiteten: „C'est ici, Monsieur, que se décident les intérêts des cours de l'Europe.“ Der große Friedrich von Preußen ließ ihm, von Achtung und Zutrauen bewogen, durch einen Geheimsekretär den Antrag machen, sich in Preußen niederzulassen, er würde ihn in den Grafenstand erheben. Allein mehr als aller äussere Glanz und Verherrlichung sprach ihn sein republikanisches Vaterland an. Er lehnte die Einladung und Erhebung von sich ab, fand dagegen seine Freude in der mannigfaltigsten Aufhülfe, die er jedem seiner Mitbürger und Landsleute angedeihen ließ, der sich an ihn in der Fremde wendete. Nicht unverdient hieß er daher der Genius der Schweizer im Norden. Folgender Auszug aus den Hamburger öffentlichen Nachrichten vom 4. May 1780 über den Werth und die Würde dieses Edeln, eignet sich hier zur Wiederholung. „Aus Basel hat man „vor Kurzem allhier die für unsern Commerz in der That „schmerzhafte Nachricht erhalten, daß Herr Ochs, einer un-

„serer berühmtesten Negozianten und Compagnon der Herren „Peter Hiß und Söhne (eine Firma, die in- und auf- „serhalb Europa, in allen Weltgegenden rühmlichst bekannt „ist), daselbst an einer innerlichen Entzündung, und einem „darzugekommenen Schlagflusse mit Tod abgegangen ist. „Redlichkeit, Aufrichtigkeit, offenes unverstelltes Wesen und „einnehmende Höflichkeit waren Hauptzüge in dem Karack- „ter dieses Mannes, der seinem Vaterlande, der Schweiz, „eben so viele Ehre, als unsrer Stadt machte. Man kün- „digt den Tod manches Helden an, der doch eigentlich das „menschliche Geschlecht verheeret hat; warum sollte man „nicht den Tod eines Mannes ankündigen, der viele Men- „schen genähret, und viele glücklich gemacht hat?" Er hin- terließ einen Sohn, den hier nachfolgenden Staatsrath Peter Ochs.

Ochs, (Peter,) J. U. D. Staatsrath zu Basel, geb. 1752 zu Nantes in Frankreich, wohin sich seine Eltern zufällig in Geschäftssachen begeben hatten. Diese, die ihn unter ihren Augen in Hamburg erziehen liessen, gaben ihm einen Hauslehrer, der mit soliden Kenntnissen zugleich Geschmack verband. Es war damals das schöne Blüthenal- ter der deutschen Dichtkunst. Der Lehrer, welcher selbst zwar zu Gottscheds Schule gehörte, und eine in fliessen- den Alexandrinern verfertigte Uebersetzung von Corneille's Rodogune herausgegeben hatte, führte doch seinen Zögling in Lessings und Klopstocks Umgang, und flößte ihm früh Neigung für Wissenschaft und Literatur ein. Schon in sei- nem vierzehnten Jahr wiedmete sich der junge Ochs mit Leidenschaft der Logik, Metaphysik und Geometrie. Seine Talente blieben nicht länger unbemerkt; von allen Seiten geschmeichelt, arbeitete er rastlos, der zweyte Lambert seines Vaterlandes zu werden. Inzwischen ihn sein Ehr- geitz zu den sterilen Feldern des Spekulativen lockte, zog

seine Phantasie und Empfindung ihn noch mächtiger zu den Altären der Musen. Voltaire, Corneille und Racine waren seine Lieblinge. Von Kindheit an der französischen Sprache gewohnt, versuchte er's schon im fünfzehnten Jahr, eine Tragödie in französischen Versen zu schreiben. Theils auf der hohen Schule zu Basel, theils auf der zu Leyden vollendete er seine akademischen Studien, bewarb sich im J. 1776 um die Würde eines Doktors der Rechte und schrieb deßwegen eine Dissertation de Famæ Læsione (über die Verletzung des guten Namens.) Was man nicht ohne Vergnügen darin bemerkt, ist der kosmopolitische Eifer, mit welchem er den Menschen zu seiner Würde und zu seinen Rechten ruft. Von jetzt an wurden Bibliotheken und Archive des jungen Gelehrten Lieblinge, und noch um so mehr, als ihm im J. 1782 die äusserst mühsame Aufsicht über die Staatskanzley zufiel, indem er die Stelle eines Rathschreibers durch das Loos erhielt, und er der Amtsnachfolger des verewigten Isaak Iselins wurde, in dessen Bekanntschaft er früher gekommen, daher zwischen Beyden ein freundschaftlicher literarischer Wetteifer entstanden war. Nun weihte er sich, so wie der Staatswissenschaft überhaupt, der diplomatischen Geschichtskunde seines Kantons insbesondere, und unternahm es zuletzt sogar, die Historie von Basel schriftlich zu bearbeiten. Wirklich erschien 1786 der erste Band derselben, und 1792 des zweyten Bandes erste Abtheilung. Die philosophisch-politische Einleitung, die er diesem Werke voranschickte, in einer edeln Sprache abgefaßt und reichhaltig an großen Gedanken, konnte als eine Art politischen Glaubensbekenntnisses des Verfassers gelten. Die drey letzten Bände dieses aus acht Theilen bestehenden gründlichen Werkes, deren Herausgabe ihn in den letzten Jahren seines so nützlichen Lebens vorzüglich beschäftigte, nannte er sein Staatsvermächtniß, weil es ihm angelegen war, in denselben seine Staatsgrundsätze auszusprechen, und der Mit- und Nachwelt anschaulich zu machen. Von der Zeit an, wo er seine poli-

sche Laufbahn begann, erschien Ochs als Deputirter seines Standes auf mehrern Tagsatzungen, und wurde mehrmals nach Paris abgeordnet. Im May 1796 legten ihm seine Mitbürger, die ihn ehrten und liebten, ihre Gefühle durch Uebertragung der obersten Zunftmeisterwürde an den Tag, bey welcher Erhebung der Enthusiasmus der Freude bey allen Ständen gleich sichtbar war. Es ist bekannt, daß sich um diese Zeit zu Basel jener wichtige Kongreß bildete, auf welchem sich viele fremde Minister und Unterhändler, des Friedensgeschäftes wegen, versammelten, und dasselbe bearbeiteten. Barthelemy, der hierzu bevollmächtigte Gesandte Frankreichs, bewohnte damals das Ochsische geschmackvolle Hôtel, in welchem auch die Unterhandlungen eröffnet, der Separatfriede mit Preußen, Spanien und Hessenkassel zu Stande gebracht und die Ratifikationsurkunden ausgewechselt wurden. Unter den vielen Ehrenbezeugungen, die Herrn Ochs in der Nähe und Ferne die Großen der Erde bey diesem Anlaß erwiesen hatten, erwähnen wir blos der fünf Vasen aus der berlinischen Porzellanfabrik mit dem Bildniß des Königs, womit ihn der damalige König von Preußen beschenkte. Nach seinen freyen, schon frühe genährten Grundsätzen, deren Festigkeit selbst das gewaltsame Ende seines Schwagers, des Maire Dieterich von Straßburg, nicht zu erschüttern vermochte, war Ochs von Anfang der französischen Revolution sehr für Frankreich gestimmt, und in genauer Verbindung mit einigen der Machthaber der neufränkischen Republik. So wie er Rostflecken in den ehemaligen Verfassungen der Schweiz zu erblicken glaubte, die hinwegpolirt werden sollten, eben so schienen auch Staatsmänner in andern Kantonen solche an denselben wahrzunehmen. Diese Letztern, nichts weniger, als zu den Hefen des Volks gehörend, sondern vor, wie nach der großen Umwälzung, in Ehren und Würden glänzend, wurden seine Korrespondenten, die den gleichen Zweck — die Herstellung einer wahrhaften und fruchtbringenden Freyheit — verfolg-

ten, und denen nur nicht einmal ein revolutionärer Anstrich in der Folge geworden, obgleich ihr damaliges mit ihrem späteren Benehmen im Widerspruche stand. Ochs hatte während der Revolution das Schicksal mit manchem großen Manne, der auf der politischen Bühne eine Hauptrolle spielt, daß er nie ohne Leidenschaft weder im Guten oder Bösen beurtheilt wird, wie denn auch nichts natürlicher, als dieß seyn kann, in Tagen, wo die große Metamorphose im Vaterlande die Gemüther in zwey erbitterte Partheyen geschieden zu haben schien, bey deren Kampf man nur die Weisen für partheylose Zuschauer hielt, so lange sie schwiegen. Um einen richtigen Blick in seine ganze Denkungsart zu thun, dürfte der nachstehende Auszug eines Briefes, den er vor einigen Jahren an einen Freund geschrieben hatte, zu einem Leuchter dienen:

„Bedauern Sie mich nicht,“ schrieb er, „wegen des Wech„sels meiner Schicksale. In Beziehung auf meine öffent„liche Laufbahn, ließ ich mich von dem Gange der Ereig„nisse leiten, weil ich nicht gern müßig war, und ein bren„nendes Verlangen fühlte, Gutes zu fördern oder Uebel ab„zuwenden. Meine Absichten waren rein, die Mittel den „Umständen angemessen, und mein Eifer unermüdet. Hun„dert Mal entdeckte ich, daß ich meine eigenen Angelegenhei„ten hintansetzte, um das öffentliche Wohl zu befördern.“

„In Rücksicht meiner Glücksumstände, verbrachte ich „wirklich einen beträchtlichen Theil meines Lebens in einem „großen Wohlstande, hernach mußte ich meinen Luxus ein„schränken, und endlich sah ich mich in den Mittelstand „versetzt. — Aber weder ich noch meine Kinder sind besser „als Andere, denen es schwerer gemacht wurde, auf ihren „vorigen Zustand zurückzublicken. Ich lernte mich übrigens „in den Willen der göttlichen Vorsehung schicken, und „werde niemals murren.“

„Meine schmerzhaftesten Ereignisse waren besondere Krän„kungen meines Herzens. Ich habe derselben Grausame und

„Zerreissende erfahren. Die Zeit hat sie gemildert, so wie „die Ueberzeugung zunahm, daß diejenigen, die ich beweinte, „nun glücklich sind.“

„Ich werde nicht nur niemals murren, sondern habe „mich immer gern den süßen Empfindungen der Dankbarkeit „gegen den Urheber meines Daseyns überlassen. Wenn ich „meinen Lebenslauf durchgehe, wie viele Jahre, ja welche „Reihen von Jahren finde ich vollkommen glücklich; und „unter den übrigen Jahren, wie viele Tage, Wochen und „Monate, kann ich zählen, die ich sehr vergnügt zugebracht „habe.“

„Gott hat mir auch Kinder gegeben, und jeder Vater „weiß, daß ungeachtet väterliche Zärtlichkeit manchen Kränkun„gen unterworfen ist, und dieses und jenes oft Mißvergnü„gen verursacht, doch die Kinder dem Leben einen unaus„sprechlichen Reitz ertheilen, und sogar demselben einen ei„gentlichen Werth geben.“

„Er schenkte mir auch Lust zur Arbeit, zu den Wissen„schaften und schönen Künsten; ein dahin reissendes Gefühl „bey dem Anblick der Schönheiten der Natur und eine „Leichtigkeit in mancherley Beschäftigungen, so daß ich nie „etwas von Langeweile, von Melancholie oder andern Folgen „des Müßigganges wußte. Wenn sich etwas von Neid „oder Eifersucht in meinem Herzen regen wollte, so verbannte „er es daraus; daher kam es, daß mir auch die begünstig„ten Fortschritte meiner Gegner in der Folge Vergnügen „machten.“

„Selten bat ich Gott um etwas Anders, als daß Er mich „würdigen möchte, meine Seele so zu stimmen, daß ich mich „in alle Umstände schicken könnte. Es ist Thorheit zu ver„langen, daß die Ereignisse unsern Wünschen entsprechen. „Das Glück bestebt in der Art zu denken, und diese kann „von Gott in einem jedem Menschen eine liebliche Richtung „erhalten, ohne daß einem Andern dadurch ein Schaden „zuwächst, u. s. w.“

Wenn Herr Ochs sich während der französischen Staatsumwälzung täuschenden Hoffnungen zu leicht hingab, so sind doch seine Verdienste um den eigenen Kanton mannigfaltig und groß gewesen. Im J. 1803 gelangte er wieder in den großen und gleich darauf in den kleinen Kantonsrath, ward Mitglied des Staatsraths, und Präsident der Kirchen- und Schulaufsichtsbehörde. In der Eigenschaft dieser letztern Stelle ward die geistige und wissenschaftliche Bildung von Basels Jugend ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Diese zu vervollkommnen, und die Blüthenzeit der einst so berühmten Basler Hochschule, wenn möglich, wieder zurück zu rufen, fesselte des aufgeklärten vaterlandsliebenden Staatsmannes (wenn man seine historischen Arbeiten ausnehmen will) ganze übrige Thätigkeit; nicht nur hielt er den aufgefaßten großen Gedanken fest, sondern unterstützt von andern ihm gleichgesinnten Patrioten, wußte er ihn auch gegen viele Hindernisse mit eigener Kraftanstrengung und fester Beharrlichkeit auszuführen. Die nach den Stürmen der Zeit auch für Basel eingetretene Ruhe war, wie bey allen seinen jetzigen einsichtsvollen Staatsmännern, auch bey Herrn Ochs ein günstiger Moment, den man benutzen mußte, um Anstalten entweder neu zu begründen oder emporzubringen, die in ihrer Entwicklung solche günstige Resultate für das Glück und den Wohlstand des Staats in der Folgezeit darbieten. Da jedoch bey seinem schon sehr vorgerückten Alter die Menge der ihm zugeflossenen Geschäfte mit seiner sonst festen Gesundheit nicht mehr Schritt hielt, und die ihm eigene genaue Besorgung derselben diese allmälig untergrub, so erlag er endlich dieser seiner Aufopferung im Brachmonde 1821 im 68sten Jahr seines thatenvollen Lebens. Ausser seiner Baslergeschichte, und vielen gedruckten Gelegenheitsreden, hat er noch herausgegeben: L'homme à l'heure. 8. Paris 1808; ferner: l'incas d'Otahis, Bâle 1807, und zwey Theaterstücke von anerkanntem Werthe.

Orell, (Joh. Ulrich von,) Brigadier in königl. neapolitanischen Diensten, geb. zu Zürich 1747. Frühzeitig äusserte sich bey ihm die Neigung für den Militärstand, mit welcher Wunsch und Willen des Vaters zugleich übereinstimmte. Der Jüngling wollte sein Glück in Preußen versuchen, dem er dahin mit großen Erwartungen entgegen gieng. 1766 wurde er als Offizier bey der preußischen Kavallerie angestellt. Militärische Kenntnisse, Tapferkeit und Klugheit, die er bey vielen Vorfällen gezeigt hatte, brachten ihm den Beyfall und das Vertrauen seiner Obern zu Wege, und liessen ihn schnelles Vorrücken im Dienst und Gehalt hoffen. Er war bereits Rittmeister bey dem Husarenregimente von Wuthenow, als seine eben nicht sehr feste Gesundheit, durch verschiedene Beschwerlichkeiten geschwächt, ihn zwang, die Kriegsdienste zu verlassen, und nach Hause zurückzukehren. 1786 kam er wieder in's Vaterland, in welchem seine Regierung seine anerankannten Militärtalente benutzte, und ihm eine neue Einrichtung des Kavalleriewesens übertrug, ihn auch zugleich zum Großmajor bey der Kavallerie, mit der Bestimmung eines Jahrgehaltes ernannte. Im darauf folgenden Jahr schickte ihn die zürcherische Regierung als Landammann in's Thurgau; ehe er aber diese Stelle wirklich antrat, berief ihn der neapolitanische Hof in seine Dienste. Jetzt gab er den Civilstand wieder auf, da ihn die Lust von Neuem erfaßte, sein Glück als Soldat zu machen. Der König empfieng ihn zu Neapel mit ausgezeichneter Achtung, erhob ihn zum Brigadier der Kavallerie, und gesellte ihn dem Herrn Marschall von Salis bey, die königl. Kavallerie auf einen bessern Fuß zu stellen. So glänzend nun seine Anstellung war, so werth wußte er sich derselben zu machen. Nicht nur erwarb er sich durch seine milde Behandlungsart die Liebe und Zuneigung der Truppen, sondern der König, der seiner eingeführten zweckmäßigen Reform seinen vollen Beyfall schenkte, überhäufte ihn mit Lob und Ruhm, und als er den 20. April 1789

starb, ehrte er die Verdienste dieses talentvollen wackern Schweizers durch eine ansehnliche Pension, die er seiner Wittwe und Kindern aussetzte. Bey längerm Leben würde er in noch höherm Range eine Zierde seinem Vaterlande geworden seyn.

Pache, (Joh. Niklaus,) Kriegsminister der franz. Republik, war der Sohn eines Schweizers aus dem Waadtlande, der als Thürsteher bey dem Marschall von Castries angestellt gewesen, und ihm eine sorgfältige Erziehung gegeben hatte. Schon frühe zog der junge Pache von Paris in seines Vaters Geburtsland, in die Schweiz zurück, um, wie er sagte, ein freyes Land zu bewohnen. Bey dem Anfange der franz. Revolution gieng er wieder nach Paris, und trat mit Wärme den neuen Grundsätzen bey. Anscheinende Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, eine Art von Verläugnung seiner selbst, die allen Ehrgeitz auszuschliessen schien, verschafften ihm bey den Revolutionsmännern Zutrauen. In der Mitte der ersten Bewegungen schickte er dem Herrn v. Castries die Zuschrift einer Pension zurück, die ihm dieser Minister zur Belohnung der Dienste seines Vaters ausgesetzt hatte. Die Einen sahen in diesem Schritte die Besorgniß, für die Kreatur eines Proskribirten angesehen zu werden, die Andern machten sie zu einer erhabenen patriotischen Handlung. Er trat hierauf mit Brissot in Verbindung, und fieng zuerst an, unter den Ministern zu arbeiten, um es selbst werden zu können; er schlug stets mit Beharrlichkeit die Besoldung seiner Stelle aus, und erwarb sich dadurch einen solchen Ruf von Uneigennützigkeit, daß man ihn nicht anders als den guten Alten oder den Papa Pache nannte. Nachdem er auf diese Weise als Freund und eifriger Bürger unter Roland im Ministerium des Innern, und unter Servan in dem des Kriegs gearbeitet hatte, trat er endlich den 3. Weinmond an die Stelle dieses Letz-

tern selbst. Hier umgab er sich mit den erklärtesten und feurigsten Revolutionsfreunden, als: Vincent, Hasenfratz, Sijas, Bouchotte u. s. w. und wurde bald, um dieser und anderer Ursachen willen, von den wüthendsten Denunziationen angegriffen. Die Generale und Lieferanten schienen sich zu verbinden, Klagen gegen ihn zu führen. Einer seiner eifrigsten Ankläger war Dumouriez. An seine Schmäher hatten sich auch die Rolandisten angeschlossen, aber Marat stellte die Angriffe gegen ihn als Kunstgriffe vor, die Ludwig XVI. retten sollten. Indessen mußte anfangs des Jahrs 1793 eine vom Nationalkonvent ernannte Kommission die wider ihn angebrachten Beschwerden und Beschuldigungen untersuchen, worauf diese den 2. Februar auf seine Entlassung antrug, nicht daß sie seinen Absichten nicht Gerechtigkeit wiederfahren ließ, sondern weil der Hauptnachdruck der öffentlichen Gewalt, das Zutrauen ihm fehle. Am 15. Februar wurde er beynahe einstimmig zum Maire von Paris ernannt, und in dieser Stelle hatte er einen großen Antheil an der Revolution vom 31. May. Nach dem Siege der Montagne erhielt er von dem Wohlfahrtsausschusse den Auftrag, den Sohn Ludwigs XVI. von seiner Mutter zu trennen, und Athur Dillon und andere der Verschwörung Angeklagte zu arretiren. Um den Monat August theilten sich die Revolutionärs in verschiedene Faktionen. Pache stand, vermöge seines Postens, in großer Verbindung mit der Parthey der Cordeliers, die damals in der Gemeine herrschte. Bey Heberts Verschwörung erschien er vor den Schranken der Versammlung, und vertheidigte den Rath der Gemeine, der beschuldiget wurde, sich saumselig über die Mitschuldigen dieser Verschwörung erklärt zu haben. Er wurde damals selbst beschuldigt, wo nicht Theil daran genommen, doch wenigstens den Verschwörern ziemliche Zuversicht eingeflößt zu haben, daß sie sich Hoffnung machten, ihn zu ihrem Großrichter zu erhalten. Diese Gerüchte dienten Robespierre zum Vorwand,

ihn, als das letzte Hinderniß seiner Herrschaft, aus der Munizipalität zu entfernen, und, ohne zu wagen, ihn ganz aufzuopfern, begnügte er sich, ihn im May 1794 für den Augenblick auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses arretiren und Fleuriot seinen Posten übergeben zu lassen. Nachdem ihn die Jakobinerbewegungen im J. 1795 in neue Anklagen verwickelt hatten, denen er jedoch nochmals glücklich entgieng, zog er sich nach Thieu le Montier zurück, und lebte daselbst ruhig und verborgen, bis sich der Kampf zwischen dem Direktorium und der Jakobinerparthey erhob, und ihn neuen Gefahren aussetzte. Man wärmte damals gegen ihn die Beschwerden eines Schiffers der Loire wieder auf, welcher behauptete, 1794 das Geheimniß, Paris zu verproviantiren, besessen zu haben. Pache, als damaliger Maire, hatte von diesem Geheimniß keinen Gebrauch machen wollen, und den Schiffer einsperren lassen. Auf diese Entdeckung beschloß das Direktorium, Pache, als der sich eigenmächtiger Handlungen angemaßt habe, zu verfolgen. Hierauf suchte man ihn in die Verschwörung Baboeufs und Drouets zu verwickeln, und das Amtsblatt schrieb, daß „Pache in Paris wäre, und heimlich den Aufstand erweck„te." Er rechtfertigte sich durch drey Aufsätze, die er im April und May 1797 erscheinen ließ. Seither hatte er fortwährend in der Vergessenheit und Zurückgezogenheit gelebt, in welcher er auch vor Kurzem gestorben seyn soll.

Pictet, (Karl,) Staatsrath zu Genf, wo er 1755 geboren wurde. Die ihm früh zu Theil gewordene wissenschaftliche Ausbildung ließ er auch während seinen Kriegsdiensten, in welchen er zehn Jahre bey dem franz. Schweizerregiment von Diesbach als Offizier zugebracht hat, für die Vervollkommnung derselben nicht unbenutzt. Nach Verfluß jener Zeit war er in die Vaterstadt zurückgekehrt, um sich dem Staatsdienste zu wiedmen. Als die Revolutions-

stürme über Genf eingebrochen waren, die auch ihn persönlich bedrohten, zog er sich auf sein Landgut zurück, und theilte seine Zeit zwischen Landwirthschaft und literarischen Arbeiten. Diese seine beyden Lieblingsfächer und seine mehrern für ihre Zwecke unternommenen Reisen brachten ihn in mannigfache zum Theil sehr vertraute Verbindungen mit berühmten und verdienstvollen Zeitgenossen, Staatsmännern, Gelehrten und Landwirthen. In Gemeinschaft mit seinem Brüder gründete er im J. 1796 die ausgezeichnete und bedeutsame Zeitschrift, welche bis 1815 als Bibliothèque britannique erschienen ist, und seither den Namen: Bibliothèque universelle, führt. Die landwirthschaftliche Abtheilung dieser Zeitschrift wurde ausschließlich von ihm besorgt; für die beyden andern Abtheilungen lieferte er blos Beyträge. Die höchste Aufgabe, die der edle Mann seinem Leben machte, und worauf alle seine Bestrebungen zunächst, mit einem Alles dafür hinopfernden Eifer, gerichtet waren, war Erziehung und Volksbildung im umfassendsten Sinne des Worts, wodurch man den Verhältnissen und Bedürfnissen des Zeitalters, nach seiner Ueberzeugung, am Sichersten entsprechen und sie befriedigen könne. Pictet wählte daher aus eigenem Triebe den gleichen Weg, wie Fellenberg, der Stifter der Anstalten von Hofwyl, dessen Beyspiel ihn noch mehr begeisterte, und ihm den Sieg seiner Sache nicht problematisch machte. Diese zusammentreffende Gesinnung wurde auch das Band einer vertrauten Freundschaft zwischen ihnen Beyden, und eine Reihe von Berichten über die hofwylischen Institute rühren von Pictet her, unter welchen jener oben an steht, welchen der Graf von Capo d'Istria dem Kaiser Alexander überreicht hat, auch versicherte Herr Fellenberg, daß kein anderer Beurtheiler seiner Unternehmungen ihre sittlichen und vaterländischen Zwecke richtiger aufgefaßt und dargestellt habe, als Herr Pictet es gethan. Zur Zeit der Auflösung des französischen Kaiserthums, von dem auch Genf verschlungen wurde, fand diese

seine Vaterstadt in ihm den Mann, welcher durch wichtige und glückliche Verbindungen, so wie durch grosse diplomatische Gewandtheit die Herstellung des kleinen Freystaates, und seine ersehnte Verbindung mit der Eidgenossenschaft auf dem Kongresse in Wien vorzüglich erzielen mochte, so wie er dann auch später als eidgenössischer und genferischer Abgeordneter in Paris während den Friedensunterhandlungen die Verhältnisse desselben noch weiterhin günstig zu entwickeln das Glück hatte. Von der ihm bey der neuen Regierung im Staatsrath ertheilten Stelle zog er sich wieder zurück, als die Organisation des Kantons vollendet war, um den frühern ruhigern Beschäftigungen nochmals seine ganze Zeit zu wiedmen. Dieses Betragen seiner Rückkehr in den Privatstand, nachdem er das Glück seiner geliebten Vaterstadt mächtig befördert hatte, reiht ihn an die edeln aber seltenen Menschen, die in ihren Werken als Wohlthäter ihrer Zeitgenossen und der nachkommenden Geschlechter sich bewähren, und nachdem sie ihre Zwecke erreicht haben, sich bescheiden in ihre gewöhnte frühere Sphäre wieder zurückziehen. Seine Mitbürger bewilligten ihm die verlangte Entlassung mit einer zuvor ungewohnten Beehrung und Auszeichnung, die das öffentliche Vertrauen darthun, welches gemeinnützigen Männern, so wie ihren Unternehmungen und Arbeiten so bereitwillig zu folgen pflegt. Seine Theilnahme an den wichtigsten vaterländischen Verhältnissen, die er fortdauernd durch von ihm ausgegebene kleine Schriften zu Tage legte, begleitete und beschäftigte ihn bis an sein Lebensende, welches im Christmonde 1824 erfolgte.

Pictet, (Markus August,) des Vorigen älterer Bruder, Professor der Physik, Mathematiker und berühmter Schriftsteller zu Genf, wo er 1752 geboren wurde. Er war ein Schüler und Zögling des Naturforschers, Geogno-

sten und Montblanc-Besteigers de Saussure, dem er nachher vertrauter Freund, Begleiter auf den spätern Bergreisen und (1786) Nachfolger im Lehramte an der genferischen Akademie geworden ist. Eben so bescheiden als kenntnißvoll, als dieser sein berühmter Freund, war ihm durch seine Tugenden und Geistesvorzüge die Liebe aller seiner Mitbürger geworden. Als Naturforscher erlangte er früher schon durch Verdienste um die Berichtigung und Vervollkommnung der Wissenschaft sowohl, als um ihre Verbreitung und nutzbare Anwendung, eine Berühmtheit, die sich während einer langen und schönen Laufbahn befestigt und erhalten, und die auch unter schwierigen Zeitumständen ihm ausgezeichnete Wirkungskreise verschafft hat. In den politischen Stürmen der Vaterstadt, so schmerzhaft ihm diese seyn mußten, war sein Benehmen das des stillen Bürgers, womit er sich zugleich Achtung und Vertrauen gewann. Man gebrauchte ihn daher in den allerverschiedensten Angelegenheiten, und nie ohne Ruhm. Den drohenden Bewegungen des Parteygeistes trachtete er durch weise Mäßigung zu steuern, und als seine Ausgleichungsversuche scheiterten, ließ er sich davon nicht zurückschrecken, unter dem Wichtigern das Wichtigste zu retten. Im J. 1798 war Pictet einer der Kommissarien Genfs, welche die Bedingnisse der Vereinbarung mit Frankreich zu unterhandeln Auftrag hatten, und denen Vieles von dem zu verdanken ist, was der kleine Freystaat sechszehn Jahre später bey seiner Herstellung und für dieselbe wieder vorfand und benutzt hat. Im J. 1803 war er in's Tribunat berufen, und 1807 erhielt er von Napoleon die ehrenvolle und wichtige Stelle eines der fünfzehn Oberaufseher des Unterrichtswesens im großen Kaiserreiche. Im Tribunate waren es Gegenstände der Staatswirthschaft, mit denen er sich vorzüglich befaßte und Berichte darüber erstattete. Schon damals benutzte er jeden Anlaß, um die Grundsätze eines freyen Verkehrs gegen das mehr und mehr vorherrschende Douanen- und Ausschließungssystem zu vertheidigen. Als Auf-

seher der Unterrichtsanstalten lagen ihm periodische Besuchsreisen ob, die er zum Vortheil der Wissenschaften zu machen bestrebt war, und von denen auch mehrere Berichte bekannt geworden sind. Als Mitherausgeber der bedeutsamen Zeitschrift: Bibliothèque brittanique und später universelle, von welcher er den wichtigsten scientivischen Theil auch während seines Aufenthalts in Paris besorgt hat, wurde seine literarische Celebrität noch ausgebreiteter, und das französische Institut, und die gelehrten Gesellschaften in London, Edinburg, München u. s. w. nahmen ihn unter ihre Korrespondenten und Ehrenmitglieder auf. Als im J. 1814 Genf seine Unabhängigkeit wieder erhalten hatte, kehrte der ihm auch abwesend vielfach nützlich gewordene Pictet in die Vaterstadt und zu seinen frühern Beschäftigungen wieder zurück. Die Achtung, mit welcher ihn seine Mitbürger empfiengen, steigerte sich noch höher, als sein rastloser Eifer, seine einsichtsvolle Thätigkeit und sein würdevolles Ansehen sich in den neuen Verhältnissen anzupassenden bürgerlichen und wissenschaftlichen Anstalten überall wohlthätig bewährten, und es jedermann einsehen mußte, wie angelegen es ihm sey, das künftiger bessere Schicksal seines Vaterlandes durch Rath und That zu befördern, und für das Glück und den Flor der Stadt Genf zu sorgen. Früher schon Vorstand der Gesellschaft der Künste, hat er dieselbe in neues Leben mit so gutem Erfolge gerufen, daß nun bald auch jeder andere gemeinnützige Verein keinen tüchtigern Vorsteher als ihn sich wählen zu können glaubte, und der unermüdet thätige Mann entsprach allen Wünschen. Alle Künstler und Kunstfreunde Genfs ehrten ihn als ihren zuverläßigen Beschützer und einsichtsvollen Leiter. Seine wichtige Sammlung physikalischer Instrumente hatte die Stadt Genf schon vor einigen Jahren an sich gekauft. Der Tod dieses trefflichen Gelehrten, der im April 1825 eintrat, war ein unersetzlicher Verlust nicht nur für Genf, sondern auch für die Wissenschaften und besonders

für die Naturkunde, für deren Studium er ein vorleuchtendes Muster gewesen ist. Auch den zahlreichen Gliedern der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher, deren jährlichen Versammlungen er seit dem Bestand dieses Vereins beywohnte, mußte sein Hintritt äusserst schmerzhaft fallen.

Pfyffer, (Jos. Ignaz Xaver von Heidegg,) Schultheiß der Republik Luzern, geb. zu Luzern 1726. Seine Studienbahn betrat er in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt, und vollendete sie in dem Kollegio Klementino zu Rom, wo er die Lizentiatur der beyden Rechte erhielt, und Mitglied der Akademie der Arkadien unter dem Namen Sillistus ward. Nun begab er sich zur Erweiterung seiner gelehrten Kenntnisse und der Länder- und Staatenkunde auf Reisen, kam bald in den großen Rath, erhielt mehrere innere Landvogteyverwaltungen, wurde Rathschreiber und 1760 Rathsherr. Hierauf bediente man sich seiner zu wichtigen diplomatischen Sendungen und Staatsgesandtschaften, übertrug ihm die großen Vogteyen Rothenburg und Entlenbuch, und die Gemeineidgenössische des Thurgaus, so wie das Spitalherrnamt, welches er 6 Jahre lang verwaltete. Im J. 1764 reiste er mit Aufträgen seiner Regierung zu den 3 Ständen Bern, Freyburg und Solothurn, ward 1768 Gesandter auf der vierortischen Konferenz zu Murten wegen der neuenburgischen Genugthuung und Konstitutionswesen; besuchte 1773 die Extrakonferenz zu Baden, und 1774 jene mit dem franz. Ambassadeur von Beauteville zu Solothurn. Er war auch Gesandter nach Freyburg bey den daselbst vorgefallenen Unruhen. Seine dem Vaterlande geleisteten großen Dienste belohnten seine Mitbürger im J. 1782 mit seiner Erhebung zur Schultheißenwürde, worauf ihm noch im Jahre 1793 die Kastenvogtey des Kollegiatstifts Beromünster, und der Abtey St. Urban, auch die Twingherrnstelle zu Wangen und Großdietweil aufgetragen wurde. Wegen seinen ausgezeichneten großen politischen Kenntnissen

und glänzenden Eigenschaften eines Staatsmannes, genoß er die Achtung aller seiner Mitbürger, und zugleich der eidgenössischen Staatshäupter, mit denen er einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt. In seinen öffentlichen Vorträgen zeigte er eine sehr leichte, natürliche und einnehmende Beredtsamkeit, und im gesellschaftlichen Umgange erschien er als ein Mann von Welt- und Menschenkunde, mit welcher sich hohe wissenschaftliche Bildung vereinigte. Seine ungezwungene Popularität, seine sich immer gleich bleibende Geneigtheit, jedermann mit seinen tiefen Einsichten zu dienen und mit freundschaftlichem Rath an die Hand zu gehen, seine Herzensgüte und seine nicht leicht zu trübende Munterkeit, die er in jedem Zirkel, um auch Andere damit froh zu machen, äusserte, verschafften ihm des Städters und des Landmanns Liebe und Zutrauen in so hohem Grade, daß sein am 16. Herbstmonde 1796 erfolgter Tod, als ein großer Verlust für den Staat, jedermann in die tiefste Trauer versetzte.

Pfyffer, (Alphons,) Direktor der helvetischen Republik, Sohn des vorerwähnten Schultheißen Pfyffer, erblickte das Weltlicht zu Luzern im J. 1753, wurde dem Militärstande gewiedmet und als Lieutenant bey der franz. Schweizergarde angestellt. Da ihm aber die kriegerische Laufbahn nicht mehr anstehen wollte, nahm er seine Entlassung und zog sich in's Vaterland zurück, in welchem er wegen seinen guten Fähigkeiten, die ihn über manchen seines Gleichen erhoben, bald hervorgezogen und zu politischen Aemtern befördert wurde. 1774 kam er in den großen Rath, wurde 1777 Landvogt im Maynthal, 1783 Stadtschreiber zu Willisau, und 1789 Staatsschreiber zu Luzern. Seine Anhänglichkeit an die Grundsätze, welche das französische Volk bekannte, seine Theilnahme an der Umschaffung des eidgenössischen Staatswesens im J. 1798, von welcher er sich, wie so viele Andere, die glücklichsten Re-

sultate für das Vaterland zu versprechen glaubte, und die Hoffnung, in den damaligen Verhältnissen demselben wesentlich dienen zu können, bewogen die helvetische Gesetzgebung, ihn zur höchsten Würde des verwandelten Staates, zur Direktorstelle zu erheben. Allein der Adel seiner Geburt, seine freymüthigen Aeusserungen für die Unabhängigkeit der helvetischen Republik, und seine edle Verwendung für unschuldig verfolgte alte Magistraten machten ihn den Kommissären Frankreichs als einen Sachwalter der Aristokratie verdächtig; er sah sich gezwungen, am 18. Brachmonde desselben Jahrs seine Entlassung einzureichen und in den helvetischen Senat zurückzutreten, nach dessen Auflösung am 7. August 1800 er in den gesetzgebenden Rath aufgenommen wurde. Ausser dem Freyheitsfreund, einem Wochenblatte, gab er während der helvetischen Revolutionsperiode einige Flugblätter und Flugschriften heraus, die ihn als einen entschiedenen Republikaner karackterisiren, und seinen Beyfall, den er der Sache der Freyheit und Gleichheit damals gab, ausser allen Zweifel setzen. Dieser durch seine sanften Sitten empfehlungswürdige Staatsmann starb als Mitglied des jetzigen großen Raths in Luzern im April 1822, und wird mit Recht den edelsten, gebildetsten und gemeinnützigsten Männern beygezählt, welche seine Vaterstadt jemals hervorgebracht hat. Bis an sein Lebensende blieb Pfyffer voll des lebhaftesten Antheils an jeder Entwicklung des Schönen und Guten, und es ist bemerkenswerth, daß man die gereiften Talente und Einsichten dieses würdigen Mannes, der mit einem zuverläßigen zugleich auch einen gefälligen Berather verband, in Luzern nicht mehr in Anspruch genommen, und dadurch dankbare Gesinnungen für seine Staatsdienste an den Tag gelegt hat.

Ragettli, (Andreas,) Legionär und Oberst des 1. Schweizerregiments in kaiserl. französischen Diensten, geb.

zu Flims in Bündten 1755. Sein Vater, ein vermögender Mann, hatte nichts in seiner Erziehung vernachlässigt. Nach seiner Neigung wurde der Jüngling dem Militärstande gewiedmet. Er trat demnach in franz. Kriegsdienste zu dem Regimente Salis von Marschlins, wurde 1789 Oberlieutenant bey der Kompagnie Blumenthal, und erwarb sich so ausgezeichnete Kenntnisse von den Evolutionen und Manövren der Truppen, so daß er bald für einen der geschicktesten Offiziers gehalten wurde. Nach der Auflösung und Rückkehr seines Regiments in's Vaterland betrat er die politische Laufbahn, wurde 1795 als Syndikator in's Veltlin gesandt, verließ jedoch diese am 22. Hornung 1799 wieder, als er zum Chef der dritten Halbbrigade helvetischer Hülfstruppen erwählt wurde. Da er große Thätigkeit mit weit ausgebreiteten militärischen Talenten verband, so empfahlen ihn diese Eigenschaften bey dem französischen Monarchen, der ihn im Weinmonde 1805 zum Oberst des 1. Schweizerregiments zu ernennen geruhte. Bey dem Rückzuge der französischen Armee im Herbste 1812 aus Rußland und Polen, bey welchem die Schweizer durch glänzende Waffenthaten sich des Heldenruhms ihrer Nation in hohem Grade würdig gemacht, und mit den größten Lobeserhebungen mehrerer französischen Feldherren beehrt, sich auch des Beyfalls Napoleons dadurch versichert hatten, wand sich Ragettli, der überall, wohin die Ehre sein tapferes Korps gerufen hatte, gegenwärtig zu seyn für Pflicht hielt, den unvergänglichsten Lorbeer. Sowohl in der wichtigen Schlacht bey Borissow, als bey der Vertheidigung der Berezyna-Brücke, wo die Schweizer mit der heldenmüthigsten Aufopferung kämpften, und nach verschossener Munition furchtbare Reutereymassen sogar mit dem Bajonete angriffen und warfen, vorzüglich aber am 17. Weinmond, an welchem Tage ein einzelnes Grenadier-Bataillon des 1. Schweizerregiments einen mit den schönsten Thaten der Altschweizer vergleichbaren Kampf mit zwey russischen Infanterieregimentern

bestanden hatte, theilte Nagettli mit seinen Kriegsgefährten Wunden und Ehre. Allein seinen Anstrengungen und dem Gewichte der Mühseligkeiten endlich unterliegend, vermochte er seine verdienstvolle Lebensbahn nicht mehr weiter fortzusetzen, sondern endete sie im März 1813 zwischen Kowno und Königsberg im Augenblicke, als er das Legionskreuz vom franz. Kaiser erhalten hatte.

Rahn, (Joh. Heinrich,) berühmter Arzt und Chorherr zu Zürich, geb. daselbst 1749. Sein Vater, ein gelehrter Geistlicher, gab ihm den ersten wissenschaftlichen Unterricht, welchen hernach die Lehrer des Gymnasiums erweiterten. Die Anfangsgründe der Arzneykunst und der dahin einschlagenden Wissenschaften empfieng der talentvolle und durch frühen Fleiß ausgezeichnete Jüngling von Johann Geßner, Hirzel und Burkhardt. Der Letztere lehrte die Zergliederungskunst am anatomischen Theater in Zürich mit vorzüglicher Geschicklichkeit, und gab zu Privatübungen seinen Schülern die gefälligste Handleitung. Der philosophische Arzt Hirzel hatte damals seine große Thätigkeit noch auf seine Kunst beschränkt; er ertheilte Privatunterricht über alle Haupttheile der Wissenschaft, und führte seine Schüler an's Krankenbett in dem seiner Besorgung anvertrauten Hospitale. Im J. 1769 begab sich Rahn nach Göttingen, wo er unter den Professoren Vogel, Schröder, Murray und Richter seine Studien fortsetzte, und durch die im J. 1771 erschienene Inauguraldissertation de mito inter caput et viscera abdominis commercio, von seiner großen Belesenheit, so wie von seinem Scharfsinn und richtigen Urtheile, das vortheilhafteste Zeugniß ablegte. Es gehört diese wichtige Schrift unter die kleine Zahl der klassischen akademischen Schriften, deren bleibender Werth anerkannt und für deren Erhaltung durch Wiederaufnahme in neuere Sammlungen gesorgt ist. Von Göttingen verfügte

er sich nach Wien, um in den ausgedehnten Spitälern dieser Kaiserstadt seine Krankheitsansichten und Beobachtungen zu vervielfältigen. Nach der Rückkehr in die Vaterstadt begann er mit schnellem und seltenem Glücke die Ausübung der Kunst. Die liebenswürdigen Eigenschaften seines Herzens, sein höchst uneigennütziger Sinn und sein edler Karackter trugen ohne Zweifel eben so viel, als sein gründliches Wissen, sein heller Blick und früherer sicherer Takt dazu bey, ihm ein großes und allgemeines Vertrauen zu gewinnen. Wie angenehm und seiner Neigung entsprechend aber auch die Laufbahn des praktischen Arztes sich ihm öffnete, sie konnte seinen thätigen Geist keineswegs befriedigen. Er wollte als Lehrer und als Schriftsteller sich um die Fortschritte und um die Vervollkommnung der Kunst überhaupt und in seinem Vaterlande insbesondere verdient machen, und er fieng daher schon im J. 1774 an, den Studirenden, meist Wundärzten, theoretischen Unterricht zu ertheilen, sie in eine Gesellschaft zu vereinigen, der er als Lehrer und Freund beywohnte, um eingreifend durch aufmunternden Wetteifer und Uebung auf ihre Bildung zu wirken, und für gleiche Zwecke eine medizinisch-chirurgische Büchersammlung sowohl, als Preisfragen für Landwundärzte zu gründen. Das Lückenhafte aller dieser Bemühungen, das große Bedürfniß verständiger und wissenschaftlich gebildeter Landärzte und die freundschaftliche Mitwirkung mehrerer seiner Kollegen, veranlasten hierauf im J. 1782 die Stiftung des medizinisch-chirurgischen Instituts, einer Lehranstalt, in der beynahe alle jetzt lebenden Medizinalpersonen des Kantons Zürich, sehr Viele der übrigen Schweiz und manche Ausländer ihre ersten Kenntnisse sammelten, die im J. 1804 aus einem, mit der uneigennützigsten Hingebung von Zürichs Aerzten besorgten Privatinstitute zur anerkannten Kantonsanstalt ward, und deren größte Zierde viele Jahre durch Rahn gewesen. Seinem schönen Zwecke, die Pfuscher und Bartscherer, die

auf einem guten Theile der Landschaft ihr Unwesen trieben, durch gebildete Aerzte zu verdrängen, konnte indeß auch die beste Lehranstalt nicht genügen; es mußte dafür gesorgt werden, daß unbemittelte Jünglinge für jene Studien kräftig unterstützt würden; dafür verwandte nun Rahn seinen Einfluß und seine Zeit. Das kostbare medizinisch-chirurgische Seminarium, worin zwanzig Studirende drey Jahre durch theils unentgeldlich, theils für ein mäßiges Kostgeld, Wohnung, Unterhalt, Aufsicht und Unterricht fanden, kam im J. 1783 zu Stand, und dauerte fünfzehn Jahre durch. Freywillige Unterzeichnungen von Privatpersonen für jährliche Geldbeyträge und der Ertrag aller schriftstellerischen Arbeiten von Herrn Rahn deckten seine Kosten; er selbst besorgte die Oberaufsicht, und gab über die Stunden seiner Kollegien am Institute hinaus darin noch täglich früh Morgens um 6 Uhr und Abends spät um 7 oder 8 Uhr Examinatoria, und den Unterricht am Krankenbette in einer mit dem Seminar verbundenen Krankenanstalt. Die korrespondirende Gesellschaft schweizerischer Aerzte und Wundärzte, von deren Schriften kurz nach einander vier Bände erschienen sind, vollendete gewissermaßen den Kreis dieser für die Aufnahme der Arzneykunst in seinem Vaterlande von Rahn gegründeten Anstalten. Im J. 1784, beym Tode seines trefflichen Kollegen Schinz, erhielt er nun auch das gedoppelte Lehramt der Naturlehre und Mathematik am Gymnasium, und das damit verbundene Kanonikat. Auf die Einkünfte desselben hatte er gleich seinem Vorgänger Schinz, so lange Johann Geßner leben würde, gern Verzicht gethan, und er erhielt sie darum erst bey des Letztern Tode im J. 1790. Aber zu Ausgaben, die ein mäßiges Privatvermögen leicht übersteigen konnten, veranlaßte ihn sein neuer Beruf, indem er die kostbarsten Sammlungen für bald alle Zweige der Naturgeschichte und Naturlehre, an Instrumenten, Naturkörpern und Büchern sich anschaffte, von denen er zwar später einen großen Theil

lorne keinen Ersatz zu geben; unter Vielem, das ihm ehemals theuer, jetzt fremde geworden war, fand sich nun auch, was ihm am Treusten bleiben sollte, und was seine beste Erholung gewesen wäre, der Fortschritt seiner Wissenschaft. Er sah dieselbe voll gerechten Unwillens in Deutschlands Literatur zum Spielballe, abwechselnd, der anmassungsvollen Unwissenheit, des frechen Muthwillens, der unfruchtbaren Spekulation, und des mystischen Unsinns geworden. Häuslicher Kummer und der Verlust einer zärtlichen Gattinn gesellten sich hinzu, seine Kräfte schwanden, und nach einem Krankenlager von 4 Wochen starb er am 3. August 1812.

Rauft, (Franz Ludwig,) geb. zu Luzern in der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, zeigte von Jugend auf große Anlagen für die Malerkunst, und bildete sich erst unter seinem Vater, einem geschickten Portraitmaler, und nachher auf seinen Reisen nach Italien und Frankreich zu einem vortrefflichen Künstler aus. Die niederländische Schule zu Rom legte ihm, seines kraftvollen Pinsels wegen, den Zunamen Fondament bey, und sein vorzügliches Muster in der Kunst war ihm der berühmte Peter Berrettini von Cortona. Die auf dem Stadthause zu Luzern vorfindliche Enthauptung des h. Johannes ist von seinem Pinsel, und giebt eine lebhafte Idee von seiner Geschicklichkeit. Er lebte meistens im Auslande, in großen Städten und an Fürstenhöfen, malte um das Jahr 1730 im Pallast des Landgrafen von Hessenkassel mehrere schöne Plafonds, gieng von da nach Hamburg und zuletzt nach dem Haag in Holland, wo er im acht und sechszigsten Jahr seines Alters starb.

Reding, (Alons, Graf von,) Landammann und Pannerherr des Kantons Schwyz, geb. zu Schwyz 1764. Sein Vater, Landeshauptmann Theodor Anton Re-

d i n g, stammte aus einem angesehenen Geschlechte, das schon seit Jahrhunderten die ersten Würden in dem Freystaat Schwyz bekleidet hatte, und einen in der Schweizergeschichte gefeyerten Namen trug. Dieser gab dem aufblühenden Sprößling, welchen die Natur eben so reichlich mit Geistesgaben ausgestattet, als sie seine Jugend mit Körperkraft gesegnet hatte, jene Erziehung, die den ersten Keim einer unauslöschlichen Vaterlandsliebe in das jugendliche Herz pflanzte. Nachdem er sein Knabenalter mit Erlernung jener Wissenschaften zurückgelegt hatte, die ihm auf seiner künftigen Laufbahn als Krieger und Staatsmann unentbehrlich seyn mußten, trat er in spanische Dienste, und stieg bis zu dem Rang eines Oberstlieutenants empor. Die immer furchtbarer drohende französische Revolution, und vielleicht auch der Heldentod seines Bruders, der am 10. August 1792 in den Tuillerien fiel, veranlaste ihn, in die heymathlichen Thäler zurückzukehren, um dort der Freundschaft, den Musen und dem Anbau seiner Güter zu leben. Aber bald riß ihn die auch in der Schweiz ausgebrochene Staatsumwälzung aus seinem stillen häuslichen Kreise, und stellte ihn, der die Kunst des Kriegs studirt hatte, an die Spitze der für ihre Freyheit muthig kämpfenden Schwyzer. Entschlossen als freyer Eidgenoß, der Vorwelt werth, zu leben und zu sterben, war er kaltblütig und furchtlos gegen die Gefahren der Schlachten, und errang sich mehr als ein Mal, besonders an der S c h i n d e l e g i, und am R ö t h e n t h u r m gen M o r g a r t e n hin, die Bewunderung kriegsgeübter Heere, und seinem Lande Vortheile, die jene Anstrengungen überwogen. Es ist mit vollem Recht der Geschichte anheim gefallen, wie Reding in diesen Gefechten mit den französischen Truppen, von Tod und Uebermacht umgeben, ganz der ersten Stifter schweizerischer Freyheit würdig, und als wahrer Held den hohen Muth und die heilige Flamme einer Alles opfernden Vaterlandsliebe schön und groß bewährt hat, so wie es seinen von ihm angeführten

Hirtenkriegern süß war, mit ihrem Blute die unbezwungene vaterländische Erde zu netzen, und da ihr Sterbebette zu wissen, wo ihre Heldenväter glorreich gestorben waren. Von jetzt an war jene viel Mal erprobte unerschütterliche Liebe des Volks zu ihm fest gegründet, so wie sein Ruhm im Auslande; seine politische Laufbahn hatte so auf die rühmlichste Weise begonnen. Im Wintermonat 1801 wurde ihm die erste Landammannstelle der helvetischen Republik übertragen, wo er auch an den ersten Konsul Bonaparte nach Paris abgeordnet wurde. Im folgenden Jahr, als ein neues Ringen nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit bey den meisten helvetischen Kantonen eingetreten war, wählten ihn seine Mitlandsleute zum ersten Male zum Landammann des Kantons Schwyz, und zu gleicher Zeit bekleidete er die Stelle eines Präsidenten der damals in Schwyz versammelten Tagsatzung. Kraftvoll war sein Wirken zum Sturz der damals von den Waldkantonen besonders und aus leicht begreiflichen Gründen verhaßten Einheitsregierung. In den Jahren 1803 und 1804 wurde ihm auf ein Neues die Landammannstelle von dem wieder souveraingewordenen schwyzischen Volk aufgetragen, und ihm als Auszeichnung für seine erhabenen Verdienste einstimmig und mit Jubel zuerkannt. Zum dritten Male endlich erhielt er diese oberste Staatswürde in den Jahren 1809 und 1810, die er mit gleichem Ruhme der Rechtschaffenheit und kluger Besonnenheit, wie früher, bekleidete. Am Ende des Jahrs 1813 empfieng Reding von der eidgenössischen Tagsatzung die wichtige Sendung in das Hauptquartier der verbündeten Mächte nach Frankfurt, um die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Schweiz zu besorgen, und gleich im folgenden Jahr ward ihm das hohe Vergnügen zu Theil, den König von Frankreich, Namens der Eidgenossenschaft, zu beglückwünschen, der ihn hernach später, im J. 1817, für sich und seine Nachkommen in den Grafenstand erhob, und ihm diese Auszeichnung durch den französischen Botschafter

in der Schweiz in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bekannt machte. So wie Redings Kräfte in ungebundener Hingebung dem Staate der Eidgenossenschaft geweiht waren, so war auch sein viel umfassender Geist seinem engern Kantonalvaterlande in gleichem Grade gewiedmet, und derselbe wirkte auf alle innern und besondern Verwaltungszweige auf die rühmlichste Weise ein. Ihm verdanken z. B. Schul- und Armenanstalten, deren Vorstand er war, die wichtigsten Verbesserungen; eben so gelang es ihm als Präsident der Straßenbaukommission der Beschränktheit der Mittel ungeachtet manches Zweckmäßige und dem Lande Schwyz zu wahrem Vortheil Gereichende auszuführen, anderer wohlthätigen Unternehmungen und Einrichtungen, die größtentheils sein Werk waren, hier nicht zu erwähnen, da seinem geübten Blick nichts im Staate entgieng, ohne daß er dessen Tugend oder Gebrechen nicht eben so schnell zu würdigen im Stande war. Reding war ein entschiedener Gegner der Revolution, weil es ihn empörte, daß die von ihm als nothwendig erkannte Verbesserung des eidgenössischen Staatswesens von Fremdlingen sollte bewirkt werden, und das theure Vaterland am Ende noch gar als eine Unterthanin Frankreichs erblicken zu müssen. In seiner bürgerlichen Wirksamkeit zeigte er sich demnach als ein wahrer Patriot, voll Eifer für Recht und Gerechtigkeit, für Ehre, Freyheit und Ruhm des allgemeinen Vaterlandes, groß und unerschrocken in Gefahren, unermüdet für die Wohlfahrt des Landes, offen und empfänglich für's wahrhaft Gute, aber ernst und unzugänglich dem revolutionären Schwindel der Zeit. Diese edeln Eigenschaften machten ihn auch der Gegenparthey achtungswerth, und er blieb seinen Grundsätzen treu bis an sein im J. 1818 erfolgtes Lebensende.

Reding von Biberegg, (Nazar,) General in spanischen Diensten, geb. zu Schwyz 1759. Als neunjäh-

riger Knabe kam er in das einsiedlische Kollegium in Bellenz, in welchem er den ersten wissenschaftlichen Unterricht erhielt. Er hatte sich aber kaum ein Jahr in demselben aufgehalten, als ihm die Empfehlungen einflußreicher Gönner am neapolitanischen Hofe die Ehrenstelle eines königlichen Pagen bey Ferdinand IV. verschafften, in dessen Dienste er zehn Jahre blieb. Während dieser Zeit entwickelten sich seine geistigen und körperlichen Vorzüge auf eine für ihn so günstige Weise, daß man ihn für tüchtig hielt, in das spanische Regiment Reding als Hauptmann zu treten. In dem Kriegsdienste dieser Krone hatte er sich jetzt das feste Ziel seines Strebens aufgestellt, und wandelte von nun an, als Waffengefährte seines heldenmüthigen Bruders Theodor Reding, denselben Pfad der Ehre und des Ruhmes, und schwang sich von einem Feldzuge zum Andern durch ausgezeichnete Verdienste immer höher, vom Großmajor bis zum Generallieutenant, während er überdies vom Könige mit Ehrenzeichen und mit den Großkreuzen verschiedener königlicher militärischer Orden, wegen seinen Waffenthaten, mehrere Male beehrt wurde. So hatte er im J. 1808 als Chef des seinen Namen führenden Regiments zum Siege über den französischen Feldherrn Dupont und zur Ueberwältigung seines Heertheils in Andalusien mit seinen Tapfern wesentlich beygetragen, anderer Kriegsereignisse nicht zu erwähnen, bey welchen er der errungenen Vortheile vorzüglichster Stützpunkt wurde. Nach dem Treffen bey Valls hatte man ihn zum militärischen und politischen Gouverneur der Insel Majorka ernannt. Hier hatte er Gelegenheit, gleich seinem Bruder Theodor früher in der gleichen Eigenschaft zu Malaga, seinen menschenfreundlichen Karacter in hehrem Glanze zu offenbaren. Ein Mißverständniß veranlaßte nemlich im J. 1810 einen Aufstand der Einwohner von Palma gegen die französischen Kriegsgefangenen, wobey der edle Gouverneur die Wehrlosen mit eigener Lebensgefahr gegen die grenzenloseste Wuth der Rottirer

beschützte. Anfangs schmeichelte er sich durch sein Ansehen und durch seine kräftige Sprache dem Aufruhr zu steuern. Wie aber dieser immer wilder und furchtbarer sich zeigte, und die Volkshaufen mächtiger anschwollen, das schwere Geschütz hervorgezogen und geladen wurde, und eben gegen die Unglücklichen gerichtet und losgebrannt werden sollte, stürzte der großmüthige Reding im nemlichen Augenblicke auf dessen Mündung, und weihte sich statt der Gefangenen zum Opfer der reinsten Menschenliebe. Diese heroisch-rührende That stillte zwar auf einige Zeit den Sturm, und der hochherzige Schwyzer benutzte diese Frist, um die Gefangenen nach der Insel Cabrera einzuschiffen. Aber ungeachtet der Bischof mit dem Hochwürdigsten, und der ganze Klerus die Gefangenen an den Meeresbusen geleiteten, während alle Glocken auf das Feyerlichste erschallten, so vermochte doch dieser so rührende, so imponirende Akt nicht die Wuth des entzügelten Pöbels aufzuhalten. In neuem Auflaufe wurden Viele von den Franzosen von demselben erwürgt. Ein Schweizeroffizier, der gerade hinter Reding stand, erhielt drey Dolchstiche, und Reding, schon selbst verwundet, zog den Säbel, beschützte seinen Landsmann, daß er nicht vollends von dem rasenden Gesindel ermordet wurde, und trug ihn auf eigner Schulter in einen Nachen. Solche Handlungen sind noch ehrenvoller, als die Lorbeeren von hundert sieghaften Kriegsthaten, denn sie erfreuen sich des Beyfalls — nicht des großen mordlustigen Haufens — sondern der edlern Menschheit, die solchen ein unvergängliches Andenken wiedmet. In des ruhmbedeckten Redings Verdienstkrone wird auch diese That als eine der schönsten Perlen schimmern. Im J. 1814 verließ er Majorka und zugleich den spanischen Kriegsdienst, nachdem er für seine eigene Ehre und für den Glanz seiner Heldenfamilie durch seine bürgerlichen und kriegerischen Tugenden und Verdienste in demselben so Vieles vollbracht hatte, und suchte dem Ueberreste seiner

Tage ein Asyl im geliebten Vaterlande, das ihm auch dasselbe darbot. Der König von Spanien wollte die Talente und die Ergebenheit des trefflichen Mannes im Schooße von dessen Heymath noch benutzen, und machte ihn zu seinem Geschäftsträger in der Eidgenossenschaft, welche diplomatische Stelle er bis 1817 rühmlichst bekleidete. Wegen seinem vorgerückten Alter hatte er weiter keine politischen Stellen angenommen, sondern lebte ganz dem Glücke der Seinigen, die ihn mit zärtlicher Liebe verehrten. Umgeben mit einer seiner Tapferkeit, Menschenliebe, Freundschaft und eines edeln Herzens würdigen Achtung, starb er am 30. Herbstmonde 1825, und die Schweiz verlor an ihm, wie an seinen verewigten Brüdern (dem Generalkapitain Theodor; dem am 10. August 1792 zu Paris gemordeten Gardehauptmann Rudolph, und dem Landammann Aloys) eine ihrer vorzüglichern Zierden.

Reynier, (E.,) französischer Reichsgraf und Divisionsgeneral von hohem militärischem Rufe, geb. zu Lausanne den 14. Jänner 1771. Im J. 1792 machte er den belgischen Feldzug als Beygegebener des Generalstabs mit, wurde sodann zum Generaladjutanten erhoben, und trug 1793 zu den Fortschritten der französischen Armeen zu Lille, Menin, Courtray u. s. w. bey. Nachdem er hierauf während der Eroberung Hollands zum Brigadengeneral ernannt worden war, zeichnete er sich beym Uebergange über die Waal aus. Bey den Friedenspräliminarien mit Preußen wurde er gewählt, die Gränzlinien der Kantonirungen festzusetzen, bey welchem Geschäfte der junge Mann die alten preußischen Generale durch seine Klugheit und Kenntnisse in Erstaunen setzte. Hierauf kam er als Chef des Generalstabs unter Moreau zur Rheinarmee, und legte bey den verschiedenen Rheinübergängen, in den Schlachten von Rastadt, Neresheim, Friedberg, Biberach, bey dem merkwürdigen

Rückzuge und bey der Belagerung von Kehl viele persönliche Tapferkeit und Talente an Tag. Eine Intrigue hatte ihn hierauf ausser Dienst gebracht, bis ihn die Expedition von Egypten wieder in Thätigkeit setzte; er half Malta einnehmen, den Sieg von den Pyramiden erfechten, besetzte die Provinz Charkie, an der Gränze der Wüste Syriens gelegen, und brachte es durch ein Gemisch von Strenge und Nachsicht und durch seine Gerechtigkeitsliebe dahin, daß er sich das Zutrauen des in diesen Gegenden wohnenden halbbarbarischen Volkes erwarb. In dem syrischen Feldzuge war er der Erste, der durch die Wüste gieng, warf die Avantgarde des Feindes und belagerte El-Arisch; 20,000 Mann Türken eilten herbey, um ihn zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen, aber Reynier, von Lebensmitteln entblößt, greift sie in der Stille der Nacht mit 4 Bataillonen an, zerstreut sie, tödtet den General und ernährt seine Truppen von dem Proviant, der sich in dem feindlichen Lager vorfand. Als die Türken Egypten räumten, baten sie Reynier, ihre Bedeckung zu übernehmen. „Sie wünschen, sagten sie, den Schutz des Mannes, der nur ein Wort hatte.“ Nach der Ermordung Klebers, der ihm das Kommando in Kelioubeth übergeben hatte, kam er nach Kairo zurück, und mit dieser Epoche fangen seine ersten Beschwerden über Menou an. Die Nebenbuhlerey um das Kommando, die Verschiedenheit ihrer Pläne, Alles trug bey, Einen gegen den Andern zu erbittern. Selbst die Annäherung der englisch-türkischen Truppen konnte sie nicht vereinigen, und die berüchtigte Schlacht vom 21. März 1801, in welcher der General Reynier abermals Beweise von seltener Tapferkeit gab, gieng für die Franzosen in Folge dieser Mißverständnisse verloren. Endlich in der Nacht vom 23. zum 24. Floreal griffen 300 Mann Infanterie und 50 Kavallerie mit einer Kanone das Haus Reyniers auf Menou's Befehl an, und führten ihn an Bord eines Fahrzeugs, das nach Frankreich abgehen wollte, wo er nach einer kur-

zen glücklichen Fahrt ankam, und in eine Art von Ungnade bey der Konsularregierung gefallen war. Ein Zweykampf, worin sein Gegner, der General Destaing, blieb, zog ihm 1803 die Verbannung aus der Hauptstadt zu, und er war genöthigt, sich zu seiner Familie zu flüchten. Doch setzte ihn der Kaiser Napoleon 1806 wieder in Thätigkeit, und es wurde ihm das Kommando eines Theils der italienischen Armee übertragen, welche im Februar 1806 unter dem Befehl des Prinzen Joseph Bonaparte Neapel besetzte; dann wurde er Oberst der königlichen Garde in Mailand, und 1809 italienischer Kriegs- und Marineminister. In den seitherigen Feldzügen Napoleons gegen Oestreich, Preußen und Rußland verherrlichte er durch eine Reihe von Großthaten seine Tapferkeit, empfieng die ausgezeichnetsten Beweise kaiserlicher Huld, wurde in den französischen Reichsgrafenstand erhoben, und nachdem er in der für Deutschlands Waffen so ruhmvollen Schlacht bey Leipzig im Weinmonde 1813 in feindliche Kriegsgefangenschaft gerathen, aber auch wieder ausgewechselt worden war, kam er nach Paris, wo er am 27. Februar 1814 an einer Brustkrankheit starb, und nachher in dem Pantheon beygesetzt wurde.

Ringier, (Johann Rudolph,) Präsident des aargauischen Appellationsgerichts, geb. zu Zofingen 1744. Er genoß im väterlichen Hause eine treffliche Erziehung, besuchte die Schule des Orts, und wurde sodann nach Lausanne geschickt, wo er sich in den höhern Wissenschaften eine nicht gemeine Bildung erwarb. Späterhin wurde er Mitglied des kleinen Raths, und im J. 1783 Stadtschreiber zu Zofingen. Schon in diesen Aemtern machte er sich durch seine mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene, und durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit um seine Mitbürger verdient. Als die Regierungsveränderung im

Hornung 1798 zu Bern beschlossen, und Landesausschüsse einberufen werden mußten, gieng er als Stellvertreter seiner Mitbürger dahin ab, und wurde als Mitglied in den vornehmsten Komités der provisorischen Regierung durch seine Verwendung und Mitwirkung in den innern und auswärtigen Angelegenheiten wirksam und wohlthätig. Im folgenden April wählte ihn die aargauische Wahlversammlung zum Mitgliede des obersten Gerichtshofes der helvetischen Republik, und im J. 1803 beförderte ihn der neuaufgestellte aargauische große Rath in das Appellationsgericht dieses Kantons, von welchem er mit ungetheiltem sich immer gleich gebliebenem Beyfall die Präsidentenstelle bis an seinen Tod im Hornung 1813 bekleidet hatte. Mit dankbarer Anerkennung seiner vielseitigen Verdienste erhob ihn die helvetische Gesellschaft zu Zofingen für das J. 1810 zu ihrem Vorsteher. Seine bey der damaligen Gesellschaftsfeyer gehaltene und gedruckte Rede spricht seinen ächten, biedern und klugen vaterländischen Geist und Sinn unverkennbar aus. Dieser, so wie noch viele andere Vorzüge und Eigenschaften seines Geistes und Herzens, veredelt durch die liebenswürdigste Bescheidenheit, haben ihn Allen, die mit ihm Umgang pflogen, ehrwürdig und schätzbar gemacht.

Roggenbach, (Franz Joseph Siegmund von,) Fürstbischof zu Basel, geb. 1726. Noch ehe er seine Vorbereitungsstudien zum geistlichen Stande vollendet hatte, erhielt er als sechszehnjähriger Jüngling eine Domherrnstelle zu Arlesheim. 1751 erhob ihn der Magistrat zu Basel als Kollator auf die einträgliche Probstey zu Istein am Rhein. Er wurde 1758 Domcellar und hernach Scholastikus, und wohnte im J. 1776 als Gesandter des hohen Stiftskapitels den Huldigungsfeyerlichkeiten seines Vorfahrers in den bischöflichen Landen bey, nach dessen frühem Absterben er den 24. Wintermond 1782 zu seinem Stuhlfolger erwählt

worden war. Die Bischofsweihe empfieng er am 28. Herbstmond 1783 von dem Erzbischof von Besançon zu Pruntrut, und die Belehnung mit den Reichslehen und Regalien von Kaiser Joseph II. den 13. April im folgenden Jahre. Die während seiner Regierung entstandenen Unruhen nöthigten ihn, seine Residenz in Pruntrut zu verlassen und sich nach Biel zu begeben, von wo er nach Konstanz floh. Sie hatten sich mit der Einverleibung seines weltlichen Gebietes in die französische Republik geendiget. Er selbst aber war im Elende zu Konstanz den 9. März 1794 im 68sten Jahr seines Alters gestorben. Die Kränkungen, die ihm seine unzufriedenen, durch den Ausbruch der französischen Revolution muthig gewordenen Unterthanen im Elsgau verursachten, hatten den friedliebenden Fürsten zu falschen Maßregeln verleitet. Anstatt mit denselben durchzudringen und die Mißvergnügten zum Gehorsam zurückzuführen, griff das Uebel so weit um sich, daß, wenn er im Anfange bloß den unruhigen Bewegungen von mehrern Gemeinden steuern zu müssen glaubte, er am Ende sogar auf eigene Sicherheit, mit Verlust aller seiner Besitzungen, bedacht seyn mußte. Durch die Verweigerung der geforderten landständischen Zusammenkunft im J. 1790, und durch seinen Gesuch bey dem deutschen Kaiserhofe um bewaffneten Beystand im J. 1791, vergrößerte er das Mißvergnügen, und zog seinen Landen französische Einquartierung zu, die zuletzt in eine förmliche Besitznahme derselben und Anschließung an Frankreich übergieng. So wohlthätig seine Regierung in ruhigen Zeiten gewesen seyn würde, so unglücklich ward sie in dem gährenden Zeitpunkte, in welchen sie gefallen war, und in welchem er eine den Umständen ganz entgegengesetzte Klugheit beobachtet hatte.

Rosenburger, (Jakob Christoph,) Staatsrath zu Basel, geb. daselbst 1733. Er besuchte die öffentliche

Schule seiner Vaterstadt, in welcher er sich durch seinen Fleiß und die Fortschritte, die er machte, rühmlichst auszeichnete. Nachher wurde er für das kaufmännische Gewerbe bestimmt, und lernte die Handlung bey einem mütterlichen Oheim in Dublin in Irland, in dessen Geschäften er große Land- und Seereisen gemacht hatte. Nach einer sechsjährigen Abwesenheit aus dem Vaterlande kehrte er in dasselbe wieder zurück, und errichtete eine Indiennefabrik, die er mit vielem Glücke führte. 1760 wurde er in den großen Rath gezogen, und 1770 der Staatsökonomiekammer als Rechnungsrath zugegeben, in welcher Eigenschaft er sich als einen vielfach nützlichen und thätigen Geschäftsmann zeigte. Im J. 1787 wurde er zum Mitgliede des kleinen Raths, und 1794 des Staatsraths erwählt. Er gieng Namens seines Kantons auf viele gemeine und außergewöhnliche Tagleistungen, auf welchen man den anspruchlosen talentvollen Staatsmann bald liebte, und seine weltbürgerlichen Gesinnungen, seinen Freymuth, und den edeln männlichen Ton seines Vortrags, so wie seinen warmen Eifer für das Wohl des Vaterlands ehrte. Wirklich würde er auch die höchste Staatswürde erstrebt haben, hätte das zu Basel bey der Besetzung von politischen Stellen übliche Loos ihm die verdiente Erhebung nicht versagt. Während der Revolution zeichnete er sich durch seine Redlichkeit und Gerechtigkeitsliebe als Kantonsrichter aus, und nach der Einführung der Mediationsakte bewogen eben diese Grundzüge seines Karackters und übrige anerkannte politische Fähigkeiten seine Mitbürger, ihn in den neuen Staats- und Kantonsrath zu ernennen. Als Präsident des Deputatenkollegiums, dem die Besorgung des Kirchen-, Schul- und Armenwesens aufgetragen ist, machte er sich durch die Reform der Landschulen, die zum Theil sein Werk ist, höchst verdient, so wie überhaupt jede gemeinnützige Anstalt an ihm einen schützenden Freund fand. Im Christmonde 1812 starb er im 79sten Jahre seines vielwirkenden Lebens.

Rukstuhl, (Joseph Balthasar,) Klosterarzt in St. Urban, geb. in Pfaffnau, einem Luzernerdorfe, 1757. Den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaft erhielt er im Kloster St. Urban, und genoß dabey noch Privatunterweisungen von seinem Vater, der ebenfalls praktischer Arzt daselbst war. Im J. 1772 bezog er die Universität Straßburg, auf welcher er die vier ersten Jahre seines akademischen Lebens zubrachte, um den Unterricht der dortigen berühmten Lehrer in der Arzneykunde zu benutzen. Von Straßburg gieng er nach Freyburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, dann aber nach Straßburg zurückkehrte, und daselbst im J. 1780 als Doktor der Arzneywissenschaft promovirte. Ein für seine Bildung zum praktischen Arzt glückliches Geschick führte ihn hierauf nach Bern, wo er eine geraume Zeit die dortigen Krankenhäuser, das Bürgerspital und die Insel, mitbesorgen half, und erfreuende Proben von seiner erworbenen Geschicklichkeit abzulegen Gelegenheit fand. In der Folge (1782) nahm er den an ihn ergangenen Ruf als Hausarzt in St. Urban an, zeichnete sich in seinem Berufe daselbst als ein einsichtsvoller, scharfsinniger, erfahrner und beliebter Arzt aus, und starb im J. 1817, betrauert von Allen, die nicht allein seine Verdienste und Kenntnisse in der Arzneywissenschaft, sondern auch die trefflichen Eigenschaften seines edeln Karacters kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Er hinterließ einen an Kopf und Herz gebildeten, seiner würdigen Sohn, welcher in Koblenz als Professor angestellt ist, und wahrscheinlich in dieser Eigenschaft bald an die Hochschule in Bonn wird versetzt werden. Rukstuhl war ein vielseitig gebildeter Mann, der alle die Eigenschaften besaß, die den Arzt empfehlen. Erhaben über den Sumpf der Vorurtheile, frey, offen und ohne Falsch in seinem Betragen, fand jeder Hülfsbedürftige an ihm einen durchaus kundigen Berather und einen zu schneller Hülfe bereiten, äusserst gewissenhaften und besorgten Arzt, der sich durch seine Uneigennützigkeit,

von welcher er zahllose Beweise gab, um arme und dürftige Kranke in seiner Umgegend bleibende Verdienste erwarb. Seine Nebenstunden wiedmete er der medizinischen Literatur, in welcher er beständig fortschreitend, sich jede neue Entdeckung eigen machte. Auch auswärtigen Gelehrten war Rukstuhl vortheilhaft bekannt geworden, mit denen der gefällige kunstgebildete Mann bis an sein Lebensende einen literarischen Briefwechsel gepflogen hatte.

Rusconi, (Bernard,) Prälat zu Rheinau, geb. zu Luzern 1700, aus einer, von dem ehemaligen an denkwürdigen Männern reichen Grafenhause von Rusca abstammenden und zu Luzern eingebürgerten Familie. Nicht seine adeliche Herkunft, sondern sein regelmäßiger Wandel, seine trefflichen Geistesgaben und andere persönliche Eigenschaften verschafften ihm die Gunst seiner Ordensbrüder, unter welchen er das Priorat bekleidete, und von ihnen im J. 1744 als Prior zum Abt erwählt wurde. Die Geschichte des Klosters Rheinau, welche vier Folianten füllt, und wegen ihres pragmatischen und sachvollen Inhalts und Einkleidung ihrem Verfasser Ehre bringt und 1739 von ihm vollendet wurde, hatte er schon lange zuvor entworfen. Seine Geschäfte, die ihm das Kloster auftrug, und die eben so verschieden als zahlreich waren, und eine solche Unternehmung wenig begünstigten, hätten ihre Ausführung unmöglich machen müssen, wenn er nicht mit Vorliebe für diese Arbeit erfüllt, alle seine Erholungsstunden und einen Theil der Nächte auf sie verwendet hätte. Um so verdienter waren daher die Lorbeeren, die er sich dadurch gesammelt hatte. Die merkwürdigsten Ereignisse, die unter seiner Regierung vorfielen, waren die lauten Aeusserungen von Mißvergnügen der Bürgerschaft zu Rheinau wegen vom Kloster verweigerten Ansprüchen und Forderungen, welche Zürich, als Provisionalstand von Rheinau, mit Gewalt im J. 1747 zum

Stillschweigen brachte. Er war übrigens ein Mann von unermüdeter Thätigkeit, abgetödtet in den Leidenschaften, geistreich und fromm. Seine Zeit brachte er meistens mit gelehrten Arbeiten, und mit der Verwaltung der Hausökonomie, welcher er eine planmäßigere Einrichtung gab, zu. Der Tod überraschte ihn schon im 52sten Jahr seines Alters, am 28. August 1753.

Salis-Seewis, (Jakob Ulrich von,) bündtenscher Geschichtsforscher, geb. zu Seewis 1777, und gest. zu Chur 1817. Seinem würdigen Vater, dem im J. 1815 verstorbenen Landeshauptmann von Salis-Seewis, verdankte der Jüngling seine geistige und sittliche Bildung; früh wurde er von ihm in's Heiligthum der Musen eingeführt. Obgleich ihn für eine bedeutsame öffentliche Anstellung die ehrenvollsten Zeugnisse über seine Talente unterstützten, so erlaubten ihm dagegen seine körperlichen Umstände kein öffentliches Handeln auf der politischen Schaubühne. Die Folgen früher Krankheiten hatten ihn an beyden Füßen gelähmt, so daß ihm schon seit mehr als zwanzig Jahren der Gebrauch derselben versagt war. Für diese physischen Nachtheile beschenkte ihn die Natur eben mit beneidenswerthen Geistesvorzügen, von denen er weisen und rühmlichen Gebrauch machte. Besonders nahm das Studium der Geschichte seine gelehrte Thätigkeit in Anspruch. Seit mehrern Jahren sammelte und arbeitete Salis mit großem Fleiß an einer Bündtnergeschichte, und stand daher mit sehr vielen schweizerischen Gelehrten in Verbindung. Aus den zürcherschen Archiven wurden ihm alle vorhandenen Dokumente für den Zeitpunkt vom Ende des 15ten und von der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, die auf Graubündtens Geschichte Bezug haben mochten, mitgetheilt. Die von ihm in mehrere Zeitschriften gelieferten historischen Aufsätze beurkunden seine gründlichen diplomatischen Kenntnisse, sein

richtiges Urtheil und seinen hellen Blick. Auch in dem Gebiete der Naturkunde, und vornemlich in der Vaterländischen, war er wohl bewandert. Seine genauen meteorologischen Beobachtungen hat der berühmte schwedische Reisende Wahlenberg für seine vergleichenden Berechnungen und Betrachtungen über das Klima der Schweiz benutzt. Salis war nicht ein bloßer Gelehrter, sondern wirkte aus seiner Studierstube mit allem Fleiß zu dem Wohl seines Vaterlandes. Zu dem Ende arbeitete er auch verschiedene Staatsschriften aus, wovon aber nur diejenige über die Konfiskation der Bündtnergüter im Veltlin im Druck erschienen ist. Die einzige Stelle, die er angenommen, aber mit großer Auszeichnung bekleidet hatte, war die eines Mitglieds des Kantonsschulraths und Schuldirektoriums für Graubündten, in welchem Wirkungskreise der werthvolle Mann die gute Sache der öffentlichen Erziehung und einer höhern Kultur mit ungemeiner Thätigkeit beförderte. Uebrigens war er in den Verhältnissen des Bürgers und Freundes, ein eben so geschätzter als liebenswürdiger Mensch, und daher von Allen, die ihn kannten, betrauert.

Salis, (Karl Ulysses von,) Naturforscher und Schriftsteller, geb. zu Marschlins in Bündten 1762. Sein nicht minder berühmter Vater, Ulysses von Salis, der als bündtenscher Staatsmann ausgezeichnet war, und im J. 1771 die von Martin Planta in Zizers 1761 gegründete und im Schlosse Haldenstein vergrößerte Erziehungsanstalt in sein Herrschaftsschloß Marschlins aufgenommen hatte, wodurch dasselbe einen bedeutenden Namen erhielt, gab ihm eine seiner und seiner Familie würdige Erziehung, wobey der Unterricht in dem ersterwähnten Institut ihm noch trefflich zu statten kam. Diesem glücklichen Umstande verdankte daher der mit großen natürlichen Fähigkeiten begabte Jüngling seine vorzügliche wissenschaftliche Ausbildung

und seine vertraute Bekanntschaft mit der klassischen Literatur der Alten. Auf auswärtigen Hochschulen entwickelte er seine Talente noch weiter, und setzte sich sowohl dadurch, als wie durch seinen Privatfleiß in den Stand, in jedem Wirkungskreise, in welchen ihn die Vorsehung leiten würde, etwas Großes leisten zu können. Diese seine Bildung bahnte ihm auch nach seiner Rückkehr den Weg zu Beförderungen im Vaterlande. Im J. 1801 wurde er Deputirter zur Kantonaltagsatzung von Seiten des Bezirks Unter-Lanquart, und im J. 1803 Mitglied des Oberappellationsgerichts des Kantons Graubündten. Von jetzt an lebte er auf seinem Herrschaftsgute Marschlins als praktischer Landwirth, Forscher und Freund der Natur in stiller wirthschaftlicher und literarischer Thätigkeit, welcher er nun sein gemeinnütziges Leben vorzüglich wiedmete. Seine zahlreichen Arbeiten in diesen Fächern verdienen von dem einheimischen Naturforscher stets beachtet zu werden, und ertheilen dem Ausländer manche Aufschlüsse, die er anderswo vergebens suchen würde. So stiftete er auch die ökonomische Gesellschaft in Graubündten, deren Vorsteher er mehrere Jahre hindurch gewesen war; auch hatte er den von ihr herausgegebenen bündtenschen Sammler mit vielen Aufsätzen bereichert. So war er Mitherausgeber von Steinmüllers Alpina, wovon der 4. Band im J. 1809 erschienen ist. Von ihm sind noch: Versuch einer Beschreibung der Gebürge der Republik Graubündten, im Großen gezeichnet, in Fäsi's Bibliothek der schweizerischen Staatskunde, Zürich 1796; Reisen in verschiedene Provinzen des Königreichs Neapel, mit Kpfrn. 1793; Beyträge zur natürlichen und ökonomischen Kenntniß des Königreichs Sizilien, 2 Bände, 1790, und: Fragmente der Staatsgeschichte des Thals Veltlin und der Grafschaften Kleve und Worms, 4 Bde., 1792 und 1793. Noch in den letzten Jahren seines Lebens vol-

lendete er theils eine ausführliche Geschichte der romanischen Sprache, nebst anziehenden Proben ihrer verschiedenen Dialekte, ein Werk, dessen Druck durch die Unbill der Zeiten bis jetzt noch unterbleiben mußte; theils die Uebersetzung der Denkwürdigkeiten des Marschall Ulysses von Salis-Marschlins, aus der italienischen Urschrift. Wenige Wochen vor seinem Tode begann er mit einer kurzen Geschichte der bündtenschen Reformation sich zu beschäftigen, in der Absicht, dieselbe bey der damals bevorstehenden Jubelfeyer an's Licht treten zu lassen. Nebst einem hübschen Mineralienkabinet, das er sich sammelte, machte er sich noch überdies in Rücksicht der Verbesserung der Landwirthschaft um sein engeres Vaterland sehr verdient. So hatte Salis bis an sein Lebensende mit jugendlichem Enthusiasmus an allen Zweigen der bündtenschen Literatur Theil genommen und dadurch seinem von jedermann, der ihn kannte, hochgeachteten Genie ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Er starb im J. 1818 am 16. Jänner.

Salis, (Rudolph von,) Bürgermeister zu Chur, geb. daselbst 1748. Schon in zarter Kindheit zeigten sich bey ihm besondere Geistesfähigkeiten, die seinen Eltern die angenehme Hoffnung gaben, daß er ein würdiger Sprosse des uralten berühmten Salisischen Stamms werden würde. Auch liessen sie es an nichts fehlen, was zu einer guten Erziehung und Bildung erforderlich war. Den frühen Verlust seines achtungswürdigen Vaters ersetzte ihm ein Hauslehrer, bey dem es sich glücklicher Weise traf, daß dieser ein Mann war, der mit einer gelehrten Bildung auch die edelsten Eigenschaften des Herzens verband, und geeignet war, dieselbe auch seinem jungen Zögling mitzutheilen. Dieser Mentor begleitete ihn auch auf seinen Reisen durch Frankreich, und schützte ihn gegen die gewöhnlichen Verir-

rungen, welchen Jünglinge in großen Hauptstädten nicht selten ausgesetzt sind. Nach seiner Zurückkunft betrat er in seiner Vaterstadt die bürgerliche Laufbahn, auf welcher er, treu dem Rufe zum Dienste des Vaterlandes, alle ihm übertragenen Stellen musterhaft und mit Würde bekleidete, bis er im J. 1792 durch einstimmige Wahl seiner Mitbürger das Konsulat zu Chur erhielt. Von dieser ehrenvollen Stufe, von welcher seine trefflichen Eigenschaften und vielfältigen Verdienste noch genauer konnten beachtet werden, sollte er zur ersten und höchsten Bundeswürde des rhätischen Gottshausbundes erhoben werden. Allein seine Bescheidenheit, die den Weihrauch floh, der ihm von jeder Klasse des Volks so wohlverdient gestreut wurde, ließ ihn diese glänzende Bedienung beharrlich ausschlagen. Er wollte seine Zeit und Kräfte für die Angelegenheiten seiner Vaterstadt verwenden, für welche er allein einige Brauchbarkeit, nicht aber für einen höhern und größern Geschäftskreis sich erworben zu haben glaubte. In diesem Sinne von Ergebenheit an seine Vaterstadt sprach er auch in seiner letzten Willensmeynung, die er schon im J. 1776 niederschreiben ließ, und in welcher er mit einem Vermächtniß von 80,000 Bündnergulden zu gemeinnützigen Zwecken ohne Ausnahme die Stadt Chur großmüthig bedachte. In dieser Gunstbezeugung gieng er damals so weit, als die nicht viele Jahre vorher und nur gegen das gemeine Wesen ausgedehnten Erlaubnisse und Ausnahmen von bestehenden Gesetzen nur immer ihm gestattet. Hierdurch hatte er sich in den Herzen seiner Mitbürger ein Denkmal errichtet, das unvergänglich bleiben wird, und von seinen Glücksgütern nach seinem den 4. April 1797 erfolgten Tode einen segenvollen Gebrauch gemacht. Er war für seine Zeit der reichste Einwohner Bündtens, ein wahrer Vater an seinen Herrschaftsangehörigen im Rheinthale, und im öffentlichen Leben durch eine achtungsvolle Behandlung seiner Mitbürger durch große und reife Kenntnisse, so wie im häuslichen

Kreise durch Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe und wohlthätigen Sinn gleich rühmlich ausgezeichnet gewesen.

Savary, (Franz Peter,) Direktor der helvetischen Republik, geb. zu Freyburg 1750. Von bürgerlichen Eltern daselbst erzeugt, gestatteten es ihnen ihre Glücksumstände, ihrem Sohne, der treffliche Anlagen verrieth, eine sehr gute Erziehung zu geben, und ihm nicht allein den öffentlichen, sondern auch den Privatunterricht der besten Schullehrer ertheilen zu lassen. Nachdem sich dieser frühzeitig ganz gute Kenntnisse in den Schulwissenschaften durch seinen anhaltenden Fleiß erworben hatte, wiedmete er sich der Arzneykunde, gieng zu diesem Ende nach Paris, wo er einige Jahre zubrachte, und von dortigen berühmten Lehrern seine Bildung als Arzt erhielt. Nach seiner Zurückkunft wurde er von der freyburgischen Regierung in eine Gegend des Kantons abgeordnet, in welcher eine pestartige Krankheit ausgebrochen war. Hier hatte er Gelegenheit, seine gesammelten Kenntnisse in Ausübung zu bringen, auch wirklich große Geschicklichkeit zu Tage gelegt und sich den verdientesten Ruhm erworben, als er selbst von der Seuche ergriffen wurde. Als die Revolutionsstunde auch für die Schweiz geschlagen hatte, war sie ihm keine befremdende Erscheinung; sie mußte mehr als sonst für Freyburg erwartet werden, in welchem die Alleinherrschaft weniger patrizischer Familien, mit Ausschuß vieler nicht patrizischen Bürger, jedem Aufstreben von diesen spottete, und sich in dem Alleinbesitz aller Staatsämter unangreifbar wähnte. Ausgezeichnet durch Biederkeit, warme Vaterlandsliebe und andere Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens, befand sich Savary im Besitze des Zutrauens seiner Mitbürger, die ihn 1798 zum Suppleant bey dem obersten Gerichtshofe ernannten. Im Brachmonde des folgenden Jahrs trat er in das Direktorium der helvetischen Republik. Als

Mitglied dieser obersten Staatsgewalt war er es auch, der nebst Dolder, damaligem Präsidenten derselben, im Dezember gleichen Jahrs den Plan der drey andern Direktoren scheitern machte. Als deßwegen das Direktorium aufgehoben wurde, übertrug man Savary und Dolder einstweilen die vollziehende Macht, und Tags darauf wurden sie zu Mitgliedern eines Vollziehungsausschusses gewählt, der aus 7 Personen gebildet ward. Am 9. August 1800 sah sich Savary in den damals errichteten Vollziehungsrath aufgenommen, in welchem er bis zu dessen Auflösung am 28. Weinmonde 1801 sich behauptete, worauf ein neues Provisorium eingetreten war, ihm jedoch, abermals mit Dolder, die vollziehende Gewalt während demselben aufgetragen wurde. Müde dieses sich so oft wiederholenden Regierungswechsels, der bey dem Volke keine gute Wirkung hervorbringen konnte, weil mit jedem die Hoffnung zur Ruhe und einer festen Staatsordnung wieder verschwand, sehnte sich der aller Partheysucht abgeneigte Savary nach der Stille des Privatlebens zurück, konnte jedoch derselben nicht lange theilhaftig bleiben, indem nach der Wiederherstellung des Föderativsystems sein Bürgersinn und seine Fähigkeiten neuerdings in Anspruch genommen wurden. Nicht nur hatte man ihn in den neugebildeten großen Rath des Kantons Freyburg gewählt, sondern er mußte sich's gefallen lassen, auch die Stelle eines Stadtammanns und Präsidenten des Munizipalraths in Freyburg zu übernehmen. Bey diesen Stellen wiedmete er sich auf die rühmlichste Weise sowohl der Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens, als der Vervollkommnung der Armenanstalten, wobey er sich noch manchem schwierigen und wichtigen Auftrag mit Eifer und Uneigennützigkeit unterzog. Eben so stand er auch dem Sanitätsrath des Kantons als erstes ärztliches Mitglied vor, und lag noch daneben seinem ärztlichen Berufe auf eine eben so einsichtsvolle als edle Weise ob. Dieser heitere und für das gesellige Leben durchaus geschaffene Mann starb im Herbstmonde 1821, 71 Jahre alt.

Schäfer, (Laurenz,) Stifter des Waisenhauses zu Herisau, geb. daselbst 1697, erhielt eine den beschränkten Vermögensumständen seiner Eltern angemessene gemeine Erziehung, die er aber durch eigenen Fleiß, glückliche Anlagen und inneres Streben nach Selbstbildung für seine ganze Lebenszeit fruchtbar zu machen wußte. Sein Vater, ein Seilermeister, zog auch den Sohn zu diesem Berufe an. Nach Vollendung seiner Lehrzeit gieng er auf die Wanderschaft, verweilte sich arbeitend zu Kolmar, Straßburg, Mannheim, Frankfurt, Halle, Hamburg und Prag. Obgleich nur Handwerksgesell, interessirte ihn Alles, was diese Städte, nicht an Prachtgebäuden, Kirchen und andern Sehenswürdigkeiten dieser Art, sondern an zweckmäßigen innern Einrichtungen, humanen Instituten u. s. w. Eigenthümliches aufzuweisen hatten, wie z. B. das Hallische Waisenhaus und die musterhaften Armenanstalten Hamburgs, welche einen tiefen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth machten, und in ihm den für seine Umstände und Aussichten, wie sie damals waren, unausführbaren Wunsch erzeugten, einst Schöpfer eines ähnlichen Werks und Versorger verwaister Jugend zu werden. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland, hielt er sich, um die französische Sprache zu erlernen, einige Zeit in der Waadt auf, kam zu Iverdon mit dem damaligen deutschen Prediger Samuel Lutz von Bern in Bekanntschaft, der Schäfers Fähigkeiten und höhere Brauchbarkeit würdigte, und in ihm den Entschluß bewirkte, den Seilerberuf zu verlassen und sich dem Handelsstande zu wiedmen; zugleich hatte er ihm ein Haus angewiesen, in welchem er seine Schreib- und Sprachfertigkeit unentgeldlich ausbilden konnte. Schäfer ließ sich diesen Vorschlag gefallen, gieng nach Hause, wo die Leinwandfabrikation schon längst eingeführt war, aber noch kein Handel in's Ausland damit getrieben würde. Mit einem über jede Erwartung günstigen Erfolge wurden seine ersten Handelsversuche gekrönt, und er stieg durch seinen unermüdeten Fleiß vom er-

sten Leinwandträger von Herisau zu einem wohlhabenden und angesehenen Kaufmann empor. Damit war aber der edle Schäfer nicht zufrieden für sich selbst, die Bahn zu zeitlichem Wohlstande betreten zu haben, sondern er munterte auch andere von seinen Landsleuten auf, mit ihm demselben Ziel nachzustreben. Dadurch eröffnete er für seine Gegend eine Quelle von Thätigkeit und Erwerbsmitteln, die in mancher Familie die Glücksumstände zusehends verbesserte, in Andern auf eine hohe Stufe des Flors erhoben hatte. Schon lange hatte er durch zinslose Vorschüsse an Geld und andere Liebesbeweise thätige Leute unterstützt, und gegen das hülflose Alter sowohl als gegen arme Kinder sich mildthätig gezeigt, als sein Lieblingsgedanke, ein Waisenhaus in seinem Vaterorte zu begründen, von Neuem in ihm erwachte. Jetzt war die Stiftung einer solchen Anstalt nicht mehr bloß süßer Traum, zu dessen Verwirklichung, wie während seinen Wanderschaftsjahren, nicht die entfernteste Hoffnung ihm lächelte — sondern er sah sich durch Gottes segnende Vorsorge in Verhältnisse gesetzt, die ihm die Ausführung seines schönen Vorhabens möglich machten. Erst pries er mit unwiderlegbaren Gründen die Nothwendigkeit einer solchen Anstalt seinen Mitbürgern an, und bekämpfte mit männlicher Festigkeit die Vorurtheile, die sich beym großen Haufen wider seinen guten Zweck erhoben; dann gewann er für sein gemeinnütziges Unternehmen den Beyfall mitwirkender Landsleute, die im Auslande Ehre und Vermögen sich erworben hatten, und brachte auf diesem Wege die Summe von ungefähr 6800 fl. zusammen, die er durch seine eigenen Beyschüsse beynahe auf das Doppelte brachte. Jetzt war der Grund gelegt. Er kaufte einen Hof, schaffte Haus- und Feldbedürfnisse, Mobilien und Lebensmittel an, baute für sich ein geräumiges Haus auf demselben, zog dahin, und wiedmete sich von nun an ganz dem Wohl dieser seiner Stiftung. Am 4. Hornung 1769 hatte er die Freude, die Kinder in dieselbe einziehen zu sehen. Ausschließlich diesem Waisenhause seine Alters-

tage opfernd, trug er durch immer neue und ansehnliche Geschenke zu seiner Aufnahme, Zweckmäßigkeit und Ausdehnung bey, und beschloß in diesem ächtchristlichen Wirken sein wohlthätiges Leben am 20. Maytag 1772.

Schäfer, (Johann Jakob,) Landkommissarius des Kantons Basel, geb. zu Seltisberg, einem baslerischen Dorfe bey Liestal, 1749. Mit schönen Geistesanlagen ausgestattet, gebrach es ihm an Mitteln zu ihrer Entfaltung, weil der damalige Schulunterricht auf der baslerischen Landschaft keineswegs geeignet war, die Ausbildung geistiger Kräfte weder zu begünstigen, noch viel weniger zu befördern. Diese Vernachlässigung kränkte ihn, ohne daß er diesen Zustand zu ändern vermochte. Schäfer wiedmete sich dem Müllerberufe, und die Mühle seines Orts, die in einiger Entfernung von demselben in dem einsamen Oristhal liegt, wurde in der Folge sein Eigenthum, von welcher er den Namen Orismüller empfieng. Größtentheils eingeschränkt auf diese einsame Besitzung, beschäftigte er sich mit mathematischen Gegenständen, welchen er großen Geschmack abgewann, und späterhin Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse in fast allen Theilen dieser Wissenschaft zu vervollkommnen. Nur von einigen Wenigen geachtet, die ihn genauer kannten, hatte er auch keine besondern Gönner, was ihn aber auch wenig kümmerte. Erst als der Gang der französischen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz jeden Vorurtheilsfreyen und also auch ihn voraus sehen ließ, daß eine politische Umgestaltung der Schweiz bestimmt sey, ergriff Schäfer mit der ihm eigenen Innigkeit die Revolutionsparthey, und erklärte sich lebhaft gegen den Föderalismus und für die Einheit der zerstückelten Schweiz. In dem nahen Städtchen Liestal fand er mehrere, und zwar ansehnliche Bürger, die mit ihm die gleiche Meynung und denselben Enthusiasmus für die Sache der Freyheit und Gleichheit theilten, mit

welchen er sich auch für die Wiedererhaltung der damals vielbesprochenen Menschenrechte eidlich verband. Um das Landvolk im Kanton Basel über den Zweck der zu beginnenden Revolution aufzuklären, gab er sich viele Mühe, und sein Ruf, so wie seine Popularität verschafften ihm großen Einfluß auf dasselbe, welches in ihm einen gewandten Geschäftsmann für seine Wohlfahrt wahrzunehmen glaubte. Im Einverständniß mit der Demokratengilde in der Hauptstadt, war der Sieg der Freyheit fördernden Landleute nicht schwer zu gewinnen, und bald war die Revolution gemacht. Schäfer wurde Mitglied der provisorischen Regierung, später der Verwaltungskammer, und im J. 1803 derjenigen Kommission, welche von Napoleon für den Kanton Basel aufgestellt wurde, um die in der Vermittlungsakte für denselben enthaltene Verfassung in Ausübung zu bringen, und dann die Sorge für die neue Ordnung der Dinge der neugewählgewählten Obrigkeit zu übergeben. Auch erhielt er bald darauf den Ruf in den kleinen Rath. Bis zum Jahr 1806 bekleidete er diese Würde, wo er zum Landkommissarius erwählt, und ihm die praktische Ausübung seines Lieblingsfaches, die Ausmessung der Gemeindsgemarkungen, Staats- und Gemeindewaldungen u. s. w. aufgetragen wurde, welches Amt er bis an sein 1823 erfolgtes Lebensende versah. Schäfer war nicht ohne Verdienst, wenn auch ein großer Theil des Publikums dasselbe mit Leidenschaftlichkeit zu vernichten suchte. Auch ohne sein Eingreifen in die Revolution, würde die Auflösung, womit die alte Staatsordnung zu Basel bedroht war, erfolgt seyn. Hätten seine Talente und Kenntnisse früher eine ihrer würdigen Stelle gefunden, vielleicht, daß er im entgegengesetzten Sinne gehandelt und gedacht haben würde.

Schiffmann, (Laurenz,) Chorherr zu Luzern, geb. daselbst 1760, aus einer angesehenen bürgerlichen Fa-

milie. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon früh. Mit dem unverdrossensten Fleiße wiedmete er sich den zum Priesterstande führenden Wissenschaften, exzellirte darin vor vielen unter seinen Studienfreunden, und erhielt mit Beyfall die geistliche Weihe. 1784 ward er Kaplan zu Littau, wo er 5 Jahre blieb, und ein bis zu seinem Tode bleibendes, gesegnetes Andenken hinterließ. 1789 kam er als Chorherr an das St. Leodegarstift in seiner Vaterstadt, ward bald darauf zum Präsenz und Kapellherr erwählt, und nach wenigen Jahren, nemlich den 9. August 1795, in seinem Hause vom Blitze erschlagen. Er empfahl sich von Seiten des Karackters und Herzens zugleich. Auszeichnend war ihm eigen freundliche Stille, ungestörte, immer ruhige Sanftmuth, natürliche Popularität, wodurch sich jedermann zu ihm hingezogen fühlte, Güte und theilnehmendes Mitgefühl an den Leiden seiner Mitmenschen, heitere Gesellschaftlichkeit, Pflichttreue und Thätigkeit in seinen Mühe und Zeit fordernden Amtsgeschäften, und ungeheuchelte Religiosität. Junge aber arme Studirende von guten Sitten und Fähigkeiten hatte er theils öffentlich unterstützt, noch mehr aber im Geheimen ihnen Hülfleistungen erwiesen — so wie er überhaupt Nothleidenden gerne im Verborgenen Gutes that. Seine ausgebreitete Belesenheit, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse, die er mit Vorliebe zu erweitern suchte, seine richtige Beurtheilungskraft, und selbst seine edle Tolerant gegen Andersdenkende verschafften ihm bey allen Klassen im Volke Aufmerksamkeit und Beyfall.

Schmid, (Johannes,) Landammann des Kantons Appenzell Ausserrhoden, geb. zu Urnäschen 1758. Er war ein Großurenkel des in der frühern appenzellischen Landesgeschichte merkwürdigen **Ulrich Schmid**, der die größten Staats- und Kriegsämter in seinem Vaterlande mit beson-

derm Ruhme bekleidet hatte, und dessen Klugheit, Muth und Freysinn sich auch auf diesen Sprößling fortgeerbt hatten. Frühe entwickelten sich seine vorzüglichen Talente, und weil die damaligen Schulanstalten im Ganzen noch sehr dürftig waren, mußten ihn eigenes Denken und Fleiß zu jener Geistes- und Herzensbildung führen, welche die Blicke seiner Landsleute auf ihn zog, die ihm auch bald ein unbeschränktes Zutrauen schenkten. Dieses Letztere beweist seine Erwählung zum Hauptmann im J. 1794 und zum Landeshauptmann 1796, womit seine Thal- und Gemeindgenossen ihn beehrten. Wie ungleich auch seine politische Meynung in den Tagen der helvetischen Staatsumwälzung von den verschiedenen Partheyen beurtheilt wurde, und ungeachtet seiner beharrlichen Abneigung gegen alle fremde Aushängschilde einer neuen Freyheit und Gleichheit, konnte ihm jedoch keine derselben die Bewunderung versagen, welche den durch Vaterlandsliebe, Sitteneinfalt und Treue an ihren Grundsätzen ausgezeichneten Männern gebührt. Gegen Frankreichs gebieterische Forderung sich in der damaligen Krisis erklärend, suchte Schmid die Verbindung mit den Urkantonen durch Reisen nach Brunnen im Kanton Schwyz zu unterhalten, und nahm während den Interimszeiten von 1799 und 1802 großen Antheil an allen Verfügungen zur Wiederherstellung der Selbstständigkeit seines Kantons, wofür er auch beyde Male zum Landammann und Pannerherrn erwählt wurde. Als Mitglied der zur Einführung der durch Napoleons Vermittlungsakte wieder anerkannten demokratischen Landesverfassung bestimmten Standeskommission, ward derselbe neuerdings im J. 1803 zur Landammannstelle berufen, und erfreute sich bis 1821 der vollständigsten Handmehre und des allgemeinsten Beyfalls aller Volksklassen. Bey allen Wirren und Stürmen der Zeiten und Umstände blieb Schmid sich stets gleich, wirkte still für inneres Wohl und Eintracht und für die Befestigung der eidgenössischen Interessen

im Allgemeinen. Ohne gelehrte Bildung und wissenschaftliche Kenntnisse wußte er durch schlichten klaren Sinn, reine Vaterlandsliebe und gewandte Amtsführung, genaue Kenntniß der Landrechte, Friedensliebe und Mäßigung in allen Dingen sich die Achtung seiner Kollegen und das Zutrauen des Volks beständig zu erhalten, und sich des ehrwürdigen Namens eines Landesvaters in einer drangvollen Zeit und Laufbahn würdig zu machen. Dieser vielverdiente Mann starb im J. 1822, und manche Thräne wurde ihm von den Appenzellern nachgeweint.

Schmid, (Karl Thadde,) Landammann des Kantons Ury, geb. 1741. Sein Vater, Gardehauptmann des Königs von Sardinien, starb zu Turin, ehe sein Sohn das Tageslicht erblickte. Schmid studirte zuerst auf der Akademie de Nobili in Mailand, hernach zu Dijon. Von da gieng er nach Paris, wo er sich 16 Monate aufhielt, und dann in's Vaterland zurückkehrte. Er ward 1787 zum Landesstatthalter und 1788 zum Landammann erwählt. Seine strömende Beredtsamkeit, sein ernstes redliches Bestreben, die Vortheile und das Glück seiner Mitlandsleute nach Möglichkeit zu befördern, so wie seine Uneigennützigkeit, die ihn weder Vogteyen noch andere einträgliche Stellen suchen ließ, bezeichnen seine edle Denkart und seine bessern Einsichten. Dadurch hatte er sich auch rühmlich von Andern seines Ranges in seinem Vaterlande unterschieden, und sich die reinste Hochachtung erworben. Es wurden ihm verschiedene Gesandtschaften aufgetragen, die ihm Gelegenheit gaben, seinen republikanischen Geist und Karackter öffentlich zu beurkunden. Im J. 1797 war er eidgenössischer Repräsentant zu Lauis, wo er der Ehre genoß, von dem damaligen in Italien kommandirenden französischen Oberfeldherrn Napoleon Bonaparte in Mailand zur Tafel geladen zu werden. Im Christmonde 1797 wohnte er als

Gesandter seines Kantons der ausserordentlichen Tagleistung zu Aarau, und der eidgenössischen Bundeserneuerung daselbst im Jänner 1798 bey. Nicht lange hernach erhielt er den Auftrag, den Bewohnern des Livinerthals ihre Entlassung von der bisherigen Oberherrschaft des Kantons Ury anzukünden, und die nöthigen Einrichtungen zu treffen. Nach Einführung der Einheitsregierung ward Schmid Präsident der Munizipalität in Altorf. Hier an dieser Stelle bewies er, daß auch die verzweifeltsten Umstände weder seinen Geist noch seinen Muth niederzuschlagen vermochten. Mit der rühmlichsten Thätigkeit, mit der seltensten Großmuth, sein Privateigenthum vergessend, bemühte er sich aus allen Kräften für das Wohl seiner Mitbürger. Als die Oestreicher im J. 1799 den Kanton Ury besetzten, wurde er von der versammelten Landsgemeinde zum Landesvorsteher ernannt; und nachdem die Interimsregierung wieder aufhörte, ließ er sich erbitten, die lästige Präsidentenstelle, ohne für sein eigenes persönliches Schicksal zu zittern, wieder zu übernehmen. Man denke sich alle die namenlosen schrecklichen Leiden, die das Jahr 1799 über sein Kantonalvaterland herbeyführte, die Einäscherung des Hauptfleckens Altorf, die häufigen Kriegsauftritte zwischen den Landleuten, den Franken, Oestreichern und Russen, und das unbegrenzte Elend, das um jede beraubte Hütte schlich — und doch stand Schmid bey allen diesen furchtbaren Stürmen mit herzrührender Standhaftigkeit an der Spitze der Geschäfte, sorgte, wachte und arbeitete mit weitsehender Klugheit und Gott vertrauendem Sinn für sein armes leidendes Vaterland, gewann durch seinen offenen biedern altschweizerischen Karackter, durch seine weise Mäßigung, einnehmende Fürsprache und unverstellte Menschenliebe nicht nur das Zutrauen und die Achtung der fremden Heerführer, sondern er zügelte oft auch mit Gewandtheit und durch wirksame Vorstellungen die Ungeschmeidigkeit der rohen Soldaten, und entfernte auf diesem Wege noch manches Uebel, das

die allgemeine Noth, ohne ihn, vergrößert haben würde. So groß und vielfältig seine Verdienste um den Kanton Ury waren, so erhob sich doch als das Glänzendste unter denselben, daß er, vermöge seines großen Ansehens, bey dem Volke es dahin zu bringen wußte, daß während der ganzen fünfjährigen Revolutionsperiode nie eine thätliche Verfolgung politischer Partheyen bey demselben zum Ausbruche kam. Im J. 1802 wurde er von der Landsgemeinde nochmals mit der höchsten Staatswürde beehrt, und konnte nach der Einführung der jetzigen föderativen Verfassung nur mit Mühe verhindern, daß ihm nicht sogleich im folgenden Jahr die nemliche Würde aufgetragen wurde. Ungeachtet er 1804 mit der Vorstellung, nach so harten Arbeiten seine übrige Lebenszeit ohne weitere öffentliche Bedienungen in der Stille zuzubringen, die Annahme der Landammannstelle von sich ablehnen wollte, so mußte er doch den Wünschen des Volks nachgeben und sie annehmen. Er starb im J. 1812 mit dem Nachruhme eines tugendhaften, in den Wissenschaften geübten und von dem Volke innig verehrten Regenten, dessen löbliche Thaten in den Zeiten großer Bedrängnisse seinen Namen verewigen. Ein um seinen Verlust trauernder Zürcherfreund sagt von ihm: „Er war ein wahrer Vater des Vaterlandes, der über die „traurigen Zeiten der Revolution und des Kriegs mit bey„spielloſem Muth, unermüdetem Eifer, nachahmungswür„diger Vaterlandstreue, großer Klugheit und edelm Gleich„muth immer an der Spitze stand, wo Noth des Vater„lands und dankbares Zutrauen ihn hinstellten. Bey allen „menschenfreundlichen Anstalten, die diesen Urkanton zie„ren, war er mit Hülfe und Rath bereit, und durch reiche „Schenkungen ein großes Beyspiel.“

Schmid, (Martin,) Probst zu Bürgeln, geb. im J. 1750. Sein Vater, Herr zu Böttstein und Belliken,

war Mitglied des Landraths in Ury, später bischöflich konstanzischer Geheimerrath und Obervogt in Klingnau und Zurzach, überhaupt ein angesehener, äusserst thätiger Geschäftsmann. Des Sohnes Fleiß war ausgezeichnet; was er lernte, begriff er leicht und geschwind, und wußte es auch wohl glücklich zu gebrauchen. Dieser trat in den Benediktinerorden in St. Blasien, welches Stift unter seinem verdienstvollen Fürstabt, Martin Gerbert, zu jener Zeit ein wahres Athenäum bildete und den Wissenschaften auch treffliche Männer zog. Es fehlte ihm daher an Gelegenheit zu seiner geistigen Ausbildung in dieser Gelehrten Schule nicht, und des jungen Paters Streben, sich für seinen Stand zu befähigen und in literarischer Beziehung sich vorzüglich auszuzeichnen, entgieng dem gelehrten Abte nicht, der ihn auch bald hervorzog und ihm sein Zutrauen schenkte. Er übertrug ihm verschiedene wichtige Klosterstellen, von welchen das Archipariat besonders bedeutend war, bey denen er durch seine geistvolle, durch die gründlichsten Einsichten geleitete Thätigkeit, mit welcher er noch die strengste Gerechtigkeitsliebe verband, rühmliche Verdienste erwarb. Um ihn von den seit vielen Jahren mit so großem Lobe vorgestandenen mühevollen Klosterämtern loszumachen, und ihn für seinen regen Fleiß und seine bewiesene Geschicklichkeit zu belohnen, wurde er zum Probst auf Bürgeln ernannt; eine Stelle, die ihn, nebst dem Genusse einer herrlichen aussichtreichen Wohnung, in die angenehmsten Verhältnisse setzte. Allein bey diesem anscheinend glücklichen Loos erfuhr er wieder manche harte Beugung. Zuerst die Kriegsjahre und hernach die im J. 1807 erfolgte definitive Aufhebung der St. Blasianischen Abtey, womit auch der Verlust seines pröbstlichen Sitzes verbunden war, trübten sein genossenes Glück nicht wenig, und er sah sich genöthiget, als pensionirter Geistlicher in die Stille des Privatlebens sich zurückzuziehen. Von jetzt an lebte er in seiner väterlichen Burg Böttstein im Aargau an

der Aar, mit und bey seinen Verwandten, in steter Beschäftigung mit seiner höhern Geisteskultur, der vorzüglichsten Erholung in seinem wohlverdienten Alter. So sehr dieser harmlose Aufenthalt seinem angebornen stillen Karackter zusagte, so ward es doch von einem unerbittlichen Schicksal beschlossen, daß, da er den politischen Stürmen entronnen war, er doch jenem nicht entgehen sollte, in welchem er im Dienste Gottes und der Menschheit plötzlich den Seinigen entrückt werden mußte. In Folge eines Wallfahrtsgelübdes, das er mit der Einwohnerschaft des Dorfs Böttstein zu dem Gnadenbild der Mutter Gottes auf dem Acherberg im May 1814 gethan hatte, wenn diese nemlich von dem damals herrschenden Nervenfieber verschont bleiben würde, was auch wirklich geschehen war; kehrte er von dieser Gelübdsreise mit den Wallfahrern nach Hause zurück. Es hatten sich aber in das alte gebrechliche Fahrschiff ihrer so Viele hineindrängt, um über die Aar zu setzen, daß es mitten auf dem Strome ganz von einander fiel. Er selbst war schon auf einem sogenannten Weidling an's Land gekommen, als er auf das Geschrey des Jammers aus den Wellen hinter sich sogleich umwenden ließ, wenigstens einige Unglückliche zu retten. Es gelang. Aber in der Todesangst klammerten sich der Schwimmenden so Viele an diesen Nachen, daß derselbe umgerissen wurde, und auch die schon Geretteten, nebst dem menschenfreundlichen Probst Schmid, ertranken. Am ersten Brachmonde wurde seine Leiche zu Kaiseraugst, einem aargauischen Dorfe, zwey Stunden oberhalb Basel, wo man sie aus dem Rheine herausgezogen hatte, beerdigt. — Sanft ruhe die Asche eines Mannes, der in dem wahrhaft Gott gefälligen Werk der Menschenrettung sein eigenes Leben hingiebt! Solche Thaten folgen in die Ewigkeit nach.

Schumacher, (Ignaz,) Chorherr zu Luzern, geb. daselbst 1742. Schon in den Knabenjahren zeigte er viel Lernbegierde und Neigung zum Studium. Sowohl nach den Absichten seiner Eltern, als auch nach seiner eigenen Entschliessung wurde er dem geistlichen Stande gewiedmet. Er kam von Wellisau, wo sein Vater Stadtschreiber war, in die Schule der Jesuiten zu Luzern. Die lateinische und griechische Sprache und die Erklärung der vorzüglichsten Dichter und Prosaisten in denselben, waren die Hauptgegenstände des Unterrichts, welchen er von einigen geschickten Männern genoß, womit noch Geschichte, Physik und Mathematik verbunden wurde. Nach Vollendung seiner Studienkurse und empfangener Priesterweihe, erhielt er schon in seinem 23sten Altersjahr ein Kanonikat an der Stiftkirche St. Leodegar seiner Vaterstadt, ward nachher Kustos, Präsenz und Kapellherr. Bey allen Arbeiten, die ihm seine Stellen auflegten, ließ er sich nicht abhalten, mit dem fortschreitenden Zeitalter in wissenschaftlicher Kultur gleichen Schritt zu halten, und seine Bekanntschaft mit der ältern und neuern Literatur zu erweitern. Sein gesundes Gefühl und seine richtige Unterscheidungskraft liessen ihn in jeder Wissenschaft, die ihm aufstieß, in jedem System, welches sich erhob, bald das Interessanteste und Nützlichste auffinden, und sich damit bereichern. Was auf die Geistesbildung seiner Mitbürger und auf die Veredlung ihrer moralischen Gefühle einigen Einfluß haben mochte, beförderte er aus allen Kräften. So ward er einer der ersten Stifter der luzernischen Lesegesellschaft, und ihr Präsident bis an seinen Tod. Der Ruf von seiner gründlichen Gelehrsamkeit beruhte freylich nicht auf Büchern, Brochüren und Flugblättern, die er in's Publikum gesandt, weil nach seiner Meynung nicht jeder, der schriftstellert, darum auch Gelehrter ist und Mancher es seyn kann, ohne eben seine Geistesprodukte der Welt aufzudringen — sondern seine gelehrten Verdienste äusserten sich unverkennbar im Umgange

mit ihm, und in seinen Privatunterhaltungen, wo man den vielseitig gebildeten Mann bald zu erkennen Gelegenheit hatte. Diese seine Gelehrsamkeit stand übrigens noch mit Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, die ihn in fortwährender Thätigkeit, der unverdienten Armuth großmüthig aufzuhelfen, erhielt, mit Herzlichkeit, Biederkeit, und mit den liebenswürdigsten Tugenden des geselligen Lebens in glücklicher Verbindung; daher er auch die allgemeine Achtung und Liebe aller derer genoß, welche ihn näher kannten. Er starb den 5. Christmond 1788.

Schumacher, (Joseph Anton,) Ammann des Kantons Zug und Partheyhaupt, kam 1718 in den Stadt- und Amtsrath, wußte sich von Ehrfurcht getrieben in das Zutrauen des Volks einzuschmeicheln, und wurde zum Landvogt von Hünenberg und 1729 zum bürgerlichen Stabführer erwählt. Mit dem Ammann Josua Schicker spielte er in den mit diesem Jahr begonnenen und bis 1735 fortgesetzten innern Unruhen eine bedeutende Rolle. An der Spitze der Zur-Laubischen Gegenparthey, welche eine Abänderung in der Austheilung der französischen Bundes- und Gnadengelder, so wie des burgundischen Salzes forderte, sich vielfältige Feindseligkeiten gegen die Zur-Laubische Familie erlaubte, und in ihrer Erbitterung sogar am 14. Herbstmond 1732 das bey der Landesgemeinde dahin brachte, daß sie den französischen Bund aufhob, war Schumacher besonders thätig, die Spaltungen, die den Kanton beunruhigten, zu unterhalten, und im Besitze der Volksgunst, die ihn 1731 zur ersten Stelle des Staats erhob, seinem eigenen Wohlstand Vortheile zuzuwenden. So bedeutend aber sein Einfluß in den stürmischen Ereignissen seines Vaterlandes war, so tief setzte ihn das Schicksal wieder herab. Im Hornung 1735 wurde er seiner politischen Stellen entsetzt, gerieth in Verhaft, mußte die Bildnisse der in Effigie hingerichteten Verbannten,

am 9. März desselben Jahrs vom Hochgerichte nach dem Rathhause zurücktragen, und wurde am folgenden 16. May auf die sardinischen Galeeren verurtheilt. Er starb aber unterwegs in den Gefängnissen zu Turin.

Stapfer, (Heinrich,) gewesener helvetischer Senator, geb. zu Horgen am Zürichsee 1749, war ein begüterter, unterrichteter und geachteter Landmann, bekleidete vor der Epoche der sogenannten Stäfnerunruhen im J. 1794 eine Landrichterstelle in dem Gerichtskreise seines Heymathorts, und hatte Lieutenants-Brevet bey der zürcherschen Kantonsmiliz. Durch seine Einmischung in das Stäfnergeschäft und durch seine in demselben ertheilten Rathschläge und gesetzwidrigen Schritte, zog er sich Gefangenschaft und eine Geldstrafe von 400 Mark Silber in das Armengut seiner Gemeinde zu. Ungeachtet seiner bezeugten Reue über seine Verirrungen, war dieselbe bey ihm von keiner langen Dauer. Seine politischen Ideen, die er seit einiger Zeit ausgesprochen hatte, konnte er weder mildern noch aufgeben. Dadurch zog er sich neuen Verdacht zu, der ihn nöthigte sich zu flüchten. Mit der Erscheinung der Generalamnestie kehrte er zurück, und wurde bald hernach von seinen von den neuen republikanischen Grundsätzen begeisterten Mitbürgern zu einem Deputirten der Landeskommission und Beygeordneten zu dem zürcherschen großen Rath erwählt. Hier wußte er sich durch warme Theilnahme an dem Interesse des Tags und der Zeit die lobhaftesten Beyfallsbezeugungen zu verschaffen; daher die Wahlversammlung des Kantons Zürich ihn am 2. April 1798 in den helvetischen Senat ernannte, dem er bis zu seiner Auflösung am 7. August 1800 beygewohnt hatte. Nach der Einführung der jetzigen Föderativverfassung kam er am 15. April 1803 durch das Loos in den großen Rath des neu organisirten Kantons Zürich, und starb im Hornung

1813, nachdem er ein schönes Andenken seiner Bürgerliebe zurückgelassen, indem er den Armenanstalten des Kantons und seiner Gemeinde 620 Louisd'ors legirt hatte.

Steinli, (Kaspar,) Altbürgermeister zu St. Gallen, geb. daselbst 1740. Sein Vater, ein Feilträger, hatte anfangs mit großer Dürftigkeit zu kämpfen, und mußte sein Brod für sieben Kinder mit vieler Mühe suchen; er hatte aber sein bisheriges und künftiges Schicksal hoffnungsvoll der göttlichen Vorsicht empfohlen, und verband mit diesem Vertrauen auf Gott die möglichste Sparsamkeit in seiner Haushaltung, wodurch er es denn auch so weit brachte, daß er nach und nach in etwas leidlichere Umstände kam. Sobald es sein Alter gestattete, schickte er den hoffnungsvollen Knaben in die öffentlichen Schulen, deren Besuch ihm, ungeachtet seiner brennenden Wißbegierde, jedoch nicht länger vergönnt war, als bis seine Kräfte es gestatteten, sein Brod selbst zu verdienen. Er wurde Garnsieder; eine Bestimmung, die ihm freylich keine Aussicht zu irgend einem Emporkommen darbot. Inzwischen gelang es ihm bey diesem anscheinend wenig beachteten Gewerbe in ökonomischer Hinsicht solche Fortschritte zu machen, daß er schon im ersten Jahrzehend seines 1770 begonnenen Ehestandes ein artiges numerarisches Vermögen besaß, welches er seiner Rechtschaffenheit, seinem Fleiße und einer klugen Einrichtung seines Hauswesens zu verdanken hatte. Diese ihn so vortheilhaft auszeichnenden Eigenschaften erwarben ihm auch gerechte Ansprüche auf die Achtung seiner Mitbürger, die es sich's zur Freude machten, den wackern talentvollen Mann auch dem gemeinen Wesen zu gewinnen, und wählten ihn 1778 zum Mitgliede des Stadtgerichts, 1779 zu einem des großen Raths, dann 1783 zum Zunftmeister und 1785 zum wirklichen Rathsherrn. Der Niedrigkeit entrissen, und zu Staatswürden erhoben, machte

Steinli durch seinen bewiesenen schlichten geraden Verstand, durch seine natürliche Beredtsamkeit, durch seine Thätigkeits- und Vaterlandsliebe jene bald vergessen, und zeigte, daß er für solche Stellen empfänglicher sey, als man weder glaubte noch hoffte. Daß er fast Alles, was er war, nur durch sich selbst, ohne fremde Anleitung oder besondere Schulbildung, wurde, gereichte ihm zu desto größerm Ruhme. Ein solcher Weg ist freylich für den Emporsteigenden mühsam und beschwerlich, lohnt ihn aber um so reichlicher, wenn er am Ziele steht. Steinli stand aber noch nicht an demselben; er sollte seinen Lauf bis zur höchsten Staatsstelle, bis zum Konsulate fortsetzen, da ihn seine Einsichten, seine Tugenden und seine Geschicklichkeit dafür befähigten. Im J. 1794 wurde ihm dieselbe aufgetragen, welche er bis zur Revolution mit immer gleichem Vertrauen seiner Mitbürger bekleidete. Diese Letztere hatte nun die vormalige Verfassung und Selbstständigkeit des Freystaats der Stadt St. Gallen aufgehoben und den biedern Geschäftsmann von seiner Stelle verdrängt; darum hörte er aber nicht auf seiner Vaterstadt seine Dienste und Kräfte zu weihen. Bey jeder Magistratswahl, welche in der Folge bey dem jedesmaligen Schicksalswechsel von seinen Mitbürgern vorgenommen werden mußte, wurde er von diesen immer zuerst genannt, und an die Spitze der Geschäfte gestellt, und ihm die Leitung derselben anvertraut. Die Interessen seiner Vaterstadt waren Gegenstände, die ihm fortwährend am Herzen lagen, denen er seine Privatvortheile eben so edelmüthig als bereitwillig zum Opfer brachte. Um ganz derselben anzugehören, lehnte er den im J. 1803 an ihn ergangenen Ruf zum Mitgliede der neuaufgestellten Kanton St. Gallischen Regierung ab, und zog also eine subalterne Rolle, wie die eines Präsidenten des Stadtraths, jener der Mitbeherrschung des Landes als Regierungsrath vor. So verlebte er in diesem beschränktern Wirkungskreise den Rest seiner Tage, und erhielt sich die Liebe seiner Mit-

bürger, denen er zu einem vorleuchtenden Beyspiel in thätigem vaterländischem Wirken dienen konnte, bis an sein 1814 erfolgtes Lebensende.

Steinmüller, (Jakob,) Kammerer und Pfarrer zu Matt im K. Glarus. Er wurde 1716 zu Glarus, wo sein Vater als Schulherr öffentlichen Unterricht ertheilte, geboren. Nachdem sowohl dieser als sonst einige würdige Männer, den jungen Steinmüller hinlänglich vorbereitet hatten, eine hohe Schule zu beziehen, begab er sich 1737 auf die Universität zu Basel, wo ihm das seltene Glück wurde, von ausgezeichneten Literatoren, wie Werrenfels, Grynäus, Iselin und Frey waren, welche sich damals das Verdienst erwarben, durch ihre Bemühungen vortheilhaft auf die Bildung talentvoller Jünglinge zu wirken, zur wahren Gelehrsamkeit geleitet zu werden. Unter diesen verdienstvollen Männern umfaßte er bald alles Wichtige in der ältern und neuern Theologie und in der Philosophie im weitesten Verstande. Er wurde zugleich mit den besten Schriftstellern des Alterthums nicht etwa bloß bekannt, sondern innig vertraut. Nach einem vierjährigen Aufenthalte zu Basel und rühmlich überstandenen Prüfungen zum Predigtamte, kehrte er in seine heymathlichen Thäler zurück, wo er bald Gelegenheit fand seine mannigfaltigen und großen Kenntnisse und sein vortreffliches Rednertalent nicht nur zu zeigen, sondern Letzteres noch in einem höhern Grade auszubilden und zu vervollkommnen. Im J. 1744 kam er als Feldprediger zu dem piemontesischen Schweizerbataillon Meyer. Hier zeigte er sich bald als einen in jeder Rücksicht großen Kanzelredner. Er predigte mit dem allgemeinsten Beyfalle und dem sichtbarsten Eindrucke auf die Herzen seiner Zuhörer, und erwarb sich in kurzer Zeit bey Soldaten und Offiziers von beyden Religionen die ausgezeichnetste Achtung und Liebe. Es wurde ihm sogar die Ehre

zu Theil, daß der König sein Zuhörer ward, und seinen Vortrag bewunderte. 1748 berief ihn die Gemeinde Matt in's Vaterland zurück, indem sie ihn zu ihrem Seelsorger ernannte. Freylich konnte er an dieser neuen Stelle seine Gaben nur nach der Empfänglichkeit seiner Landgemeinde wirken lassen, verrieth aber doch dabey den Mann, der in einer höhern Sphäre zu glänzen im Stande seyn würde, wenn ihm eine solche beschieden wäre. Sein Loos war ihm aber gefallen hier zu bleiben, und 34 Jahre stand er als ein Vorbild eines würdigen Seelsorgers, von Beyfall, Achtung und Liebe umgeben, dieser Gemeinde bis an sein im May 1782 erfolgtes Lebensende vor. Man hat von dem geistvollen Manne keine öffentlich im Drucke erschienenen Arbeiten; eine einzige und zwar nie gehaltene Rede ausgenommen, die ohne sein Vorwissen gedruckt wurde, und ihm beynahe obrigkeitliche Ahndung zugezogen hätte. Der Umstand war dieser: Er war einmal eben an dem Lesen des Demosthenes, als die Männer aus seinem Kirchspiel von einer Landsgemeinde, die ausserordentlich zu Glarus an diesem Tage gehalten wurde, zurückkamen. Die Heimkehrenden sprachen mit Heftigkeit; er erkundigte sich deßwegen, und erfuhr, daß die von Frankreich geforderte Ueberlassung von zwey neuen Kompagnien vom Stande Glarus auf der Landsgemeinde allerley Debatten veranlaßt hätte. Sogleich legte er seinen Demosthenes auf die Seite und frug sich: wie sich der Grieche in dem schwierigen Fall benommen, und wohl vermuthlich zu seinem Volke geredet hätte? Diese Aufgabe löste er auch sofort mit der Verfertigung einer Rede auf, deren interessanter patriotischer Inhalt in Beziehung auf fremde Kriegsdienste einem ihn besuchenden Zürcherfreunde so wohl gefiel, daß dieser sich den Aufsatz ausbat, ihn in der Stille drucken, und eine Menge Exemplare im Glarnerlande verbreiten ließ. Die darin mit Freymüthigkeit ausgesprochenen Wahrheiten machten auf die Glarnerlandleute nicht den vortheilhaftesten Eindruck, so daß sie

den Verfasser zur Rede stellten, der sich aber so gut zu vertheidigen wußte, daß sie sich zufrieden gaben.

Stephani, (Franz Ludwig,) Archidiakon am Münster zu Bern, geb. zu Aarau 1749. In den Anfangsgründen der Wissenschaften wurde er auf der Schule seiner Vaterstadt unterrichtet. 1762 kam er auf die Schule und Akademie zu Bern, zeigte auf derselben einen sich stets gleich bleibenden Fleiß und eine seltene Wißbegierde. Mit einem vortrefflichen Gedächtniß begabt, faßte er alles leicht, und behielt mit gleicher Leichtigkeit das Gefaßte. Seine schon frühe an ihm bemerkbaren Vorzüge, nemlich eine gesunde Beurtheilungskraft, einnehmende Bescheidenheit und liebenswürdige Offenherzigkeit im Vereine mit mannigfaltigen schönen Kenntnissen, verschafften ihm Hauslehrerstellen in den besten Häusern dieser Hauptstadt. 1772 wurde er mit vorzüglicher Zufriedenheit zum Predigtamte befördert, und disputirte schon im folgenden Jahre mit großem Lobe für die theologische Professur. Er wollte eben eine literarische Reise antreten, als er die Pfarre Nidau erhielt. Von dieser kam er nach sechs Jahren an die Pfarrstelle zu Biel, von wo ihn im J. 1786 seine Vaterstadt Aarau zu ihrem Seelsorger berief. Hier wirkte er besonders wohlthätig. Er verpflanzte das damals in seiner Art noch einzige Goßweilerische Töchterinstitut von Zürich in diese Stadt, und goß dadurch nicht nur einen neuen Geist in die weibliche Erziehung seines Vaterorts, sondern trug mittelbar dazu bey, daß diese Erziehungsart bald darauf auch zu Bern nachgeahmt ward, wohin man die zu Aarau erzogenen Schülerinnen zu Lehrerinnen der jungen Töchter berief. Als erklärtem Gegner aller politischen Neuerungen verleideten ihm die Gährungen unter seinen Mitbürgern den längern Aufenthalt zu Aarau, und freudig folgte er dem im J. 1794 von Bern an ihn ergangenen Ruf als

Prediger an der dortigen Münsterkirche. Während der Revolution übertrug ihm und Professor Wagner die bernische Administrationskammer die Besoldung der Kantonsgeistlichkeit, welchem Geschäfte er fünf Jahre vorstand und ihm mehr als 800,000 Frkn. durch die Hände gehen ließ. Dabey wartete er seinem Amte mit musterhafter Treue. Auch die mit dem Jahr 1803 eingetretene neue Regierung zu Bern huldigte seinen Verdiensten und ernannte ihn, obgleich er durch die Trennung des Aargaus vom Kanton Bern nicht mehr Kantonsangehöriger war, zum Mitgliede des obern Ehegerichts. Noch manchen Beweis seiner Werthschätzung würde er empfangen haben, hätte ihn nicht der Tod am 20. Jänner 1813 überrascht. Von ihm sind verschiedene Gelegenheitspredigten im Drucke erschienen, die sich durch Gedankenfülle, Gründlichkeit, ächte Popularität und Schreibart auszeichnen.

Stolz, (Johann Jakob,) Doktor und Professor der Theologie, und gewesener erster Prediger an der St. Martinskirche zu Bremen, geb. zu Zürich 1754, wo er auch die öffentlichen Schulen und akademischen Hörsääle besuchte, und sich frühzeitig durch seine Fähigkeiten auszeichnete. Im zwanzigsten Altersjahr (1774) wurde er zum Predigtamte geweiht. Im J. 1781 erhielt er die zweyte reformirte Predigerstelle zu Offenbach am Mayn, und drey Jahre später, im J. 1784, ward er Pastor primarius an der Martinskirche zu Bremen; 1798 Doktor der Theologie und zugleich Professor derselben am Gymnasium dieser Stadt. Daselbst erwarb er sich durch seine Predigergaben, seine Amtstreue und unermüdete gelehrte Thätigkeit die Werthachtung nicht nur seiner Gemeinde, an welcher er stand, sondern er empfahl sich auch besonders dem größern, zumal literarischen Publikum, durch seine herausgegebenen Predigten, Erbauungsschriften und exegetischen Arbeiten. Vor mehrern

Jahren nöthigte ihn seine Harthörigkeit nach der geliebten Vaterstadt zurückzukehren, in welcher er im März 1821 gestorben ist. Neben mehrern andern Kindern hinterließ er einen Sohn gleiches Namens, der gegenwärtig ausserordentlicher Professor am bremischen Pädagogium ist. Dieses äusserst arbeitsamen vortrefflichen Mannes Gelehrsamkeit war im gleichen Grade ausgebreitet, gründlich und praktisch. Sie umfaßte alles Wichtige in der ältern und neuern Theologie; seine Belesenheit war unermeßlich, und ersetzte bis zu seinen letzten Tagen die Lektüre aller neuen Schriften, die im theologischen Fache nur einigermaßen beträchtlich seyn konnten, unaufhörlich fort. Aus der Menge von Stolzens Schriften verdienen hier besonders ausgezeichnet zu werden: Seine Uebersetzung sämmtlicher Schriften des neuen Testaments, deren vierte durchaus verbesserte und umgearbeitete Ausgabe, in zwey Theilen 1804 in Hanover gr. 8. erschienen ist, und wozu er Erläuterungen für geübte und gebildete Leser schon bey den frühern Auflagen verfaßte, die auch unter dem Titel: Anmerkungen zu seiner Uebersetzung sämmtlicher Schriften des neuen Testaments u. s. w. nachgedruckt wurden. Eben so erwähnungswerth ist sein Geist der Sittenlehre Jesu, in Betrachtungen über die ganze Bergpredigt, 3 Thle. 1793, so wie sein Joseph, prophetisches Symbol von Jesus dem Nazarener, König der Juden; ein Buch zum Genusse für denkende Christen von Kultur und poetischem Gefühl, Zürich 1786. 8. Da er durch Niederlegung seines Pfarramts und Professorats in Bremen zu mehrerer Muße gelangte, benutzte er dieselbe zur Herausgabe verschiedener gehaltvoller Arbeiten, von welchen die beyden Streitschriften des Ulrich von Hutten gegen Erasmus und Dieses gegen Jenen ꝛc. ꝛc. Aarau 1813; seine Psalmen für eine gebildete Dame übersetzt und in Kürze erläutert, Zürich 1814, 8., und seine ver-

mischten kleinern Schriften, 2 Thle., Winterthur 1817. 8. vorzüglich zu beachten sind.

Stakar, (David von Neuforn,) Staatsrath und Seckelmeister zu Schafhausen, geb. daselbst 1754. Von Jugend auf hatte er sich politischen Geschäften gewiedmet, und erhielt nach und nach in seiner Vaterstadt die wichtigsten Stellen in der Regierung. 1778 trat er in den großen Rath, ward in den Jahren 1786 und 1791 Syndikator in Lauis, 1793 Stadtschreiber, und späterhin Obherr und Seckelmeister des schafhausischen Freystaats, in dessen Namen er oft als Deputirter auf den Tagleistungen erschienen war, und sich eine so große Achtung erworben hatte, daß er von diesen mehrmals als Gesandter an auswärtige Höfe abgeordnet, und zu verschiedenen wichtigen Negotiationen beauftragt wurde. Ausgezeichnete Verdienste hatte ihm auch Schafhausen noch besonders zu verdanken. Als Präsident der Verwaltungskammer während der Revolution, trug er mit wenigen Freunden, vorzüglich durch seinen persönlichen Kredit und die allgemeine Ueberzeugung von seinem Wohlmeinen, zur Erhaltung der Ruhe im Kanton, und möglichster Abwendung manches demselben drohenden Schadens Vieles bey; durch Ordnung, vernünftige Sparsamkeit und glückliches Auffinden neuer Hülfsquellen brachte er in den eilf Jahren der mediationsmäßigen Verfassung als Standesseckelmeister die durch die Revolution äusserst zerrütteten Finanzen wieder in einen guten Zustand, und seine Mitwirkung zu jeder nützlichen Anstalt (unter Anderm auch zur Verbesserung der Schulen) und zu völliger Herstellung der Eintracht zwischen Stadt und Land war wohlthätig wirksam, so daß der Kanton Schafhausen, einer der kleinsten Stände der Eidgenossenschaft, sich die Achtung aller Uebrigen erwarb, und im Innern sein Wohlstand wieder zunahm. Er und sein eben so verdienstvoller Schwager, Bürgermeister Pfi-

ßer, handelten hierin nach gleichen Grundsätzen, jeder in seinem Kreise mit gleich nützlicher Thätigkeit. Wie bekanntlich es in Republiken immer Leute giebt, denen die verhaßteste Aristokratie die der Talente ist, so fehlte es auch Stokar nicht an Neidern und Feinden, die ihn zu verschiedenen Malen angriffen; aber jedesmal zog er sich mit leichter Mühe und mit der größten Ehre aus dem Kampf, und nie hat jemand ihn an einem seiner Gegner, wenn sich auch Gelegenheit dazu anbot, die mindeste Rache nehmen sehen. Die neuesten politischen Unruhen der Schweiz, zumal die in seinem eigenen Kanton, verbitterten ihm seine letzten Lebensmonate — aber alle rechtschaffenen und aufgeklärten Bürger segnen sein Andenken, und preisen die großen Verdienste, die er sich um sein Vaterland erwarb. Redlichkeit, Offenheit, Gutmüthigkeit und feiner Edelsinn leuchteten an seinem persönlichen Karackter in sanftem kunstlosem Glanze. Als wissenschaftlich gebildeter Staatsmann, wußte er durch seinen geraden hellen Blick, und durch den Schwung seines Geistes seinen Umgang lehrreich und angenehm zu machen. Er starb im Heumonde 1814.

Sury, (Peter Joseph Felix,) Probst zu Solothurn, geb. daselbst 1719. Seine Eltern hatten es an nichts fehlen lassen, ihm die beste Erziehung und Bildung zu geben. Talente und Neigung zu Büchern und zum Lernen, die sich schon in der frühesten Jugend bey ihm gezeigt hatten, bestimmten ihn für den gelehrten, oder was in seiner Vaterstadt das Gleiche sagen wollte, für den geistlichen Stand. Zu Rom und Paris, wohin er sich der Studien wegen begeben hatte, verflossen ihm die Jahre seines Aufenthalts in diesen merkwürdigen Städten, unter beständigem Fleiße in Ausbildung seines Geistes durch Aufsammlung vielfältiger Kenntnisse, und seines Geschmacks durch mannigfaltige Lektüre. Nach seiner Rückkehr in's Vater-

land wollte seine Regierung seine Talente nicht unbenutzt lassen, sondern ernannte ihn 1741 zum Chorherrnprediger, in welcher Stelle er als ein Mann von nicht gemeiner theologischer Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Kanzelgaben, so wie von einem sehr lebhaften religiosen Sinne, aber auch von noch vielen anderweitigen Kenntnissen, die egyptischen Finsternisse der Barbaren, die damals noch einen Theil der Schweiz bedeckten, glücklich durchbrach. Diese Vorzüge und Verdienste bahnten ihm auch den Weg zur höchsten geistlichen Würde Solothurns, die er im J. 1776 durch seine Erhebung zur Probstey bey dem Kollegiatstifte St. Urs und Viktor daselbst erhalten hatte. Zugleich beehrte ihn der Titularbischof von Lausanne zu Freyburg, mit dem Generalvikariat dieser seiner Diözese, so weit sie sich über den Kanton Solothurn erstreckt. Nicht nur machten ihn aber seine gelehrten Kenntnisse, mit Scharfsinn und Geschmack verbunden, und sein lichter heller Geist, schätzbar, sondern auch seine thätige Menschenliebe und sanfte Leutseligkeit erwarben ihm viele Freunde und Verehrer. Er starb im Weinmonde 1786.

Suter, (Meinrad,) Landammann des K. Schwyz, geb. zu Schwyz 1766. Die nöthigen Vorkenntnisse erwarb er sich in der Schule seines Vaterorts, in welcher er sich auch in der lateinischen Sprache übte. Als er es in den Schulwissenschaften so weit gebracht hatte, daß man ihn für eine höhere Bildungsanstalt reif achtete, kam er nach Mailand, wo er sich einige Jahre aufhielt, und dann hernach sich nach Besançon begab, um da die in der politischen Welt unentbehrliche französische Sprache zu lernen. An Geist und Körper trefflich gebildet, kehrte er ihm 21sten Altersjahr nach Schwyz zurück, und erhielt sogleich (1787) die Stelle eines Landschreibers, die er bis im May 1798 bekleidete. Bey seinen guten natürlichen Fähigkeiten, bey

seiner nicht gemeinen Landes- und Gesetzeskunde und bey seiner genauen Bekanntschaft mit den Uebungen und Gewohnheiten, die seinem Kanton besonders eigen sind, mußte sein Wirkungskreis an Ausdehnung immer mehr gewinnen, und er wurde gewissermaßen ein Orakel seines Volkes. Obgleich die Revolution im Kanton Schwyz, wie es überhaupt damals der Fall gewesen war, die Partheyen schroff einander gegenüber gestellt hatte, behielt Suter die goldene Mittelstraße, auf welcher er bis an das Ende stets unter allen Stürmen fortwandelte, so daß er unbegränztes Zutrauen der Einen erhielt, ohne dasselbe bey den Andern zu verlieren, und sogar als Kantonsrichter, Bezirks- und Kantonsstatthalter, welche Stellen er abwechselnd vier Jahre hindurch versehen hatte, von seinem Werth bey seinen Mitlandleuten nichts einbüßte. Zwar hatte ihn 1799 das traurige Loos getroffen, mit den Angesehendsten des Landes, auf Befehl des helvetischen Direktoriums, als Geisel aufgehoben und nach Aarburg geführt zu werden; allein diese Gewaltthat hinderte ihn doch nicht, wenigstens äusserlich unpartheysam zu bleiben, wenn auch Abneigung und Haß gegen seine Gegner in seinem Innern entstanden seyn mochten. Im J. 1803, als die kleinen Kantone ihre durch die Vermittlungsurkunde festgestellten demokratischen Verfassungen wieder organisirt hatten (wo Suter auch einer der sieben ernannten Kommissarien war, welche beauftragt waren, dieses Geschäft im K. Schwyz in Gang zu bringen), wählte ihn die schwyzische Landsgemeinde einmüthig zum Landesstatthalter und 2 Jahre später zum Landammann. Während seiner Amtsverwaltung trug sich im J. 1806 die Verschüttung von Goldau zu, wobey ein großer Theil seines Vermögens zu Grunde gieng. Im J. 1811, wurde er zum zweyten Male, und zwar abwesend, von dem souverainen Volk an die Spitze des Staates gestellt; konnte aber als Abgeordneter seines Kantons schon nicht mehr auf der eidgenössischen Tagleistung erscheinen, weil die durch seine Thätigkeit gestörte Gesundheit ihn in seinen öffentli-

chen Geschäften zu unterbrechen angefangen hatte, und seine Krankheitsumstände sich allmälig so sehr verschlimmerten, daß er den Abend seines Lebens nicht mehr ferne erblickte, wie er denn auch im May 1816 wirklich starb. Suter war ein Mann, der unter günstigern Zeitverhältnissen den Wohlstand seines Kanton zu befördern allerdings tüchtig gewesen wäre. Mit uneigennütziger Redlichkeit und festem Karackter verband er gründliche Einsichten in das schwyzische Staatswesen, und bot freudig zu Allem die Hand, was er seinem Kanton für nützlich und heilsam hielt. Als Mitglied der sogenannten Schuttkommission leitete er die meisten Arbeiten, war einer der thätigsten Beförderer des Straßenbaus, und betrieb, ungeachtet der im Wege gestandenen großen Hindernisse und Vorurtheile, die Einrichtung einer Waisenbehörde; anderer löblichen Bemühungen hier nicht zu erwähnen, die seinem vaterländischen Gesinnungen Ehre brachten.

Tanner, (Konrad,) Fürstabt zu Einsiedeln, geb. zu Schwyz 1752. Der wissenschaftliebende Jüngling, der sich dem geistlichen Stande zu wiedmen beschloß, trat zu Maria-Einsiedeln die in dortige Klosterschule, in welcher er in Sprachen und Wissenschaften ausgezeichnete Fortschritte gemacht hatte. Im zwanzigsten Jahr seines Alters that er daselbst Profeß in dem Benediktinerorden, und wurde 1777 zum Priester geweiht. Um so glücklicher fühlte er sich in seinem klösterlichen Kreise, da er sich in demselben literarischen Beschäftigungen hinzugeben Gelegenheit fand, und begeistert von seinem edeln Vorsatze, war es ihm leicht, seine geschäftsfreyen Stunden für denselben zu benutzen, und seine geistigen Bedürfnisse aus den Schränken der dortigen ansehnlichen Bibliothek zu befriedigen. Von seinem Eifer und von seinen Talenten überzeugt, übertrug ihm der verstorbene Abt, Beat Küttel, in der Folge eine Professur in dem einsiedelischen Kollegium zu Bellenz, in

welchem er ihn mehrere Jahre hindurch zum Unterrichte der Jugend brauchte, und ihm nachher die Probstwürde daselbst ertheilte. Nach der Befreyung des Klosters von den Bedrängnissen der Revolution berief ihn der Abt wieder nach Einsiedeln, und ernannte ihn zum Statthalter. Geschätzt von seinen Klosterbrüdern, eben so wohl seiner Tugenden als seiner Gelehrtheit wegen, wurde er im J. 1808 mit großer Stimmenmehrheit von ihnen zum Abt erwählt. Theils zur Ablehnung des Vorwurfs, daß die einsiedelischen Mönche einer fortschreitenden Aufklärung abgeneigt seyen, theils aber auch sie nützlich zu beschäftigen, traf er manche Einrichtung in seinem Kloster, die auf Beförderung der Kultur in Wissenschaft und geistigem Leben Bezug haben sollte. Seine Verdienste zu krönen, und den dem heiligen Stuhle treuergebenen demokratischen Ständen einen Beweis ausgezeichneter Gnade und Gewogenheit zu geben, beschloß der Pabst im J. 1819, Einsiedeln zum Bisthumssitze zu erheben und den Fürstabt mit der Inful über die Urkantone Ury, Schwyz, Unterwalden und Zug zu schmücken. Ungeachtet die Regierungen von diesen sich diese Erhebung hätten wohl gefallen lassen, so wenig reimte sie sich zu den Hoffnungen des weltlichen Klerus, der sich dem Beschlusse nachdrücklich widersetzte; auch berechneten die einsiedelischen Kapitularen klüglich den Nachtheil, welchen die Erhebung ihres Vorstandes ihnen bringen würde, und wollten sich diese Ehre ebenfalls nicht aufdringen lassen. Somit zerfiel das Projekt, und ward stillschweigend vom Pabste wieder zurückgezogen. Im J. 1825 starb Abt Konrad, zwar ausgezeichnet durch treue Pflege römisch-orthodoxer Grundsätze, nicht minder aber auch durch viele liebenswürdige Eigenschaften, von welchen einige sehr geringe und desto verzeihlichere Schwachheiten, die ihm als Folge seiner Lage und Erziehung ankleben mochten, im reichlichsten Maße überwogen wurden. Von ihm ist im Drucke erschienen: Betrachtungen zur sittli-

chen Aufklärung im neunzehnten Jahrhundert, sowohl für geistliche als weltliche Personen. 2 Bände. Augsburg 1804.

Tercier, (Johann Peter,) königl. französischer Bücherzensor, geb. zu Paris 1704. Sein Vater war ein Freyburger und hatte sich daselbst niedergelassen, wo auch der Sohn, der durch grosse Fähigkeiten sich frühe auszeichnete, jene Geistesbildung erhielt, um als Gelehrter künftig in der Welt aufzutreten. Im J. 1733 begleitete dieser den französischen Gesandten, Marquis de Monti, nach Polen; allein beym Ausbruche einer Empörung gegen den König Stanislaus flüchtete er sich mit diesem Könige und mit dem Gesandten nach Danzig. Mit dem Letztern gerieth Tercier in russische Gefangenschaft, und erhielt erst nach einem Verhafte von mehr als achtzehn Monaten wieder die Freyheit. Im J. 1736, nach seiner Zurückkunft in Frankreich, zog ihn der Kardinal Fleury hervor, und schickte ihn im J. 1748 mit dem Marquis de St. Severin auf den Friedenskongreß nach Aachen. Nachher wurde er in dem Ministerium der auswärtigen Geschäfte erster Sekretär. Den Rest seiner Tage verbitterte ihm die Stelle eines königlichen Bücherzensors, zu welcher er erhoben ward. Da er den Druck von Helvetius Werke de l'esprit bewilliget hatte, wurde er aller seiner Stellen entsetzt. Nichtsdestoweniger blieb er aber bey Hofe in Achtung. Der Herzog von Choiseul beauftragte ihn mit der Ausarbeitung historischer Denkschriften über die Staatsunterhandlungen, zum Gebrauche für den Dauphin. Diese Schriften wurden in dem Archive der auswärtigen Geschäfte niedergelegt. Für die Ausarbeitung erhielt Tercier eine Leibrente von 6000 Livres. Als Mitglied der Akademie des inscriptions lieferte er verschiedene Mémoires, z. B. über die Eroberung von Egypten durch den türkischen Kaiser Selim I.; über den Ursprung

der scenischen Spiele in Rom; ferner führte er in einer andern Abhandlung den historischen Beweis, daß unter allen heutigen Sprachen in Europa die Deutsche diejenige sey, in welcher die meisten Spuren des höhern Alters übrig bleiben; welche Arbeiten alle, so wie seine Letzte, über den Ursprung von der Dynastie der persischen Sophi, in den Akten dieser Gesellschaft nachgesehen werden können. Dieser ausgezeichnete Literator und Geschäftsmann starb im Jänner 1766, und der Ritter von Solignac, Sekretär der Akademie des sciences et belles lettres feyerte sein Andenken in einer 1767 zu Paris gedruckten Lobrede.

Thiebaud, (Jonas,) ein geschickter Stempelschneider, geb. zu Neuenburg 1690. Er wiedmete sich frühzeitig dem Stahlschneiden, wozu er große Neigung hatte. Vom 15ten bis zum 19ten Jahr bildete er sich bey Dassier zu Genf, und erreichte eine solche Stärke und Kunstfertigkeit, daß er sich bald einen großen Namen damit machte. Bey seiner Rückkehr nach Hause, suchte ihn Bern in seine Dienste zu ziehen, wo er auch mit großem Beyfall arbeitete. Von 1724 bis 1733 war er für die gräflich montfortische Münzstatt, für den Fürst von Hohenzollern und für die Regierung zu Luzern beschäftigt, für welche Letztere er doppelte und einfache Dukaten schnitt. Drey Jahre arbeitete er hierauf in der herzoglich würtembergischen Münzstatt, gieng von da nach St. Gallen und Appenzell. Im J. 1740 begab er sich nach Augsburg, wurde daselbst mit dem Bürgerrechte beehrt und erhielt eine beständige Besoldung. Er verfertigte sowohl für diese freye Reichsstadt, und für den Churfürsten von Bayern, als für andere deutsche Fürsten die Münzstempel, und starb, als ein seiner Kunstgröße halben werthgeachteter Mann im J. 1769.

Thiebaud, (Jonas Peter,) des vorerwähnten Thiebaud zweyter Sohn, mit den gleichen Talenten ausgestattet, und eben so geschickt wie sein Vater, erhielt aus Achtung für ihre beyderseitigen Verdienste die Anwartschaft zur väterlichen Stelle, zog aber im J. 1755 wieder nach Neuenburg. Von 1758 bis 1761 arbeitete er für die Münzstatt zu Solothurn mit solchem Wohlgefallen der dortigen Regierung, daß sie ihm ihr Vergnügen in den ehrenvollsten schriftlichen Zeugnissen, und in einer großen goldenen Schaumünze, wozu er den Stempel selbst gestochen hatte, ausdrückte. Im J. 1766 wiedmete er sich ausschließlich seiner Vaterstadt, kam noch in denselben Jahr in den 60ger Rath, wurde 1794 Spitalmeister, erhielt auch das Prädikat eines königlichen Kontrolleurs und Inspektors der Münze, und starb vor wenigen Jahren, mit dem Ruhme eines eben so wackern, und für die Ehre seiner Vaterstadt thätigen Bürgers, als großen Künstlers.

Tobler, (Johann Konrad,) Altlandseckelmeister des Kantons Appenzell Ausserrhoden, geb. auf Heiden 1757, und gestorben im Speicher 1825. Unter den edelsten Eidgenossen unserer Zeit hatte dieser hochachtungswürdige Menschenfreund einen rühmlichen Platz sich erworben. Er gehörte einer Familie an, die seit dem J. 1652 in der Gemeinde Heiden wohnhaft, durch wohlgeordnete Thätigkeit und Einsichten, weise Benutzung der Zeitumstände, und durch den Garn- und Getraidehandel sich zu bedeutendem Wohlstand erhoben, auch in öffentlichen Stellen durch Vaterlandsliebe rühmlichst ausgezeichnet hat. — Seinen Namen machte er aber noch berühmter, als jeder Andere seiner appenzellerischen Geschlechtsverwandten, indem er nicht allein dieselbe Gewerbsthätigkeit und denselben Handelsfleiß sich aneignete, welcher diese in einen günstigen Ruf und Verhältnisse setzte, sondern weil er auch die

damit gewonnenen Glücksgüter erhabenen Zwecken heiligte, und ihnen solche Bestimmungen gab, die nur von einem großen Gemüthe ausgehen können. Schon durch seine Geistesbildung, Scharfblick, Verstandeskräfte und Vaterlandssinn, verdiente er mit den Ersten von seinen Landsleuten in den Rang zu treten; er wollte aber weder mit den Schätzen seines Geistes noch seines sehr beträchtlichen Geldvermögens glänzen; denn seine Größe, die er zu erstreben bemüht war, gilt einst noch vor der Nachwelt und erfreut sich ihres Beyfalls, wenn jeder andere Prunk längst verschwunden seyn wird. Von 1782 bis 1798 war Tobler Vorsteher und Hauptmann seiner Gemeinde; nach dem Umsturze der alten Eidgenossenschaft und ihrer Verfassungen, zuerst Mitglied des Gerichts und hernach im J. 1800 Statthalter des Distrikts Wald, in welchen Aemtern er es unter seiner Würde hielt, auf Kosten der Gerechtigkeit nach jenem Ruhme von Gütigkeit zu streben, den der Pöbel aller Klassen so gern auch an partheyische Richter und schlechte Beamte verschwendet; zugleich aber auch nie zu ungerechten oder auch nur zweydeutigen Mitteln herabsank, um das Gute zu stiften oder zu Tage zu fördern, weil er überzeugt war, daß aus unlautern Quellen sich das wahre und dauerhafte Gute nicht erwarten lasse. So wie er im Kreise seiner heymathlichen Gemeinde stets der treue Freund und Rathgeber ihrer Einwohner, und auch dann noch war, als er seinen Aufenthalt von Heiden nach Speicher versetzte; eben so wohlthätig war auch seine Wirksamkeit auf den Landesgemeinden, auf welchen seine bey wichtigen Gegenständen geführte Sprache, seinen richtigen Verstand, verbunden mit einem edeln Herzen, genugsam darlegte. Seine Tugend und Rechtlichkeit gewann ihm auch das Wohlwollen der souverainen Landesversammlung, welche diesen weisen und geschickten Geschäftsmann zur Würde eines Landseckelmeisters erhub, und dadurch die Achtung ausdrückte, mit

welcher Hohe und Niedere im Volke seinen Verdiensten huldigten, welche Stelle er jedoch in der Folge wieder resignirte. Im J. 1809 erschien Tobler zuerst als Wohlthäter an seinem Vaterort, indem er zur Aufnahme von elternlosen Kindern und herberglosen Armen, ein Waisen- und Armenhaus, schön und geräumig erbaute, mit demselben ansehnliche Länderenen verband, und diese Versorgungsanstalt der Pfarre Heiden als Geschenk eigenthümlich übergab. Dieser Stiftung folgten noch bey seinen Lebzeiten verschiedene Schenkungen in Geld nach, welche das ersterwähnte Armenhaus und dessen Zugehörungen mit einbegriffen bis zum J. 1822 auf ungefähr 50,000 fl. an Werth sich beliefen. Bey der Eröffnung seines letzten Willens, nach seinem am 14. Heumond 1825 erfolgten Absterben, fand sich seine Vatergemeinde Heiden noch mit 70,000 fl. von ihm bedacht, über welche aber der großmüthige Vergaber auf verschiedene Weise verfügte. So erhielt das Armenhaus davon noch 15,000 fl.; das von ihm gestiftete Provisorat auf Heiden, nebst seinem freundlich erneuerten väterlichen Hause 25,000 fl., aus deren Zinsen die Besoldung des Provisors (600 fl.), die Anschaffung der Lehrmittel für diesen, einer Schulbibliothek und deren Unterhaltung, nebst dem benöthigten Brennstoff zur Heitzung des Schulzimmers, bestritten werden soll. Eben so bestimmte er von dieser Vergabung 10,000 fl., theils zur Erhöhung des Pfarreinkommens mit jährlich 152 fl., theils zur Entschädigung für die Gemeindsvorsteher für ihre dem Gemeindewesen gewiedmeten Bemühungen; auch sollen aus diesem Vermächtniß 5000 fl. den beyden von ihm gestifteten Nebenschulen in Bissau und in der Zelg zu besserer Dotation derselben zukommen. Zugleich überließ dieser freygebige Testator zum Besten der Kirche, der Schul-, der Waisen- und Armenanstalten der Gemeinde seine in ihrem Bezirke befindlichen bedeutsamen Waldungen. Dem Kirchspiel im Speicher vergabte Tobler im Ganzen 22,000 fl., von

welchen er 20,000 fl. für die in demselben befindlichen Schulen bestimmte, in denen jedoch, neben den in Dorfschulen sonst üblichen Lehrfächern, noch in der Mathematik, französischen Sprache, Buchhaltung, Geschichte und Geographie Unterricht ertheilt werden solle; aus den Interessen des Ueberrestes erhöhte er aber den Besoldungsertrag des dortigen Pfarrers. Nicht minder großmuthig handelte der edle Tobler an der Kantonsschule in Trogen, der er ein Vermächtniß von 3500 fl. zuwandte, so wie an den Schulen in Wolfhalden, Walzenhausen, Grub, Rehetobel und Rüthi, welchen zusammen er 4500 fl. legirte. Aus allen diesen menschenfreundlichen Bestimmungen seiner Hinterlassenschaft sieht man, daß Rettung, Bildung und Veredlung des Menschen der Mittelpunkt waren, von welchem aus die Radien seiner wohlthägen Bestrebungen giengen, und denen zu Liebe sein heller Geist so rastlos, so umfassend zu wirken bemüht war. Sein Name wird daher unsterblich in den appenzellerischen Jahrbüchern fortleben, so wie der Nachruhm Aller, die ihn kannten, ihm in die Ewigkeit nachgefolgt ist.

Vischer, (Peter,) Rathsherr zu Basel, wo er 1751 geboren wurde. Zu seiner künftigen Bestimmung wählte er den kaufmännischen Beruf, nach dem Beyspiel seines Vaters, der selbst ein vermöglicher Kaufmann war. Wer sich in Basel, auch ohne ererbtes Vermögen, auszeichnende Vorzüge anzueignen weiß, wird, wenn er anders vom Glücke nicht vergessen wird, auf keinem bessern Wege zu Wohlstand und Ehre, als auf diesem, emporsteigen, was denn freylich bey schon besitzenden günstigen Verhältnissen noch eher der Fall ist. Während sich Vischer durch Fleiß und Talente zum trefflichen Kaufmann ausbildete, folgte er in seinen Erholungsstunden dann noch seinem Hange zum Zeichnen. Dieses ihm wie angeborne Vergnügen bot denn bald bey ihm einer an-

dern Liebhaberey die Hand, und wozu ihm auch die vollste Blüthe seines Gewerbes — und man darf hinzufügen, auch die seines Geistes — Mittel und Kenntnisse genug verliehen hatte, dieselbe zu befriedigen. Er sammelte sich nemlich nach und nach ein Gemäldekabinet, das unter die Vorzüglichsten zu Basel gehört, und eine auserlesene Kollektion der trefflichsten Kunstprodukte älterer und neuerer Meister ist. Mit zuvorkommender Höflichkeit führte er jeden Künstler und Kunstfreund in dasselbe ein, und erhielt dadurch eine angenehme Gelegenheit, vermittelst ausgedehnter Bekanntschaft dasselbe immer mehr zu vervollständigen. Dabey war aber auch sein Umgang für Kunstverständige um so anziehender, als er selbst als großer Kenner über Alles Rath wußte, was die Kunst betraf. Wie seine Gemäldesammlung in Basel dem Künstlerauge von hohem Interesse, so war es auch seine 4 Stunden von Basel abgelegene Burg Wildernstein nicht weniger für den Freund des Mittelalters, welche er nach langen Jahren einer düstern Verödung, mit ausnehmend viel Sinn für das Alterthümliche wiederhergestellt und ausgeschmückt hatte. Seine Mitbürger ehrten den achtungswürdigen Mann, so wie er es auch verdiente, und übertrugen ihm politische Ehrenstellen. So ward er im J. 1777 in den großen und 1788 in den kleinen Rath gewählt. Bald nach dieser Erhebung hatten in Frankreich die großen bürgerlichen Gährungen begonnen, und das Zauberwort Freyheit, das aus dem Nachbarlande herüberschallte, hatte in den freyen Schweizern mancherley Betrachtungen, Wünsche und Hoffnungen aufgeregt. Vischer war kein Fremdling in der basleriscchen Hauspolitik; ohne Furcht zu mißfallen, gesellte er sich jener Parthey von Basels Regenten bey, welche auf Abschaffung kleinerer und größerer Mängel drangen, und mit leiser Hand berührte er den kranken Fleck des Staatskörpers. Die Revolution wälzte sich auch über die Schweiz fort; den Bürgersinn, den er in sich selbst fühlte, vertraute

er ohne Falsch auch in den Franken; fand sich aber, wie viele andere sonst redliche Vaterlandsfreunde, hinter seinen Erwartungen weit zurück. Dies hinderte ihn jedoch nicht, die Präsidentenstelle bey dem Kantonsgerichte zu Basel von 1798 bis 1803 zu bekleiden, bey welcher seine Grundsätze von strenger Ordnung und Gerechtigkeit ihm auch die sonst unversöhnbaren Gegner der Umwälzung befreundet machten. Nach dem Umsturze des helvetischen Staatsgebäudes, zog er sich wieder in den Privatstand zurück, und wollte durchaus unter den Vorstehern des Kantons keine Stelle mehr einnehmen. Dagegen war ihm in den Jahren 1814 und 1815 die Ehre geworden, daß Oestreichs Monarch, Kaiser Franz der Zweyte, in seinem geschmackvollen und geräumigen Hôtel seine Einkehr nahm, und jedesmal einige Wochen in demselben sich aufhielt. Dafür beehrte der leutselige Monarch seinen Freund Vischer (wie Er ihn zu nennen pflegte) mit einem köstbaren Gemälde, sein Bildniß lebensgroß vorstellend, welches Geschenk ihm große Freude gewährte. In diesem Genusse kaiserlicher Huld starb er im J. 1823.

Vonderweid, (Franz Peter Niklaus von Seedorf,) Bataillonschef in kaiserl. französ. Diensten, geb. zu Freyburg 1779, aus einer der ersten Familien dieser Stadt, die seit 1545 in derselben eingebürgert, manchen trefflichen Staatsmann und wackern Offizier aufgestellt hat. Von seinem Vater einst für die Magistratur bestimmt, gieng dem Sohne nichts über das Militär. Er trat demnach im Weinmonde des Jahres 1806, unter seinem Schwager, dem Obersten Castella von Berlens, als Hauptmann in's zweyte Schweizerregiment in kaiserl. französ. Diensten. Schon im J. 1809 zeichnete er sich zu Burgos aus, und wurde zum Bataillonschef befördert. In dem ungleichen und ehrenvollen Treffen bey Polozk am 18. Weinmonde 1812 ward ein

Pferd unter ihm getödtet; mehrere Kugeln durchlöcherten seine Kleider. Am 28. Wintermonde erhielt er in der mörderischen Schlacht an der Berezyna eine tödtliche Wunde, an welcher er kurze Zeit darauf in den Armen seiner Waffenbrüder starb, die an ihm einen tapfern, humanen Obern und biedern Freund verloren. Wenige Tage vor seinem Heldentode hatte er das Kreuz des Ordens der Ehrenlegion empfangen. Seine Vaterstadt betrauerte den edeln, sanften, anspruchlosen, aber festen und tapfern Bürger.

Wangen, (Friedrich Ludwig Franz Freyherr von, von Geroldseck,) Fürstbischof zu Basel, geb. zu Wilkisheim im Unter-Elsaß 1727, studirte zu Straßburg, Paris und Rom, wurde 1745 Domherr zu Arlesheim, erhielt nach und nach einige Stiftswürden, z.B. die eines Archidiakons, Domkantors, und ward den 29. May 1775 auf den bischöflichen Stuhl erhoben. So kurz seine Regierung war, indem er schon im J. 1782 starb, so verlebte er dieselbe in beständiger Thätigkeit zum Besten seines Bisthums. Er schloß im J. 1779 mit dem Stuhle zu Besançon einen Tauschvertrag, wodurch die geistliche Gerichtsbart über seine Residenzstadt Pruntrut und den Elsgauer-Dekanat, die bisher unter dem Grenobler-Sprengel gestanden hatte, gegen Abtretung von 29 Pfarren in seiner Elsaßer-Diözese und einigen Zehndtgefällen, ihm zufiel, was ihm sehr vortheilhaft seyn mußte; er traf auch einige Ländertausche mit Frankreich, unter Andern die Herrschaft Malnuit gegen die Herrschaft Franquemont. Am 20. July 1780 trat er in eine noch engere Verbindung mit dem König von Frankreich, als selbst seine Vorfahren gestanden. Den Einwohnern von Laufen und den benachbarten Thälern gab er 1782 ihre Waffen wieder, da sie in den Streitigkeiten mit ihrem Landesherrn im J. 1740 entwaffnet worden waren. Er hatte einen gebildeten Geist, besaß Einsichten und Klugheit, wußte

auch schon durch sein körperliches Ansehen sich Ehrfurcht zu verschaffen. Er war beharrlich und standhaft in seinen Entschlüssen, und seine Regierung verdiente löblich zu heißen, wenn sein Ehrgeitz und sein Streben nach unumschränkter Gewalt seine übrigen Fürstentugenden nicht gewissermaßen verdunkelt hätten.

Waser, (Felix,) Pfarrer zu Bischofzell, geb. 1722 zu Veltheim bey Winterthur, wo sein Vater aus einem guten bürgerlichen Geschlechte von Zürich, damals Prediger war. Den Anfang seiner Studien machte er bey seinem Vater, und setzte dieselben nachher auf dem zürcherschen Gymnasium fort, bis er 1742 für tüchtig gehalten wurde, zum geistlichen Stande ordinirt zu werden. Als unstationirter Geistlicher lebte er einige Jahre als Hauslehrer im Schlosse Wimmis im K. Bern. 1749 erhielt er das Diakonat zu Bischofzell und 1762 die Pfarrstelle daselbst. Eine Kinderschrift, ein Andachtsbüchlein, das sein Amtsvorfahr für diese Gemeinde geschrieben hatte, welches aber nach seinen Ansichten und Wünschen, für Zunahme seiner Pfarrjugend im vernünftigen Denken, nicht geeignet war, beschloß er nach den gleichen Rubriken zweckmäßiger zu bearbeiten, welches ihm sowohl gelungen war, daß es bis 1796 vierzehn starke Auflagen erlebte, indem der Gebrauch dieses Büchelgens sich bald über Stadt und Kanton Zürich erstreckte, und bey Tausenden davon als Kindergeschenke gegeben wurden. Im J. 1781 edirte er einen Band von wohlverfaßten Predigten, von welchen Einige auf Verbesserung des häuslichen Lebens sich mit schönem Detail einlassen, in Andern Anleitung gegeben wird, die h. Schrift mit Verstand und Nutzen zu lesen. 1782 erschienen von ihm: Unterredungen über einige wichtige Wahrheiten der natürlichen Religion, zum Unterricht für unstudirte und junge Leute, worin das Gespräch die damals noch seltene Wen-

dung nimmt, daß das in Unterricht genommene Kind die fragende Person ist, die nun mit vieler Natürlichkeit ihre Gelehrigkeit und Wißbegierde zu Tage legt. Eine andere Volksschrift unter dem Titel: Etwas Angenehmes und Nützliches, auch für den gemeinsten Mann, insonderheit für die Gemeinden- und Repetirschulen auf dem Lande, 8. Zürich 1783, war zunächst für seine Gemeinde für Leseübungen bestimmt, und enthält eine Sammlung moralischer Erzählungen, mit verschiedenen dienlichen Bemerkungen begleitet, um sittliche Lehren daraus zu ziehen. Bis in sein Greisenalter verwaltete er sein Pfarramt mit der gewissenhaftesten Sorgfalt und Treue, erbaute durch seinen gründlichen und nachdrucksvollen Vortrag seine Gemeinde, und bewies mit seinem ganzen Wandel, daß sich in ihm alle die Eigenschaften beysammen fanden, die den stillen Weisen ausmachen. Er starb im Frühling 1799.

Werdmüller, von Elgg, (Philipp Heinrich,) Domainenpächter in Ungarn, geb. zu Namür 1736. Er stammte aus einem schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in Zürich angesessenen Geschlechte, das viele merkwürdige und angesehene Männer hervorgebracht hat, und von welchem eine Linie den Beynamen von Elgg trägt, weil das Rittergut dieses Namens, als Fideikommiß, noch im Besitze derselben ist. Sein Vater war bis zum Oberstlieutenant bey dem holländischen Schweizerregiment von Escher gestiegen; er selbst, ebenfalls in die Kriegsbahn eingetreten, durchlief von 1754 bis 1761 alle Offiziersgrade bis zum Hauptmannsrang bey der holländischen Garde. Schon als Jüngling waren Schriften über Land- und Feldökonomie seine liebste Lektüre, und unstreitig hatte das Aufmerken und Betrachten der in denselben angegebenen Regeln und aufgestellten Theorien die bestimmteste Wirkung

auf Werdmüllers Bildung zum Landökonomen. Diese seine Neigung zu diesem Berufe, und zu einem demselben entsprechenden Wirkungskreise, vermochte ihn im J. 1766 den Antrag anzunehmen, sich in einer neuanzulegenden russischen Kolonie, Katharinenlehn genannt, als Kapitän derselben, und zugleich als Pächter einer Krondomaine anstellen zu lassen. Indessen scheiterte dieser Plan wieder, und Werdmüller, der inzwischen seinen Abschied genommen und sich verheurathet hatte, legte sich nun mit allem Fleiße auf das Studium der Landwirthschaft. Im J. 1769 unternahm er eine Reise durch Steyermark, Kärnthen, das Littorale und Kroatien, und faßte auf dieser Reise den Entschluß, sich in Ungarn niederzulassen, wo er mit verschiedenem Erfolge ansehnliche Domainen pachtete, und den Werth derselben vorzüglich durch Anbau im Lande noch wenig bekannter Produkte zu erhöhen bemüht war. Im J. 1786 übernahm er, mit Verzichtung auf einen glänzenden Antrag, der ihm von dem Fürsten Esterhazy gemacht wurde, nur aus Dankbarkeit für früher ihm erzeigte bedeutende Gefälligkeiten, die Oberaufsicht über die Landökonomie des Prinzen Palffy, zu dem er in der Folge mehr in dem günstigen Verhältniß eines geachteten vertraulichen Freundes als eines Dieners zu stehen kam, weil er nicht allein seinen Standort und den ganzen Umfang seines Wirkungskreises übersah, sondern auch das Glück genoß, daß seine erworbenen praktischen Kenntnisse in schönen Blüthen sich entfalteten und zu kraftvollen Früchten reiften, was ihm denn auch das Zutrauen des Prinzen gewann, der sich immer näher zu ihm hingezogen fühlte. In seinem vorgerückten Alter begab sich der verehrte Mann in Ruhestand nach Presburg, und starb im April 1816 bey seinem Schwiegersohn im achtzigsten Jahr seines Alters. Kein Schweizer, der sein gastfreyes Haus besuchte, hatte dasselbe verlassen, ohne Beweise der treuherzigsten Freundschaft von ihm empfangen zu haben: und bey jedem Unglück, das sein Vaterland betraf, bewährte er

seine patriotischen Gesinnungen auch aus der Ferne durch hehre Thatbeweise.

Werdt, (Rudolph von,) ein Tapferer Berns im helvetischen Insurrektionskrieg, geb. zu Toffen, einem Herrschaftssitze unweit Bern, 1781. Sein Vater, Eigenthümer ansehnlicher Güter, weihte ihn von der Wiege an dem öffentlichen Leben für's Vaterland. Angeleitet von zwey bernischen Geistlichen, die für ihre Zeit großen wissenschaftlichen Ruhm besaßen, lernte der Jüngling, bey dem Einen seiner Privatlehrer Vaterlandsgeschichte, die ihn zu treuer Anhänglichkeit an Heymath und Heerd begeisterte; bey dem Andern aber umfaßte er mit besonderer Vorliebe verschiedene Zweige der Mathematik, in welchen Kenntnissen er mit seinen Altersgenossen wetteiferte. Frühe zum vaterlosen Waisen geworden, vollendete seine ehrwürdige Mutter seine häusliche Erziehung. Im Revolutionskrieg 1798 stand er schon als Freywilliger bey der Kompagnie seines Vormunds, des Landvogts von Werdt zu Aarberg; allein die Angriffe der Franzosen bey Lengnau brachten diese, nachdem sie daselbst ihren Hauptmann und mit ihm noch manchen wackern Soldaten eingebüßt hatte, zum Weichen, und von Werdt kam unter vielen Gefahren nach Solothurn, wo er glaubte, daß sich die retirirenden Truppen wieder sammeln und festen Fuß fassen werden; statt dessen begehrte aber Solothurn zu kapituliren, so daß an keine Vertheidigung, noch an ein neues Vordringen mehr zu denken war. Nach der kurz nachher erfolgten Einnahme seiner Vaterstadt Bern am 5. Merz, kehrte von Werdt zu seinen vorigen Studien zurück, und begab sich im Wintermonde desselben Jahrs auf die Hochschule zu Heidelberg, wo ihn aber die Kriegsauftritte in dortiger Gegend im folgenden Jahr nöthigten seinen Aufenthalt zu verändern. Seinem großen Ahnherrn, dem unvergeßlichen Schultheiß Steiger, nachstrebend in Gesinnungen und

Thaten, eilte der feuervolle Jüngling, von einem ziemlich unholden Schicksal verfolgt, im Herbstmonde 1799 von Heidelberg nach Zürich, um bey dem Roverea'schen Korps Kriegsdienste zu nehmen. Daselbst gelang es ihm als Kadet angestellt zu werden; er hatte aber bald Ursache, das nochmalige Eintreten in die militärische Laufbahn zu bereuen, da die in Folge des fehlerhaften Operationsplans des russischen Heerführers bald darauf verlorne Schlacht bey Zürich, mit welcher alle schönen Erwartungen der schweizerischen Emigranten zu Ende giengen, auch für seine fröhlichen Hoffnungen und Wünsche eine schreckliche niederschlagende Bottschaft wurde. Nun wurde er selbst Augenzeuge und Theilnehmer an der traurigen Retirade eines geschlagenen Heeres, an dem Gewühl, so wie an dem Elend und Schrecken der Flüchtigen, mit welchen die nach St. Gallen und Rheineck führenden Straßen übersäet waren. Erschütternder aber noch für von Werdts Herz war der Hinschied des in seinem Grame still dahin kränkelnden Oheims, des gedachten Herrn Schultheiß Steiger, der am 3. Christmonde noch im gleichen Jahr zu Augsburg erfolgte. Dieser Verlust war für ihn und für das ganze Korps Roverea's der empfindlichste Schlag, weil mit ihm seine Hauptstütze gefallen war. Inzwischen blieb er bey demselben bis zu seiner Auflösung im Sommer 1801, zeichnete sich bey mehrern Gelegenheiten durch Muth und Klugheit vorzüglich aus, so daß der Oberst von Wattenwyl bey der Errichtung seines Regiments in englischem Solde, dem jungen Helden die vortheilhaftesten Anträge machte, die dieser aber unbeweglich ausschlug. Von Werdt kehrte im August 1801 in sein Vaterland zurück, in der Hoffnung, die eidgenössische Staatsordnung mit verjüngtem Glanze wieder einmal aufrichten zu helfen. Dieser erwünschte Zeitpunkt war damals auch schon ziemlich nahe. Die Schwäche der helvetischen Regierung, die Unstätigkeit ihrer Maßregeln, die Reibungen des Partheygeistes und der allenthalben sichtbare Mißmuth bey allen Klas-

sen im Volke, gewährten den Föderationsfreunden Spielraums genug zur Ausführung ihrer Entwürfe. Das Berner-Komité, welches gleichsam die Leitung des ganzen Insurrektionsplans durch alle Kantone übernommen hatte, zählte auch den thatendurstigen von Werdt zu einem seiner entschlossensten Mitgliedern; daher es ihm die schwierigsten Aufträge zu geheimer Organisation und Vorbereitung des Aufstandes in verschiedenen Kantonen ertheilte, und welche gefahrvolle Rolle er willig übernahm, und auch glücklich vermittelst seiner alten Roverea'schen Kriegsgefährten, die mittlerweilen ebenfalls in ihre Heymath zurückgekommen waren, durchspielte. Während diesen Einleitungen und dicht verschleyerten Vorkehren zum Umsturze der helvetischen Regierung, verstrich das Jahr 1801 und ein Theil des folgenden 1802, als im August dieses Letztern der Aufstand in den kleinen Kantonen ausbrach, und Zürich dem Andermattischen Korps seine Thore verschloß. Dieses für die Sache der Föderalisten günstige Ereigniß benutzte von Werdt, verband sich mit seinem Freund Lieutenant Straus von Lenzburg, hieß die Verschwornen zu den Waffen greifen, und nahm mit seiner Schaar die Städte Mellingen und Baden ein, und in dieser noch eine Kompagnie Waadtländer gefangen. Von Dorf zu Dorf vermehrte sich hierauf sein Korps; zu ihm stieß noch bey Aarau eine andere bewaffnete Schaar, geführt von dem Altschultheiß von Erlach von Burgdorf, der, ausgerüstet mit ausgedehnter Vollmacht des Föderationskomités in Bern, von nun an den Feldherrnstab führte. Von Werdt befehligte jetzt die aus 200 Mann und 2 Kanonen bestehende Avantgarde, mit welcher er die helvetischen Vorposten im Granholz angriff und warf, daß diese sich eiligst nach Bern zurückzogen, und daselbst alles allamirten, auch die dortige Besatzung von 2000 Mann sich in Vertheidigungsstand setzte. Die Versicherung, daß zu gleicher Zeit der Landsturm aus dem Oberland mit der von Solothurn heranrückenden Abtheilung der föderalistischen Armee vor den

Mauern Berns eintreffen, und bey seiner Erscheinung ihm die Thore öffnen werde, bewog ihn den Marsch dahin fortzusetzen. Allein angekommen bey Bern, fand von Werdt weder den verheißenen Landsturm, noch offene Thore; im Gegentheil wurde sein Kanonenfeuer von der Besatzung lebhaft erwiedert. Bey dieser Lage der Sache gebot das Föderationskomité dem Feldherrn von Erlach schnellen Rückzug und sogar Auflösung seines Korps. Dieser Befehl, zu welchem eine allzuängstliche Furcht das Komité vermocht hatte, konnte nur dazu dienen, den kommandirenden Feldherrn zu entmuthigen, und ihn bey den Truppen der Landesverrätherey zu verdächtigen, auch die Verwirrung, die ohnedies schon groß genug war, größer zu machen, um so mehr, als Andermatts Heer gegen Bern durch das Aargau eilte. Von Werdt sich über diesen Befehl hinwegsetzend, war entschlossen mit seinem Vortrab vor Bern zu bleiben, und mit demselben entweder die Stadt einzunehmen oder den Heldentod zu sterben. Er stellte seine zwey Vierpfünder auf den Anhöhen in Batterie, und während er die helvetische Regierung zur Uebergabe aufforderte, schoß er auf die Plätze, auf welchen die Besatzung aufmarschirt war. Das Erlachische Korps, als es von der Stärke von dieser benachrichtigt wurde, löste sich größtentheils auf, und lief aus einander. Auch von des von Werdts wenigen Truppen waren schon Viele weggelaufen. Nur von dem Gelingen einer schnellen kühnen Unternehmung hieng jetzt der Entscheid ab. Eine solche beschloß von Werdt auszuführen. Er ließ, seine Schwäche weise verbergend, seine zwey Kanonen gegen das untere Thor aufführen, und während er mit ihrer Richtung sich beschäftigte, und einige Schüsse bey dem bald erschöpften Munitionsvorrath gethan hatte, wurde er von einer Kugel tödtlich verwundet, worauf er nach wenigen Stunden starb, inzwischen die erschrockene helvetische Regierung, einen Sturm befürchtend und ganz Helvetien im Aufstand wäh-

nend, die weiße Fahne aufsteckte und kapitulirte. Diese Waffenthat des tapfern Jünglings, mit 100 Mann und 2 Kanonen seine Vaterstadt eingenommen zu haben, die 2000 kriegsgeübte Vertheidiger und eine zahlreiche wohl versehene Artillerie hatte, wird in der schweizerischen Kriegsgeschichte unvergeßlich bleiben. An der Stelle, wo er von der Kugel getroffen wurde, errichteten ihm seine Mitbürger ein Monument, seine Leiche aber ruht auf dem Todtenacker der sogenannten französischen oder vormaligen Predigerkirche.

Wetter, (Kaspar,) Doktor der Medizin, Zunftmeister und Schulrath zu St. Gallen, geb. daselbst 1750. Schon im 15ten seiner Lebensjahre verlor er seinen rechtschaffenen Vater, der ihm jedoch durch eine zwente Heurath seiner Mutter glücklich wieder ersetzt wurde. Dieser, ein geschickter Wundarzt, führte auch den Stiefsohn zu diesem Berufe an. 1767 verließ der Jüngling die Vaterstadt und reiste nach Augsburg, begab sich von da nach Dresden, wo er bey der dortigen chirurgischen Schule Gelegenheit hatte, alle Theile der Arzney- und Wundarzneykunst anzuhören. Er wiedmete sich hier mit solchem Eifer diesen Studien, daß er sich schon nach einem halbjährigen Aufenthalte Geschicklichkeit zu wichtigern Operationen erwarb, und somit den Weg zu seinem künftigen Glücke bahnte. Der sächsische Hof- und Leibwundarzt Rumpelt in Dresden zog ihn bey seinen Berufsgeschäften zu Hülfe, leitete seine Studien und bildete ihn zu dem Manne, der einst als kenntnißreicher Praktiker in seiner Bestimmung seinen Mitbürgern nützen sollte. Diesem seinem Beförderer empfahl sich auch Wetter durch ausgezeichnete Talente, anhaltenden Fleiß, gefälliges Betragen, Liebe und Achtung. Die Erlernung der ausübenden Heilkunde erleichterten ihm der Leibarzt Hänel, Doktor Otto und Doktor Pezold. Zu Leipzig hörte er die Chi-

rurgie bey dem berühmten Plattner. Im J. 1775 kehrte er mit allen Kenntnissen und Erfahrungen eines seinem Fache gewachsenen jungen Arztes nach St. Gallen zurück, wo eben Pocken und Faulfieber Gefahr drohend um sich griffen, und ihm Anlaß gaben, sich in seiner Vaterstadt als glücklich heilender Arzt hervorzuthun. Nun fehlte ihm noch zu mehrerer Befestigung seines äussern Ansehens die akademische Würde oder der medizinische Doktorgrad, den er sich von der Universität Basel kurz darauf geben ließ. Obgleich er einen schweren Kampf mit vielfältigen Vorurtheilen zugleich als rationeller Arzt und als thätiger Beförderer zeitgemäßer Schulverbesserung zu bestehen hatte, so besiegte nichtsdestoweniger sein rastloser Geist mit Kraft und Muth jede Schwierigkeit. Der reiche Schatz von Erfahrungen, den er sich gesammelt hatte, verbunden mit gründlicher Gelehrsamkeit und einem äusserst humanen Betragen gegen Leidende, verschafften ihm eine ausgebreitete Praxis, und als ausgezeichneter Freund der Erziehung, der mit warmem Eifer und mit einem zuvor unerhörten Erfolge die Reform des öffentlichen Unterrichts betrieb, wußte er auch hierin seine Gegner in seine Verehrer umzuwandeln. Im J. 1793 erhielt er die Zunftmeisterwürde, wurde komitirtes Mitglied der Gesellschaft schweizerischer Aerzte und Wundärzte, und Ehrenmitglied der physisch-medizinischen Gesellschaft in Basel. Hätte ihn der Tod nicht schon im J. 1796 ereilt, so würde Wetter, der so gerne Zeit und Kräfte jedem Guten aufopferte, seine Mitbürger noch für manchen edeln Zweck erwärmt haben.

Wiedmer, (Georg,) Doktor der Medizin, eines luzernischen Landmanns Sohn, geb. zu * * * * um das Jahr 1722, zeigte frühzeitig einen ungemeinen Forschungsgeist, und erwarb sich durch Fleiß und Uebung schon in seinen Schuljahren bessere Einsichten in viele wissen-

schaftliche Fächer, als damals gewöhnlich waren; daher der in ihn ausgestreute gute Saame bey seinen vorzüglichen Fähigkeiten schnell keimte. Aus Liebe zu philosophischen Kenntnissen, bestimmte er sich für das Studium der Heilkunde, bezog demnach mehrere deütsche Akademien nach einander, und bildete sich in seinem künftigen Berufsfache und in der Chymie auf denselben immer mehr aus. Zu Marbürg, wo der verkannte, geschmähte und Landesvertriebene Philosoph Christian Freyherr von Wolf an dem Landgrafen von Hessen - Kassel einen beschützenden Freund und wohlwollenden Beförderer fand, und als erster Professor der philosophischen Fakultät damals dozirte, wurde Wiedmer mehrere Jahre hindurch der eifrigste Schüler, und nachher der wärmste Vertheidiger dieses großen Mannes, wofür ihn aber auch Wolf mit seiner innigsten Freundschaft hinwiederum beehrte. Alle seine in der Medizin und Chymie gemachten Entdeckungen, Erfahrungen und aufgefaßten Begriffe wollte Wiedmer nach eben der Wolfischen Methode schriftlich verfassen, um öffentlich zur Vollendung des Triumphs des Wolfischen Systems mitzuwirken, und unerschrocken bey aller Sensation, welche sein Unternehmen beym großen Publikum hervorbringen dürfte, die Sache seines Lehrers gegen alles Geschrey seiner Gegner fortzuführen, als kränkliche Umstände bey dem philosophischen Athleten eintraten, die ihn im J. 1757 zur Rückkehr nach Hause nöthigten, und noch in demselben Jahre seinen Tod herbeyführten. Zu Straßburg, wo er seine letzten Lebensjahre bis zu seiner Heimkehr zugebracht hatte, ohne von den ehrenvollen Anträgen, die der allgemeine Ruhm seiner Gelehrsamkeit zu akademischen Lehrstühlen ihm verschaffte, Gebrauch zu machen, nützte er als Privatdozent nur einigen wenigen Schülern und Freunden. Anspruchlos in seinem Betragen, so wie in seinem Anzuge (oft in Letzterm noch nachlässig), war er eben so wenig um das Nahenge-

krächze armseliger Finsterlinge bekümmert, als ihn der Weihrauch der Schmeichler zu einigem Stolze hätte verleiten können.

Wieland, (Joh. Baptista,) Benediktinermönch zu Mury, geb. zu Rheinfelden 1732, war unstreitig einer der gelehrtesten Religiosen, die dieses Kloster aufzuweisen hatte. Seine Studienbahn betrat er zu Freyburg in der Schweiz, wo er eine Hauslehrerstelle in einer der ersten Familien dieser Stadt bekleidete. Die bey ihm herrschende Meynung, daß der Klosterstand für den Betrieb der Wissenschaften der Wünschenswertheste und zugleich der Gottwohlgefälligste sey, bewog ihn im J. 1753 zu Mury das Benediktinerordensgelübde zu thun, und in diesem angesehenen Stifte den Habit anzunehmen. Sein Fleiß, seine Frömmigkeit und gute Aufführung erwarben ihm bald die Freundschaft des dortigen Fürstabts Fridolin Kopp, seines Landsmannes. Dieser bestand eben damals die gelehrte Fehde wegen dem Alter des Anonymi Murensis mit P. Rusten Heer von St. Blasien. Da sich Wieland nicht ungeschickt zur Fortsetzung dieses Streits zeigte, so überließ ihm der Fürstabt die Bearbeitung der bekannten Vindiciæ Vindiciarum, von welchen zwey Ausgaben erschienen sind, die Eine derselben aber deßwegen unterdrückt ward, weil Wieland darin den Mannsstamm von Habsburg früher erlöschen ließ, als nachwärts aufgefundene Urkunden gezeigt hatten. Nebst dem, daß er seine Priester- und Ordenspflichten auf's Genaueste beobachtete, studirte er fleißig Geschichte, Diplomatik und die Rechtswissenschaft, las besonders mit unermüdetem Eifer die archivischen Schriften seines Klosters, auf welche schon vorher seine Aufmerksamkeit vorzüglich rege gemacht worden war. Seine Gewandtheit in der deutschen, lateinischen und französischen Sprache machte, daß ihn sein Fürstabt zu seinem

Sekretär annahm. Nach dessen Tode wurde er Professor der Rhetorik, Archivar und dozirte einige Zeit hindurch das geistliche Recht. Er arbeitete auch an einem Jus municipale von Mury, das er aber in seiner letzten Krankheit, weil er solches noch nicht vollendet hatte, selbst wieder zerstörte. Als Kanzlendirektor führte er Namens des Stifts zwey wichtige Prozesse mit vielem Glücke. Einer derselben betraf den damals aufgekommenen Erdapfelzehndten, der Andere die Dorfbriefe zu Buttweil und die dem Gotteshause Mury als Lehenherrn unterworfenen Gemeinden. Der murysche Statthalter zu Klingenberg, P. Ignaz Jütz älter, den man wegen seinen ausgebreiteten diplomatischen Kenntnissen das Protokoll des Thurgaus zu nennen pflegte, sah sich in dem P. Wieland in der Urkundenwissenschaft übertroffen. So ausnehmend groß seine Verdienste um Mury waren, und die ihn als einen unermüdet thätigen, rastlosen Geschichtforscher zugleich darstellen, so frühe mußte er bey seiner immer zunehmenden Kraftlosigkeit seinen Arbeiten unterliegen, indem er schon am 22. Wintermond 1765 zur Ewigkeit übergieng.

Wildermatt, (Joh. Konrad Gottfried,) erster Pfarrer zu Biel, geb. 1677, und gestorben 1758, bereitete sich von frühen Jahren an zum Dienste der Kirche vor. Er studirte Theologie zu Lausanne und Zürich, wurde in letzterer Stadt 1697 zum Predigtamte geweiht, erhielt 1702 die Pfarre Pieterlen, würde nachher Dekan der erguelschen Klasse, und 1740 erster Stadtprediger seiner Vaterstadt Biel, wo er 1758 als Emeritus gestorben ist. Er war für seine Zeit ein gelehrter, thätiger, achtungswerther Theolog, dessen katechetischen Schriften ihm Ehre machen und von welchen der von ihm neu durchgesehene heidelbergische Katechismus in den bielischen Schulen eingeführt wurde. Ausser einigen Erbauungsbüchern, die er bearbei-

tete, verdienen seine Bemühungen um die Verbesserung des Kirchengesangs besonderer Erwähnung. Nicht nur verfertigte er viele geistliche Gesänge, um damit religiöse Empfindungen zu nähren, sondern er gab auch eine von der bekannten Lobwasserischen vortheilhaft abstechende Uebersetzung der Psalmen Davids heraus, und vermehrte die biblische Kirchenagende mit schönen Festgebeten. Seine Predigten hatten sich durch zweckmäßige Fruchtbarkeit ihres Inhalts und durch eine herzliche Wärme ausgezeichnet, und einen heilsamen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht.

Wilhelm, (Wilhelm,) regulirter Chorherr zu Kreuzlingen und Professor der Theologie zu Freyburg im Breisgau, geb. zu Mengen 1735, studirte bey den Benediktinern zu Hofen am Bodensee, dann zu Rottweil, Villingen und Augsburg, und trat nach Vollendung seiner philosophischen Studien in das Augustiner-Chorherrnkollegium zu Kreuzlingen im Thurgau, in welchem er 1756 Proveß that, und 1759 die Priesterweihe empfieng. Als Bibliothekar gab er zu Konstanz 1764, Ichno graphia philosophiæ Creuzlinganæ heraus, und vier Jahre hernach edirte er als Lehrer der Theologie: Farerga theologica; und: Authentia veteris testamenti; argumentum demonstrationis criticæ, contra psendocriticos. Constantiæ 8., welches letztere Werkchen ihn jedoch wegen einigen von dem Zensor darin anstößig gefundenen Stellen, von der theologischen Lehrstelle entfernte. Dagegen wurde ihm die Pfarre Hirschlatt in Schwaben, und nicht lange hernach jene zu Hirschau bey Rotenburg am Nekar aufgetragen, wo er im J. 1772 seine Theologia physica durch den Druck bekannt machte. Nach kurzer Zeit berief man ihn wieder in's Kloster und ernannte ihn zum Kastner. Allein dieses ökonomische Amt wollte dem gelehrten Wilhelm nicht anstehen, und er vertauschte dasselbe nach zwey Jahren mit der Professur der theologischen

Literargeschichte und Patrologie zu Freyburg im Breisgau, wo er den theologischen Doktorgrad annahm, und 1775 ein Werkchen von der Patrologie bearbeitete. 1776 wurde er zum Professorate der Dogmatik befördert, und gab zum Besten der Studirenden, die seine Kollegien besuchten, im J. 1779, Theologiæ dogmaticæ, nova methodo tradendæ; pars prior; Friburgi 8. heraus. Aber auch diese Arbeit hatte das Schicksal von dem Bücherzensor Rautenstrauch in Wien angestritten und verschrieen zu werden. Ohne sich in eine Apologie einzulassen, übergieng der friedliebende Wilhelm die Anschuldigungen des Wieners. Ausser den hier genannten zeugen noch mehrere ungedruckte gelehrte Abhandlungen von seiner Thätigkeit, als: Eine Historia litteraria theologiæ — Theologia moralis delineata — Theologia biblica u. s. w., welche Alle ihn als einen guten theologischen Schriftsteller beurkunden. Er starb im J. 1789, im 55sten Altersjahr, von Allen, die seine Verdienste zu schätzen wußten, betrauert.

Wirz, (Andreas,) ein berühmter Hydrauliker, geb. zu Teufen im K. Appenzell im J. 1703, wo sein Vater, ein Bürger von Zürich, damals Prediger war. Er wiedmete sich dem Berufe eines Kannengießers, machte große Reisen, und kam mit vielen Kenntnissen bereichert in seine Vaterstadt zurück, in welcher er denselben ausübte. Zugleich folgte er seiner natürlichen Neigung zur Mechanik, Mathematik und zu physischen Wissenschaften, in welchen er sich solchermaßen fest zu setzen wußte, daß man sich seiner Einsichten bey vielen wichtigen damit verwandten Gegenständen und Geschäften bald bediente. Eben so zeigte er auch große Geschicklichkeit im Artilleriewesen, wurde dem berühmten Ingenieur Heinrich Vogel in der Inspektion bey der zürcherischen Konstablergesellschaft beygegeben, um welche er sich sehr verdient machte, indem er viele geschickte Ar-

tilleristen bildete. Im J. 1757 kam er in den großen Rath, wurde zum wirklichen Inspektor bey der ersterwähnten Konstablergesellschaft erwählt, und 1769 als Rathsherr in die Regierung befördert, ihm auch im nemlichen Jahr die Verwaltung der Obervogtey Wettschweil und Bonstetten aufgetragen. Bey allen diesen politischen und militärischen Bedienungen setzte er seine Bemühungen zur Erweiterung seiner Lieblingswissenschaften unermüdet fort, erfand eine Menge Maschinen, von welchen seine eben so bündig als deutlich abgefaßten Beschreibungen ihm einen verdienten Ruhm, selbst im Auslande erwarben. So erhielt seine Anzeige eines von ihm erfundenen und verfertigten Schöpfrads auf eine Bleiche, nach welchem hernach Andere zu Mailand und an andern Orten eingerichtet wurden, in den englischen und schwedischen Abhandlungen großes Lob und Anpreisung. Sie befindet sich im 3ten Band der Abhandlungen der physikalischen Gesellschaft in Zürich. Nachdem er noch viele Beweise von seinen großen Verdiensten in seinem, besonders hydraulischen Fache abgelegt hatte, starb er am 23. May 1792, beynahe neunzig Jahre alt.

Wurstemberger, (Ludwig Rudolph,) Hauptmann und Mitglied des souverainen Raths zu Bern, wo er 1790 das Weltlicht erblickte. Schon in seiner ersten Kindheit war er zum vaterlosen Waisen geworden; seine Mutter verlor er im fünfzehnten Altersjahr. So lange diese lebte, gab sie ihren Kindern eine Erziehung, die einen vortheilhaften Einfluß auf die Bildung ihres Geistes und Herzens hatte, und der talentvolle Jüngling schien auch jene tiefe Gemüthlichkeit, Frömmigkeit und jenen erhabenen Seelenadel, an welchem dieser edeln Person Wenige ihres Geschlechts gleich kamen, von ihr geerbt zu haben, da die Früchte ihrer Einwirkung auf sein jugendliches Gemüth sich in seinem ganzen Leben äusserten. Frühe zeigten sich an

ihm Merkmale eines nicht gewöhnlichen Geistes; die Natur hatte ihn mit hellem Verstande, lebhafter Einbildungskraft und mit einem entschiedenen Geschmack für die Dichtkunst begabt, so daß er seine Opfergaben auf dem Altar der Musen schon zu einer Zeit niederlegte, wo seine Altersgenossen noch dem Genusse jugendlicher Zerstreuung lebten. Nachdem er in der damaligen wissenschaftlichen Lehranstalt in Bern, und in dem dortigen neu umgestalteten Gymnasium mit Auszeichnung seine Studien vollendet hatte, hielt er sich einige Zeit in Lausanne auf, von wo ihn sein Bruder nach Italien führte. Hier, im Vaterlande der Kunst, entwickelte sich der reiche Kunstsinn des jungen Wurstembergers schnell nach allen Richtungen. Was tief in seinem Innersten lebte, suchte er durch Poesie, Tonkunst und Malerey darzustellen. Im J. 1810 kehrte er aus Italien zurück, aber sein Geist war mit dem schönen Lande und seinen geistreichen Bewohnern in solcher Harmonie vereinbart, daß ihn bis an's Ende seines Lebens häufig eine schmerzliche Sehnsucht nach dieser geistigen Heymath anwandelte. Auf spätern Reisen nach Wien und Paris ließen ihn sein heller Geist, sein menschenfreundlicher Karackter und die Anmuth seines Betragens überall gute Aufnahme finden, und erwarben ihm die Freundschaft der Edlern, so wie er überhaupt mit dem menschlichen Leben in seinen so mannigfaltigen Beziehungen, auf denselben vertrauter wurde. Die militärische Laufbahn, die er mit der Wissenschaftlichen, so wenig als mit der Politischen, für unverträglich hielt, hatte er nur für eine kurze Zeit ergriffen, und den großen Befreyungskrieg unter Oestreichs Fahnen mitgemacht. Nach Vollendung des ruhmvollen Feldzuges wurde Wurstemberger der geliebten Heymath wieder zurückgegeben, die von jetzt an seine Kenntnisse und Thätigkeit für Staatsgeschäfte in Anspruch nahm, und ihn als Mitglied des großen Raths, in welchen er im J. 1816 eingetreten war, in einige Kollegien und Tribunale beförderte, auf welcher neuen Laufbahn

ihn der Tod im J. 1823 unterbrach. Wie er mit patriotischem Eifer dem Vaterlande in seinen Stellen diente, so kehrte er auch mit erneuertem Eifer zu den Wissenschaften, zumal zur Poesie, zurück.

Wyß, (Johann Anton,) Artillerieoberst zu Bern, aus dem alten Geschlechte der Wyßen, welche zwey Rohrkolben im Wappen führen, geb. zu Bern am 16. Weinmond 1721. Er war der Sohn von Joh. Friedrich Wyß, Hauptmann einer Milizkompagnie. Sein Vater wiedmete ihn dem Bäckerberuf, wozu der Jüngling aber wenig Lust bezeigte, da von Jugend auf eine entschiedene Vorliebe für die Artillerie mit ihren Hülfskenntnissen, Chemie, Metallurgie und Mechanik sich bey ihm äusserte. Statt also förmlich auf seinem Handwerk zu reisen, gieng er nach damaliger Sitte vieler Bürgersöhne von Bern, die sich ebenfalls zu Handwerkern bestimmt hatten, als Volontair in königlich sardinische Kriegsdienste zu einem Schweizerregiment. Einige Zeit nach seiner Rückkunft übernahm er als Meister die Bäckerey seines Vaters; aber seine Lieblingsneigung ließ ihn fortwährend das Studium der Artilleriewissenschaften mit dem größten Eifer betreiben, und häufig, anstatt seinen Teig zu kneten, überstreute er die sogenannte Wirkbank mit Mehl, und zeichnete studirend mit dem Finger mathematische Figuren, und algebraische Formeln darauf. Um sich in seinen Lieblingswissenschaften auch praktisch auszubilden, machte er selbst viele chemische und metallurgische Versuche, wobey er besonders die Gebirge und Erdarten des Kantons Bern in metallurgischer Hinsicht untersuchte. Man hat noch viele Lavetenmodelle, selbstgegossene und selbstgebohrte kleine Kanonen, zwey Globen und ein Astrolabium von ihm, welche sämmtlich sehr gut gearbeitet sind. Als Mitglied des ehemaligen bernischen Feuerwerkskollegiums, bekam er Gelegenheit über die verschie-

denen Bestandtheile der einzelnen Feuerwerksätze und über die beste Zusammensetzung des Pulvers mannigfaltige und nicht unbedeutende Versuche anzustellen. Im J. 1754 ward er zum Hauptmann, 1768 zum Major, 1779 zum Oberstlieutenant, und endlich 1782 zum Oberst über die sämmtliche bernische Artillerie ernannt. Im J. 1788 erhielt er auch das bürgerliche Amt eines sogenannten Schaffners im Interlackenhaus zu Bern. Seine vorzüglichen Kenntnisse in der Artilleriewissenschaft, veranlaßten früher Se. Durchlaucht den Fürsten von Lichtenstein in Wien ihm sehr vortheilhafte Aussichten zu eröffnen, wenn er sich in kaiserlich östreichischen Diensten wollte anstellen lassen. Er reiste auch deßhalb wirklich nach Wien, um sich persönlich mit diesem Fürsten zu unterreden. Allein da er hörte, daß er als Fremder, um einen Platz zu erhalten, bey seiner Vorstellung vor Ihro Majestät der Kaiserin niederknieen müsse, so wollte er, ein Schweizer von altrepublikanischer Denkart, sich durchaus nicht dazu entschliessen, und die Liebe zu seinem Vaterlande stärkte ihn zu dem Vorsatze, nur diesem seine Dienste zu wiedmen, und also bald heimzukehren. Nichtsdestoweniger beschenkte ihn der Fürst von Lichtenstein, wegen manchen ihm mitgetheilten Ansichten und Rathschlägen, bey seiner Abreise im Namen der Kaiserin, mit einer goldnen Dose, in welcher sich 50 Dukaten befanden. Ausserdem brachte er von Wien nebst andern nützlichen Verbesserungen, die ersten sogenannten Bränderlein oder Zünder in seine Vaterstadt zurück. Durch die Versuche über die Zusammensetzung und die Wirkungen des Schießpulvers hatten sich seine Kenntnisse von der Verfertigung dieses wichtigen Kriegsbedürfnisses in hohem Grade erweitert. Die Bernerregierung übertrug ihm daher großentheils die Direktion des Pulverwesens, und nachdem er in den Sechszigerjahren des 18ten Jahrhunderts die Pulvermühlen fast neu organisirt hatte, gelang es ihm die Fabrikation so sehr zu verbessern, daß das Bernerschießpulver allgemein als

das Beste in Europa bekannt wurde. Seine metallurgischen Kenntnisse verschafften ihm mehrere Aufträge der hohen Regierung in Betreff des Bergbaues, und der im Kanton möglichen Gewinnung von Metallen. Endlich wurde ihm auch die Oberaufsicht und Leitung der Stückgießerey der Republik Bern übertragen, welcher er mit vieler Sachkenntniß und unermüdetem Eifer vorstand. Besonders suchte er die beste Zusammensetzung des Metalls für die Kanonen durch sinnreiche Proben ausfindig zu machen, welches ihm vortrefflich gelang. Als Direktor dieser Anstalt wurde ihm aufgetragen eine Anzahl Kanonen für den Stand Basel zu gießen, der ihm seine daherigen Bemühungen, über seine Anforderung hinaus mit einer goldnen Medaille von 20 Dukaten am Werth ausserordentlich vergutete. Die Zahl der von ihm neu verfertigten oder wegen fehlerhafter Komposition, von seinem Vorgänger Maritz her umgegossenen Kanonen und Haubitzen wird auf 300 gezählt. Bey der Organisation einer Waffenwerkstatt in dem Zeughaus zu Bern, welche das helvetische Direktorium im J. 1798 verordnete, ward er in Verbindung mit Herrn Hauptmann Lanz (einem geschickten Ingenieur aus dem Kanton Zürich, der lange Zeit schon in Bern angestellt gewesen) zum Direktor derselben ernannt. Im J. 1800 ward er ferner durch den Vollziehungsausschuß zum Oberaufseher des gesammten Zeughauses in Bern erwählt, und nahm diese Stelle an, mit der Bedingung, sich wegen hohen Alters einen Gehülfen beyordnen zu dürfen, welches ihm willfährigst gestattet wurde. Man findet von ihm einige Aufsätze in die Verhandlungen der bernisch-ökonomischen Gesellschaft, und in Meusels gelehrtem Deutschland eingerückt. Der verdienstvolle Mann starb am 7. May 1803. Sein Sohn Joh. David, geb. 1743, ward Helfer am Münster zu Bern, und Pfarrer an ebendemselben 1794. Seine wohlthätigen Bemühungen zum Besten vieler verarmter Gemeinden und Familien aus den kleinen oder demo-

kratischen Kantonen, während den Kriegsläuften im J. 1800, machten ihn durch einen ansehnlichen Theil der Schweiz bekannt. Er ist der ursprüngliche Verfasser des schweizerischen Robinsons, der von seinem Sohn **Joh. Rudolph** (geb. 1781 und seit 1805 Professor der Philosophie in Bern) umgearbeitet, 1812 und 1813 in 2 Theilen herausgegeben wurde. Dieser als angenehmer launigter Dichter, und scharfsinniger philosophischer Denker, vom Publikum liebgewonnen, hat durch den schon zum dritten Mal gewundenen freundlichen Kranz seiner Alpenrosen, so wie durch seine Vorlesungen über das höchste Gut, 2 Thle., Tübingen 1811, unter den jetzigen helvetischen Schriftstellern eine ehrenvolle Stelle eingenommen. Ein zweyter Sohn **Joh. Emanuel** (geb. 1782) legte sich mit Erfolg auf naturhistorische und heraldische Malerey. Der dritte **Joh. Gottlieb** (geb. 1787) studirte Jurisprudenz, und ist gegenwärtig Herausgeber eines Zeitungsblattes, die gemeinnützigen schweizerischen Nachrichten genannt.

Wyß, (Joh. Rudolph,) ein Rechtsgelehrter und Fürsprech zu Bern, geb. daselbst 1721. Er wiedmete sich mit Erfolg der Jurisprudenz, und nachdem er sich in allen Theilen derselben festgesetzt, besonders aber mit dem Geiste der vaterländischen Gesetze vertraut gemacht hatte, wurde er 1751 mit der Stelle eines Fürsprechs vor Rath und Bürger in seiner Vaterstadt beehrt. In dieser Eigenschaft verfocht er in den Jahren 1767 und 1768 die Rechtsstreitigkeiten für den König Friedrich II. von Preußen, als Fürsten von Neuenburg, wider die Stadt Neuenburg, und erhielt zum Zeichen der Zufriedenheit des Königs, durch dessen zu dem ganzen Geschäfte bey der Republik Bern ausserordentlich bevollmächtigten Minister, Freyherrn von Derschau, geheimen Rath und Kammerpräsidenten, zwey schöne goldene Medaillen, jede von ungefähr 20 Dukaten Werth.

Im Juny 1788 wurde er einer Gesetzgebungskommission beygeordnet, welche Vorschläge zur Ergänzung der Lücken und zur Verbesserung der Gerichtssatzung von 1761 entwerfen sollte. Er starb im Hornung 1805. Seine Söhne sind: Samuel, geb. 1757, Doktor der Medizin. Er wurde 1795 in den souverainen Rath des Standes Bern erwählt, und hat viele Verdienste um die Medizinalpolizey seiner Vaterstadt, in welchem Fache er auf Befehl der hohen Regierung mehrere kleine Schriften zur Belehrung des Publikums herausgab. Johann Rudolph ist bekannt durch manche beliebte Gedichte, mehrere gute Predigten und andere Aufsätze, welche theils einzeln, theils in Sammlungen oder Zeitschriften im Drucke erschienen sind.

Wyß, (David von,) Bürgermeister des Freystaats Zürich, geb. in Zürich 1737. Den Vater verlor er frühe, er fand aber in seinem mütterlichen Großvater, dem berühmten Bürgermeister Escher, einen vortrefflichen Führer, der vereinigt mit seiner edeln Mutter, die Erziehung und Bildung des Jünglings leitete. In den Kollegien seiner Vaterstadt zeichnete er sich durch Kenntnisse und Talente bald vor seinen Mitschülern aus, deren Achtung und Liebe er eben sowohl durch seinen offenen, zuverläßigen und anspruchslosen Karackter sich zu gewinnen wußte. Philologie war sein Hauptstudium, das ihn beschäftigte, und dies mit einer solchen Vorliebe, daß er noch in seinem hohen Alter die römischen Schriftsteller zu seiner Unterhaltung lesen, ja selbst ganze Stellen aus denselben aus seinem Gedächtnisse hersagen konnte. Seine wissenschaftliche Bildung zu vollenden, begab er sich nach Lausanne, wo er das Glück hatte, mit Gibbon, dem unsterblichen Verfaßer der Geschichte der Abnahme des Verfalls des römischen Reichs, in freundschaftliche Verhältnisse zu kommen, die immerhin durch Briefwechsel fortgesetzt wurden. In Paris, wohin

er in der Folge gieng, hielt er sich mehrere Monate in dem Hause des bekannten Sittenmalers Taussaint auf. Im Besitze eines großen Reichthums von Kenntnissen kehrte Wyß 1757 nach Zürich zurück, wo er nun in den Dienst des Staats trat, wurde 1759 Rathssubstitut, 1763 Staatsunterschreiber, 1771 Landvogt auf Kyburg und 1778 Rathsherr von freyer Wahl. In jedem diesen verschiedenen Aemtern eigenthümlichen Geschäftskreise umringte ihn das nie getäuschte Vertrauen seiner Vorgesetzten, seiner Amtsgenossen und Untergebenen; man erkannte in ihm den staatskundigen geschickten Beamten, der sich in hohem Grade für die Verwaltung eines jeden Staatszweiges befähige, und sich dadurch selbst die Ehrenbahn aufschließe, auf welcher er zu den höchsten Staatswürden gelangen solle. Wirklich förderten ihn auch diese seine vorzüglichen Eigenschaften bald zu den höhern Stellen. Im J. 1783 wurde er zum Standesseckelmeister und 1794 einstimmig zum Bürgermeister der Republik erhoben. Die heikelste und schwierigste Periode seines öffentlichen Geschäftslebens war der französische Revolutionskrieg, der mit unbedeutenden Zwischenräumen über zwey Jahrzehende dauerte und nach der Reihe alle europäischen Staaten zu verschlingen drohte. Schon in seiner ersten Entstehung hatte die französische Revolution Mißverhältnisse herbeygeführt, welche das Glück und die Ruhe der Schweiz bedrohten. Die Mißhandlungen, welche die im Dienste der französischen Krone befindlichen Schweizerregimenter mehr oder weniger erfuhren, der Aufenthalt der französischen Flüchtlinge, welche in der Schweiz Gastrecht genossen, und der allzusichtbare Einfluß der revolutionären Grundsätze auf viele Schweizer, verursachten ein fortdauerndes Schwanken zwischen den gegenseitigen nachbarlichen Verhältnissen von Frankreich zu der Schweiz. Je umsichtiger, je vertrauter eine schweizerische Magistratsperson von Kraft und Einfluß mit dem damaligen politischen Zustande der Eidgenossenschaft und ihrer Völker, mit

den Quellen ihres öffentlichen Heils und Unheils war, um so mehr mußte bey ihr die Ueberzeugung haften, daß die Schweiz einen Staatenbund bilde, der zum Untergang reif sey, so bald Faktionen in seinem Innern sich erheben und eine Revolution hervorrufen werden, die Dienstbarkeit oder Vasallenschaft beym Auslande zur Folge haben müsse. Von dieser Ueberzeugung schien auch Wyß auszugehen, der in jedem auch nur leisen Berühren des eidgenössischen Staatsgebäudes, den Tod des Staats selbst zu erblicken glaubte. In Folge dessen erhob sich der scharfsichtige Mann gegen jede Abänderung der Verfassung, so lange die Machthaber in dem großen Nachbarstaate ihre hinterlistigen und fehdesüchtigen Pläne gegen die Schweiz nicht aufgeben würden; und bot daher alle seine Kräfte auf, die sogenannte revolutionäre Parthey im Zaum zu halten, und das schweizerische Staatsschiffchen in dem brausenden und wüthenden Sturm zu retten. In diesem Sinn trug er als Gesandter seines Standes auf jener denkwürdigen Tagsatzung 1792 das Seinige dazu bey, daß die Schweiz nicht aus gerechter Erbitterung über das Schicksal des Garderegiments in Frankreich, Theil an den Feldzügen genommen, die bestimmt waren, Frankreichs Staatssünden zu rächen. Als erster Abgeordneter des Vororts Zürich präsidirte er die Tagleistungen von 1794, 1796 und 1798, kämpfte fest und standhaft gegen die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, leitete den eidgenössischen Bundesschwur am 25. Jänner 1798 zu Aarau, und trat erst dann von dem öffentlichen Schauplatze ab, als Frankreich die Eidgenossenschaft nicht mehr blos höhnend, sondern mit den Waffen angriff, und derselben gegen alles Völkerrecht den Krieg machte. Von diesem Augenblick an lebte er in der größten Stille ohne mittelbaren noch unmittelbaren Einfluß auf Staatsangelegenheiten, theils in der Stadt, theils und noch angenehmer in seinem Tusculum zu Meylen am Zürchersee, wo er von seinen unvergeßlichen Mühen für's Vaterland gleich-

sam ausruhte, und in dem fortgesetzten Studium der Geschichte und der alten Literatur seine Erholung fand. Es war daher gewiß eine sowohl politische als moralische Sünde, daß die helvetische Regierung den ehrwürdigen Greis im Frühling 1799 als Geisel nach Basel abführen ließ, der Nichts für sich, sondern Alles für's Vaterland, und zwar mit hoher Uneigennützigkeit, gethan hatte. In der Fülle genossener Achtung, von Allen, die den Weisen kannten, starb er 1815.

Zelger, (Franz Niklaus,) Landammann und Geschichtschreiber Unterwaldens, geb. zu Stans 1767. Schon in seinen jüngern Jahren zeigten sich bey ihm vorzügliche Talente, ein richtiger Verstand, viel Scharfsinn und Wißbegierde, nebst einem glücklichen Gedächtniß; Gaben und Vorzüge, die sowohl seine Eltern als Lehrer zu pflegen, und ihnen die gehörige Richtung zu geben verstanden. Seine liebste Lektüre war die Geschichte des Vaterlandes, und ihre Fruchtbarkeit und das ihr abgewonnene Interesse wurde bald so lockend für ihn, daß er sich entschloß, seinen Griffel einem historischen Versuche von den Schicksalen von Unterwaldens Hirtenrepublik zu weihen. Gemeinschaftlich mit dem sehr gebildeten Abbé Joseph Businger, nachmaligem Pfarrer zu Stanz, bearbeitete Zelger aus Urkunden die Geschichte seines Kantons, welche er in 2 Bänden zu Luzern 1789 und 1791 an's Licht treten ließ, und worin sein erster edler Zweck, Sinn für Toleranz, Sittlichkeit und Industrie einzuflößen, unverkennbar ist; sie demnach mehr innern Gehalt hat, als der bescheidene Titel diesen Versuch ankündiget. Dieses frühe Verdienst, das er sich um Unterwalden erworben, verschaffte ihm denn auch nach wenigen Jahren angesehene Staats- und Militärbedienungen. So wurde er 1794 Landmajor und Landeshauptmann, und gieng 1796 als gemeineidgenössischer Repräsentant nach Basel, wo man in ihm den

wissentlich ausgebildeten, vaterländischen Staatsmann, dessen heller Geist die Fesseln der Vorurtheile abgeschüttelt hatte, kennen und schätzen lernte. Während der Revolution bekleidete er die Stelle eines Mitglieds des obersten Gerichtshofes der helvetischen Republik, und nach derselben half er als Mitglied der Regierungskommission, die durch die französische Vermittelungsakte garantirte unterwaldnerische Kantonalverfassung in Gang setzen. Im J. 1804 wurde ihm die oberste Staatswürde, das Landammannamt übertragen, mit welchem er in der Folge noch zu verschiedenen Malen von der Landsgemeinde beehrt wurde. Eben war er im J. 1821 von den Landleuten Nidwaldens neuerdings zum Kantonshauptmann ernannt worden, nachdem er schon früher mit der sehr ehrenvollen Würde eines Pannerherrn geschmückt worden war, als seine allzugroßen Anstrengungen, wegen dem Ausgleichungsgeschäfte der Niederlassungsstreitigkeiten mit Obwalden, ihm ein schleichendes Stichfieber zuzogen, an welchem er im May gleichen Jahrs gestorben ist. Zelger, der nicht allein seine Feder, sondern auch seine Mühe, ja sein ganzes Leben seinem Vaterlande geweiht hatte, war redlich, unverholen, standhaft, unpartheyisch und populär; der seit der Revolution nie ausschließlich zur Seite weder der Föderalisten noch Unitarier gestanden, allen Gährungen und drohenden Gefahren von innen und von aussen, mit ausgezeichnetem Muthe und Geisteskräften entgegen gearbeitet hatte, und doch dabey ein Günstling, zwar nicht der Demagogen, aber der Besonnenen im Volke geblieben war. Als die Stütze der Bedrängten, als gerechter Richter und als kluger Landesvorsteher gebührt ihm unter Nidwaldens Regenten in den neuern Zeiten, eine vorzügliche Stelle.

Zellweger, (Jakob,) Landammann des Kantons Appenzell Ausserrhoden, geb. zu Trogen 1770. Er stammte

aus einer Familie, aus welcher mehrere thätige, kenntnißvolle und rechtschaffene Staatsmänner und Beamte hervorgegangen sind, die sich um ihren heymathlichen Kanton achtungswürdige Verdienste erworben haben. Von diesen großen Vorbildern begeistert, und dabey unterstützt von äusserst glücklichen Verhältnissen seines Vaters, war es ihm leicht, nicht allein dem Drange seines Herzens genügen zu können, einst seinem Vaterlande Beweise eines patriotischen Gemüthes zu geben, sondern sich auch jenen Grad von Bildung zu verschaffen, den man bey Kaufleuten von ausgezeichnetem Range nicht gerne vermißt. Dem Kaufmannsstande gewiedmet, beschränkte sich nun seine Erziehung nicht nur auf Erwerbung ausgebreiteter Berufskenntnisse; auch den Wissenschaften überhaupt huldigte der Jüngling in vorzüglicherm Sinne, in deren Umgange er später die schönern Stunden seines Lebens zubrachte. Schon als Knabe hatte sich Zellweger durch jene Karackterfestigkeit ausgezeichnet, die er in der Folge in den öffentlichen Geschäften bewiesen, und welche ihm viel Ehre sowohl in seinem Kanton als in der übrigen Schweiz gemacht hat. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Frankreich und Italien in merkantilischer Beziehung, kehrte er 1794 nach Trogen, und zu wirklicher Theilnahme an den blühenden Handelsgeschäften seines väterlichen Hauses zurück. Seine Mitbürger, die des jungen Mannes große Fähigkeiten kannten, und wußten, daß er mit ganzer Seele seinem Vaterlande und dessen althergebrachter Freyheit ergeben war, wählten ihn im J. 1801 zum Mitgliede der damals zu Bern versammelten helvetischen Tagsatzung, deren Zweck es seyn sollte, die bisherige Einheitsverfassung mit einem Anstrich der alten Föderativen zu versehen. Den Gesinnungen seiner Komitenten gemäß vereinigte er sich mit den Abgeordneten der Urkantone und andern gleichgesinnten Mitgliedern, entfernte sich aus der Versammlung, und half dadurch zu der am 28. Weinmond gleichen Jahrs erfolgten Revolution, wo-

durch die gemäßigsten Freunde der alten Ordnung an die Spitze der Geschäfte berufen wurden. Er erhielt bey dieser Veränderung die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten. Allein schon am 7. April 1802 mußte er mit seinen Freunden ihren Gegnern weichen, und Zellweger kehrte wieder nach Hause. Die Verbündungen, die er unterdessen angeknüpft, dauerten fort, und daher nahm auch Appenzell Ausserrhoden an den bald hernach in eben den Urkantonen entstandenen Bewegungen thätigen Antheil. Nachdem er im Herbst von der Appenzell-Ausserrhodischen Landsgemeinde zum Landammann gewählt worden, begab er sich als erster Gesandter seines Standes auf die ausserordentliche Tagsatzung in Schwyz, an deren Verhandlungen und Beschlüssen er sehr vielen Antheil hatte. Nach dem Einrücken französischer Truppen in die Schweiz, im Weinmonat 1802, und nach ihrer Verbreitung in die Kantone, wurde Zellweger mit andern vielbedeutenden Staatsmännern, worunter sich auch Aloys Reding und Seckelmeister Hirzel befanden, arretirt, während Helvetien durch die Dazwischenkunft des damaligen ersten Konsuls Bonaparte zu Paris eine neue Gestalt, und im darauffolgenden J. 1803 die Mediationsverfassung erhielt. Als eine Folge derselben kehrte Zellweger im Frühling 1803 in den Kreis der Seinen zurück, wo er kurz darauf auf's Neue zum Standeshaupte erwählt wurde, welche Wahl schon deßwegen für ihn wie für die Appenzeller ehrenvoll war, weil sie einerseits ihm die durchgängige Achtung seiner Landsleute aussprach, da sie einstimmig geschah, und anderseits den Beweis leistete, wie wenig die Appenzeller sich um den gefürchteten großen Nachbar bekümmerten, daß sie einen Mann zum Vorsteher ihres Landes erwählten, der eben nicht mit des Mächtigen Gunst sich schmeicheln durfte, sondern nur dem Trieb ihres Kopfs und Herzens folgte. In dieser Stelle, die er ununterbrochen 15 Jahre hindurch bekleidete, leistete er zugleich dem Kanton Appenzell und der ganzen Eidgenossenschaft wichtige und treue Dienste. Als

Ehrenbote seines Standes erschien er während dieser Zeit beynahe auf allen Tagsatzungen der Eidgenossen, auf welchen seine Erfahrungen und Einsichten für die bedeutsamsten Kommissionsarbeiten angesprochen wurden. Er wohnte der eidgenössischen Abordnung zu Napoleons Kaiserkrönung im J. 1804 bey, und als Mitglied der wichtigen diplomatischen Kommission bey jener Tagsatzung in den Jahren 1813 und 1814, hatte er an der Zustandebringung der neuen Bundesdesverfassung wirksamen und großen Antheil; auch darf es wohl seinem Einflusse zugeschrieben werden, daß Appenzell A. R. die einzige unter den schweizerischen Demokratien war, welche die Verzichtleistung auf die Herrschaftsrechte über die vormaligen schweizerischen Mediatlande, nicht wie die Andern, durch klingende Summen sich abkaufen ließ, sondern freywillig sie ausgesprochen hat. Seine letzten in den Mißjahren 1816 und 1817 ihm aufgetragenen Sendungen an die Höfe von Stuttgard und München waren von eben so erwünschtem Erfolge, als ausgezeichnetem Ruhme für seine Person gewesen. Die Gründe, welche ihn im J. 1818 bestimmten, sich den öffentlichen Geschäften zu entziehen und in den Privatstand zurückzukehren, lagen theils in dem Tod einer geliebten Gattinn, theils in Unglücksfällen, die seine einst so blühende Handlung in Spanien erlitt, und welche nachtheilig auf seine Oekonomie einwirken mußten. Dieser unermüdete Beamte starb bald nachher im J. 1821, beweint von allen Edeln und Guten seines Volks.

Zingg, (Adrian,) Professor der Kupferstecherkunst und Mitglied der Kunstakademie in Dresden, geb. in St. Gallen 1734. Sein Vater war ein geschickter Stablschneider, der die Neigung, die der Sohn für die Kunst zeigte, gern unterstützte, und ihn selbst in die Bahn einleitete, die ihm, wenn auch nicht Reichthum, doch Ruhm verhieß, und ihn zu dem Ziele seines Strebens führen sollte. Er begann

sie als Kupferstecher in Zürich, wo er bey dem Chalkographen Johann Rudolph Holzbalb, auf 4 Jahre in die Lehre kam. Im J. 1757 berief Aaberli den jungen Zingg nach Bern, der ihn vermochte, sich dem Landschaftsfache ausschließend zu wiedmen. Hier bearbeitete er, nebst andern kleinern Gegenständen, die zwey großen Prospekte von der Stadt nach Aaberli's Zeichnung, welche viel Beyfall fanden. Gemeinsam mit diesem zweyten Lehrer traf Zingg im J. 1759 in Paris ein, wo der vortreffliche Wille großes Vergnügen an seinen Arbeiten bezeugte, und ihm daselbst Vater und Freund wurde. Hier bedurfte es nun freylich für ihn großer Anstrengungen, theils um obwaltende Schwierigkeiten zu überwinden, theils auch um einigermaßen eine in seinen Jugendjahren verlorne kostbare Zeit, und die Jahre zu ersetzen, in denen die Grundsätze der Wissenschaften, wie jene der Künste, vom Gedächtnisse leichter empfangen und geordnet werden. Er war daher weniger darauf bedacht, Geld zu gewinnen, als sich vielmehr in der Kunst vollkommener zu machen. Die schönen Blätter, die er im Verlauf von 7 Jahren in Paris verfertigte, verschafften ihm schon im J. 1765 einen Ruf nach Dresden und zugleich die Ehre eines wirklichen Mitglieds der dortigen Kunstakademie, bey welcher er auch im J. 1803 zum Professor der Kupferstecherkunst ernannt, aber 1815 in Pension gesetzt wurde, und 1816 gestorben ist. Schon im J. 1804 hatte er seine sämmtlichen Platten dem Kunsthändler Tauchnitz in Leipzig überlassen, der dann Zinggs Kupferstichwerk, zu 40 Thalern das Exemplar, den schon lange sich darnach sehnenden Kunstfreunden mittheilte. Später beschäftigte er sich mehr mit Zeichnungen nach der Natur, als mit dem Grabstichel; doch brachte er noch zwey schätzbare Werke zum Unterricht für Anfänger in der Landschaftzeichnung selbst in Kupfer. Die Akademien von Wien und Berlin hatten ihn sich ebenfalls als Mitglied beygesellt.

Zollikofer, (Christoph,) Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen in St. Gallen, geb. daselbst 1734. Aus Selbsttrieb wiedmete er sich frühe dem theologischen Studium, und machte so schöne Fortschritte, daß er vor dem 19ten Jahr seines Alters den ganzen Studienkurs vollendet hatte. Nach erhaltener Weihe zum geistlichen Stande bekleidete er bald Vikariate, bald Mentorstellen, bis er Pfarrhelfer in seiner Vaterstadt wurde. Die Muße, die ihm diese Bedienung gestattete, benutzte er zum Studium der allgemeinen Literatur und zur Exegese; wozu er, vermöge seiner gründlichen Kenntniß der orientalischen Sprachen, eine Vorliebe gewann, daß er die Bearbeitung eines Kommentars des Propheten Jesajas und der Offenbarung Johannes unternahm; ein Geschäfte, wobey ihm die Enthüllung des Ueberirdischen seine physische Gesundheit bedenklich angriff. Nach seiner Herstellung bewog ihn seine Liebe zur Literatur, um mit allen Novitäten in derselben sogleich bekannt zu werden und auch Andere davon in Kenntniß zu setzen, alle kritischen Zeitschriften zu halten und sie zum Lesen zirkuliren zu lassen. Dadurch entwickelte und verbreitete sich unter der besser gebildeten Volksklasse in St. Gallen, ein Geist des Selbstdenkens und der Selbstprüfung, dessen freye Ausdehnung — mochte er sie wohl anfangs selbst nicht berechnet haben — ihm immer zum Verdienst kann angesetzt werden, weil er diesen zuerst weckte, und ihm kein Opfer für seine Tendenz zu kostbar schien. Er war auch der Erste, der in St. Gallen eine Wochenschrift herausgab, die für jene Zeit viel Gutes enthielt, und nur den Umständen zu Folge früher aufhören mußte, als sie vorzüglicher werden konnte. Seine Erbauungsbücher, die er späterhin herausgab, fanden ebenfalls bey dem Publikum eine gute Aufnahme. Nachdem er im J. 1783 zum Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen ernannt wurde, erlaubte er sich eine liberalere Lehrart, als die bisherige war, wo der Geist der in St. Gallen studirenden

Jünglinge in die Fesseln der Dogmatik einiger alter holländischen Theologen eingeschlossen wurde. Auch dieses von ihm ausgehende Licht wirkte wohlthätig durch die, welche es zuerst von ihm empfiengen, auf seine Zeitgenossen und Miteinwohner seiner Vaterstadt. Sieben Jahre bekleidete er diese Professur, als er im J. 1803 Stadtpfarrer, und Dekan des St. Galler-Kapitels wurde. Unverändert blieb die Achtung und Liebe, die ihm von jeher gewiedmet war bis an's Ende seiner 79jährigen Laufbahn im J. 1813.

Zumsteg, (Joh. Rudolph,) ein berühmter Tonkünstler und Kompanist, geb. zu Stuttgardt 1760. Sein Vater, Bürger zu Gansingen bey Laufenburg im Kanton Aargau, wanderte in die Fremde, ließ sich als Soldat in die Leibgarde des Herzogs von Würtemberg aufnehmen, verheürathete sich und erzeugte im Militärdienste diesen Sohn, der seine Bildung in der herzoglichen Akademie erhielt, sich in der Folge als ein Mann von Kraft, von deutschem Sinn und Geist, und als der Beste des ganzen Orchesters, zuletzt aber als herzoglicher Konzertmeister auszeichnete. Den ersten Unterricht gab ihm der Kapellmeister Poli, bey dem er es aber nicht bewenden ließ, sondern er studirte zugleich noch Matthissons, Marpurgs und d'Alemberts Werke, so wie die Kompositionen Bachs, Benda's und Jomelli's die Muster waren, wornach er sich bildete, und in deren Geist und innersten Sinn er eindrang. Was aber wohl am Meisten zu seiner Bildung beytragen mußte, war der vertraute Umgang mit Schiller, dessen Jugend- und Herzensfreund er war, und mit andern talentvollen Jünglingen. Als Mozart eine ganz neue Bahn in der Tonkunst brach, folgte er diesem Genie mit Begeisterung auf dieser Bahn, der auch mit Jomelli sein Hauptmuster und Vorbild blieb, dessen Geist und das ästhetische Wesen er auffaßte, und in eignen Bildungen wiedergab.

Zumsteg besaß Feuer, tiefes Gefühl und treffenden Humor; alle seine besten Stücke tragen diese Farbe. In manchen seiner Chöre und Finals herrscht eine Gluth der Begeisterung, die den Hörer wie im Sturme mit sich fortrafft. Damit verband er eine Herzlichkeit und ein Ausdauern der Empfindung, die ihm manche fühlende Seele des Schönen mit Thränen lohnte. Wenige Tonsetzer sind in den Geist und Sinn ihrer Dichter so tief eingedrungen, und haben ihn reiner wieder gegeben: man hört den Dichter, ohne seiner Worte zu bedürfen, und die Gefühle und Bilder durchschimmern gleichsam die Töne, wie Blüthen des Lenzufers den Spiegelquell. Diese Höhe und Reife der Kunst hatte er erreicht, ohne jemals über die würtembergische Grenze hinausgekommen zu seyn; zu kühnem Fortschritte ermunterte ihn aber das Ausland, das seine Verdienste ehrte und dankbar erkannte. Ein Schlagfluß entriß ihn am 27. Jänner 1802 unerwartet den Seinigen, 42 Jahre alt. Unter seinen im Druck erschienenen musikalischen Werken, die ihm einen Ehrennamen durch ganz Deutschland erwarben, sind die Vorzüglichsten: verschiedene von ihm musterhaft gesetzte Balladen und Romanzen; Lieder und Gesänge von Bürger, Göthe, Schiller, Hölty, Matthisson u. a.; seine Kolma aus Göthe's Werther nach Ossian; Hagars Klage in der Wüste Bersaba; Klopstocks Frühlingsfeyer; viele Kirchenstücke, und seine zwey neuesten Opern, die Geisterinsel und das Pfauenfest. Johanna's rührender Abschied von den väterlichen Fluren, aus Schillers Jungfrau von Orleans, war sein Letztes, sein Schwanengesang.

Zweifel, (Kosmus,) glarnerscher Landesseckelmeister; ein Mann, der eben so wohl wegen seinen ausgezeichneten Talenten und seiner seltenen Uneigennützigkeit, als auch seiner erworbenen Verdienste halber, den Gelobtesten

seiner Mitbürger angereiht werden darf, und mit einer vollen Blüthe seines Gewerbes, auch eine vollkommene Reife seines Geistes verband. Zu Glarus im J. 17.. geboren, hatte er sich in den frühern Jahren dem Handel gewiedmet, wobey er nächst einem natürlichen Geschick, das Rechte zu rechter Zeit und am rechten Orte zu thun, seinen Kenntnissen und seinen im Auslande erworbenen Bekanntschaften, einen glänzenden Aufschwung seiner und seiner Verwandten Glücksumstände in der Folge verdankte. Unmittelbar vor der Revolution trat er als Rathsherr in die Regierung, und ward auch Mitglied des reformirten Kriegsraths. Während des Ganges von dieser und der bürgerlichen Gährungen, die überall in der Schweiz sich erhuben, gehörte er zu den gemäßigten und umsichtigen Gegnern der damaligen Ordnung der Dinge, weil er den kranken Fleck am schweizerischen Staatskörper nicht von fremder Hand geheilt wissen wollte, ohne jedoch desselben Heilung nicht zu wünschen; und war daher wegen seiner Mäßigung das einzige Mitglied der glarnerschen Munizipalität, das von der Deportation nicht betroffen wurde. Nach der eingeführten Mediationsverfassung rief ihn das Zutrauen seiner Landsleute im J. 1803 zur Würde eines Landesseckelmeisters, und von jetzt an wurde er eines der einflußreichsten Regierungsglieder in Glarus. Die in ihm glühende treue Vaterlandsliebe, hatte ihn auch mit hoher Lust, Gutes für das Vaterland zu wirken, erfüllt, und demnach gehörte er zu den thätigsten Beförderern der Linthunternehmung, die, so wie sie ein Denkmal des schweizerischen Gemeinsinns ist, auch zu allen Zeiten von seiner Aufmunterung zeugen wird, mit welcher er seinen Kanton für dieses schöne Werk begeisterte. So war Herr Zweifel eine geraume Zeit hindurch Präsident der evangelischen Landesarmen-Kommission, in welcher Eigenschaft er während den Hungerjahren 1816 und 1817, mit eben so seltener Hingebung als Kraft, den traurigen Folgen des da-

mals über das Glarnerland eingebrochenen Elendes zu steuern bemüht war. Mit derselben unermüdlichen Thätigkeit besorgte er noch mehrere andere Verwaltungen, und brachte überhaupt in die ökonomischen und finanziellen Verhältnisse seines Kantons eine musterhafte Ordnung. Was ihm aber bey seiner gemeinnützigen segenverbreitenden Wirksamkeit zum höchsten Ruhme gereicht, war, daß er diesen seinen Verdiensten mit seiner Uneigennützigkeit die schönste Krone aufsetzte, indem er jede numerarische Entschädigung beharrlich von sich ablehnte, und in dem Dank des Vaterlandes und der durch ihn geretteten Mitbürger, seine höchste Belohnung gesucht und gefunden hatte. Er starb am 4. Hornung 1826.

Nachträge,

Zusätze und Berichtigungen.

Die hier unmittelbar folgenden Nachträge, Zusäze und Berichtigungen zu den modernen Schweizer-Biographien, enthalten bloß das, woran ich mich nach dem Druck derselben theils selbst noch bey der Durchsicht erinnert, theils was ich unterdessen auf's Neue gesammelt, theils was mir von einigen Freunden mitgetheilt worden. Ihre Bekanntmachung hat hauptsächlich den Zweck, diese Sammlung für das lesende Publikum zu vervollständigen, und vor der Hand dasjenige selbst zu berichtigen, was mir sonst in öffentlichen Blättern als lückenhaft angezeigt werden möchte. Diese meine sorgfältige Hinsicht auf die Leser wird diese Zugabe rechtfertigen, und den

Eifer des Verfassers nicht verkennen lassen, welcher der Vervollkommnung und Berichtigung des Ganzen beharrlich zugewendet blieb. Wird dieses mein Bestreben von einsichtigem Wohlwollen meiner Absicht genügend erfunden, so wird sich dessen der Verfasser bestens freuen.

L.

Andrie, (Johann Heinrich,) nicht Andria. S. 6.

Bischofberger, (Joseph Anton,) Landammann des Kantons Appenzell Innerrhoden, geb. zu Appenzell 1765. Diesem sowohl als seinem 1808 verstorbenen, mit der gleichen obersten Landeswürde bekleideten Vater, hat die Geschichte ihre Stelle unter den ersten Staatsmännern dieses souverainen Ländchens angewiesen. Aus einer der um dasselbe verdienten Familien abstammend, wurde von seinem Vater bey seiner Erziehung darauf gesehen, daß sich der Sohn auf das Innigste mit der Geschichte, den Rechten und Verhältnissen seiner Heymath bekannt mache, und dabey fürgesorgt, daß dem Jüngling der Sinn für jene patriarchalische Sitteneinfalt, in welcher seine Mitlandleute lebten, und die hauptsächlich auch im väterlichen Hause vorherrschend war, nie entfremdet werde. Dieser hatte ihn auch in der Folge bis zu seinem letzten Lebenshauche nie verlassen, und ausgezeichnet in jeder bürgerlichen und republikanischen Tugend, war er der Sitte und dem Karackter seines Volks stets treu geblieben. Mit glücklichen Anlagen ausgerüstet, erwarb er sich in auswärtigen Lyzeen wissenschaftliche Kenntnisse, und promovirte auf einer deutschen Hochschule als Doktor der Medizin. Zum rationellen Arzte ausgebildet, nützte er von jetzt an mit seinen erworbenen Kenntnissen seinen Mitbürgern am Krankenbette, und rechtfertigte das ihm geschenkte Zutrauen durch manche gelungene Kur. Nach dem Eintritt der Revolution wurde er zum Mitgliede der Verwaltungskammer des ephemeren Kantons Säntis gewählt, und nach der hergestellten Selbstständigkeit des Kantons Appenzell, folgte er seinem Vater in der

Würde des Standeshaupts von dem Jahr 1808 an ununterbrochen nach, was die unzweydeutige Liebe seines Volks bezeugt, welche er bis an den Rand seines Grabes genossen hatte. Da er also fortwährend mit derselben geschmückt geblieben, war er auch mit seltener Ausnahme Stellvertreter seines Kantons an den Tagen der Eidgenossen gewesen, und wurde sonst noch zu vielen diplomatischen Sendungen gebraucht, wo ihn zugleich seine Einsichten, wie sein einfacher, liebevoller, dienstfertiger Karackter allen, die mit ihm Umgang pflogen, theuer, und ihn vielen Eidgenossen lieb und befreundet machte, so daß sie sein Andenken in hohen Ehren behalten werden. Die Rechte seines heymathlichen Kantons hatte er jederzeit standhaft verfochten, so wie er auch manches Bedürfniß der Zeit kannte, und mancherley Gutes befördern half. Der Todestag (30. Jänner 1826) war für ganz Innerrhoden ein Trauertag, und seine Leiche wurde unter lautem Schluchzen vieler Landleute bestattet.

Breitinger, (David,) Professor der Mathematik an der Kunstschule in Zürich, geb. zu Schönholzersweilen, einem thurgauischen Dorfe, wo sein Vater, der ein Bürger von Zürich war, die Predigerstelle bekleidete, im J. 1737. Er hatte schon frühe seinen Vater durch den Tod verloren; dadurch verlor aber seine Erziehung nichts, indem sein Oheim, der Pfarrer in Sax war, sich des Waisen annahm und die bestmöglichste Sorge für ihn trug. Zugleich unterstützten seine natürlichen Fähigkeiten den an ihn gewendeten Fleiß, so daß er bald fähig war, die Kollegien des Lyceums seiner Vaterstadt zu besuchen, wo er auch 1759 in das geistliche Ministerium aufgenommen wurde. Die große Menge von unbedienfteten Geistlichen, die zur Zeit seiner Ordination auf Anstellungen warteten, bewog ihn, dem erhaltenen Ruf zum Prediger bey einer reformirten Bergwerksgesellschaft bey Bayonne an der spanischen Grenze, zu folgen.

Er befand sich bereits schon auf dem Wege dahin, als ein unerwartetes Hinderniß eintrat, wodurch sich die Sache zerschlug. Nach einer literarischen Reise durch einige der vorzüglichern Städte in Frankreich, kehrte er nach der geliebten Heymath zurück, um sein Glück in derselben zu suchen. Von jetzt an wurden Physik und Mathematik seine Lieblingsstudien, denen er fortwährend mit dem unverdrossensten Eifer oblag, und wovon der Erfolg war, daß er im J. 1773, bey der damals gestifteten zürcherschen Kunstschule, zum Professor der Mathematik ernannt wurde. Dem Dienste dieser Wissenschaft war er auch bis an sein Lebensende treu geblieben, und der Jünglinge waren von jeher immer viele, welche, um seines klaren und faßlichen Unterrichts zu genießen, herzuströmten. Zu seinen Vorlesungen über Experimental-Physik, in denen er ganz besonderes Geschick entwickelte, mischten sich unter die Schaaren von Wißbegierigen jedes Standes, selbst Frauenzimmer, Theil daran zu nehmen; auch verdankte ihm die naturforschende Gesellschaft seiner Vaterstadt, zu deren thätigsten Mitgliedern er gehörte, eine Reihe von Arbeiten, die zusammengestellt, einen vollständigen Kurs der Physik bilden. Dabey war Breitinger ein eben so liebenswürdiger als heiterer und gesprächiger Mann, von dem menschenfreundlichsten Herzen, wie von dem edelsten Gemeinsinne beseelt, aus dessen Handlungen allen immer patriotische Zwecke hervorleuchteten; der sich nicht allein ein Vergnügen daraus machte, unter den jungen Leuten Kenntnisse zu verbreiten, sondern auch das Verdienst an Armen und Unbekannten hervorzuziehen, und ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen. So zählte ihn auch die zürcherische Töchterschule zu ihren Stiftern, spätern Reformatoren und fortwährenden theilnehmenden Gönnern und Aufsehern, und die helvetische Gesellschaft in Schinznach und Olten zu einem ihrer frühsten geselligsten Mitglieder, dessen Herz seinen dortigen Freunden bey vertraulichen Unterredungen stets offen war. Noch verschiedene Stellen,

wie die eines Kurators des Schulfonds der Thomannischen Stiftung, des Vorstands der Bürgerschule u. s. w., die er bekleidete, sprechen zum Ruhme seines gemeinnützigen vaterländischen Sinnes und seiner unermüdlichen Thätigkeit, in welchen er bis an den Rand seiner Gruft, in die er im J. 1817 hinabsank, sich gleich geblieben war. Von ihm ist nur Weniges im Druck erschienen, nemlich: Anfangsgründe der Rechenkunst und Geometrie für die Realschulen. 8. Zürich 1773; und: Nachricht von dem Einschlagen des Blitzes in einen Wetterableiter, nebst Berichtigung einiger Begriffe über die Wirkung der Ableiter. 8. Zürich 1786; durch welche letztere Schrift er seine Mitbürger zur Einführung der Blitzableiter vorzüglich bewegen mochte.

Brunner, (Johann,) Spitalprediger und Professor an der Kunstschule in Zürich, wo er 1755 geboren wurde. Dieser vielseitig gebildete, allgemein geehrte und unermüdet thätige Mann, hatte nach Vollendung seiner Studien in seiner Vaterstadt im J. 1778 die Weihe zum Predigtamt erhalten, und wurde im folgenden Jahr als Lehrer an die Lateinschule nach Chur berufen, wo er den damals begonnenen Trieb zur Vervollkommnung des dortigen Schulwesens kräftig unterstützte, und durch seinen trefflichen Unterricht nicht geringen Antheil an der Bildung von manchem Hoffnungsvollen Jüngling hatte, der sich in der Folge um Bündtens Hauptstadt verdient machte. Hier lernte er auch seinen Freund, den nachherigen zürcherschen Rathsherrn Rusterholz, kennen, zu dessen Geistesentfaltung und Befähigung für seine spätern Unternehmungen und Zwecke er wesentlich beytrug. Als dieser Letztere die Errichtung einer Knabenanstalt wirklich beschlossen und das Lokale hiezu auf dem Riethli bey Zürich gewählt hatte, trat Brunner im J. 1792 mit ihm in Verbindung, nahm als Hausgenosse und Mitarbei-

ter thätigen Antheil an dem Institut, in welchem er während zehn Jahren eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Zöglingen bilden half, die alle seiner wissenschaftlichen Führung und ihren Familien Ehre machten, und der Anstalt Achtung und Beyfall gewannen. So wie der Umgang mit diesem mittheilsamen Lehrer, dessen edle Denkungsart und sanfte Herzensgüte den Vorzügen seiner Talente vollkommen entsprach, bey den Schülern in dankbarem Andenken blieb, eben so zählte auch Brunner die Zeit seines Aufenthalts auf dem Riethli zu der angenehmsten und genußreichsten seines Lebens. Im J. 1797 wurde er zum Spitalpfarrer in Zürich erwählt. Hier fand er einen zwar ganz andern, nun aber auch für ihn selbst höchst lehrreichen Wirkungskreis, als Tröster und Seelsorger, von Leidenden, Dürftigen und Geisteskranken, und vereinigte mit den Lehrgeschäften in dem besagten Institut den Predigerberuf in dem öffentlichen Krankenhause. Im J. 1799 war er Mitstifter der zürcherschen Hülfsgesellschaft und 1805 Religionslehrer an der Kunstschule. Auch war er von 1808 an Dekan der Exspektantenklasse gewesen. So brachte Brunner in wohlthätiger vielfacher Wirksamkeit seine Tage hin, und starb am Ostertag 1820, hochgeschätzt von allen, die ihn näher kannten, und in ihm den ächten Patrioten, den wahren Menschenfreund, den bescheidenen Weisen und den redlichen Christen zugleich verehrten. Die hauptsächlichsten von seinen herausgegebenen Schriften sind: ein Bändchen Gedichte, Chur 1781; die zwar weniger die sorgfältige Feile, als eine höchst achtenswerthe sittliche Güte und ein wahrhaft religioses Herz zeigen; zwey Bände Unterhaltungen in Predigten für Kranke, Arme, Schwermüthige und Trostbedürftige. Zürich 1801. gr. 8.; Anleitung zur Menschenkenntniß und Menschenleitung für Geistliche. Zürich 1801. 8. 1. Band; in welchem Buche er eine Sammlung von Grundsätzen und Beobachtungen, Regeln und Winken gab, die lange in ho-

dem Grade der eifrigen Benutzung werth bleibt, und beständig das Bedauern erregen wird, daß der zweyte Band, der die Menschenkunde des Predigers im Besondern, nach einem sehr guten Plane hätte enthalten sollen, nicht mehr erschienen ist. Eben so setzte er ein liebevolles Gedächtniß in ausführlichen Biographien verstorbener ihm besonders theurer Lebens- und Berufsgefährten, als dem Professor Däniker 1805, dem Rathsherrn Rusterholz und dem Spitalmeister Brunner 1807, in welchen er diese Vollendeten, mit zartem, kräftigem und glühendem Pinsel schilderte.

Caglioni, (Andreas,) tessinischer Staatsrath und Landammann, geb. zu Ascona, einem Flecken an dem schönen Lago Maggiore 1763. Entsprossen aus einer dortigen angesehenen Familie, gebrach es derselben nicht an Mitteln ihn seiner Neigung, sich den Studien zu wiedmen, folgen zu lassen. Nachdem er in dem Seminario seines Geburtsorts in Sprachen und Wissenschaften den Grund gelegt hatte, gieng er in das Collegium Helveticum nach Mayland, und besuchte später die Hochschule zu Freyburg im Breisgau, auf welcher Letztern er ausgezeichnete Fortschritte machte, und sich zugleich die Kenntnisse der deutschen Sprache aneignete. Im J. 1793 wurde er nach seiner Heimkehr zum Kanzler des Landraths der vormaligen Landvogtey Luggaris, ernannt, und stieg in der Folge zur Würde eines Amtsstatthalters empor, wobey er noch dem Berufe eines Rechtsanwalds oblag. Als die Staatsumwälzung in der Schweiz mit dem Jahr 1798 eingetreten war, welche in der italienischen Schweiz mancherley Unruhen und Partheyungen nach sich gezogen, so daß Caglioni's heimathliche Gemeinde Ascona sich eine Zeitlang gänzlich isolirte und einen eignen kleinen souverainen Freystaat, mit allen Hoheitsrechten, bildete, wurde der besonnene rechtliche und kenntnißvolle Mann, der immer die Sache der Schweiz

handhabte, in den helvetischen Senat gewählt, und nach dessen Auflösung im J. 1800, in den damals aufgestellten gesetzgebenden Rath aufgenommen. Seiner Verwendung dankte es vorzüglich die Gemeinde Arcegno, daß ihr im J. 1801 bewilliget wurde, eine eigene Pfarre zu errichten, und sich von ihrer bisherigen Mutterkirche Losone zu trennen. Arcegno ließ ihm zu Ehren, und zum Andenken an diese von ihm so begünstigte Trennung, in der dortigen neu erbauten Pfarrkirche eine Inschrift auf Marmor folgenden Inhalts setzen: D. O. M. Divoque Antonio Abb. Dicatam Eccles. III Id. Nov. olim consecratam, Carolus Episcopus Rovelli; Helv. Reip. Legislativo Consiliario Andrea Caglioni auspice, Parrochialib. in Mutterib. Independentem discit. MDCCCI. III Non. Sept. Als die Schweiz sich wieder föderalistisch konstituirte und eine Verfassung erhielt, welche dem Wunsch eines jeden Kantons am angemessensten war, bekleideten ihn seine Mitbürger, bey denen Caglioni in stetem Besitz ihres Vertrauens fortwährend gestanden war, mit der Würde eines Staatsraths. Als einer der Boten seines zu einem eidgenössischen Stande gewordenen Kantons erschien er während der Mediation, und seit dem neuen Bunde fast auf allen Tagsatzungen, und wirklich war er vielleicht unter allen tessinischen Staatsmännern derjenige, der mit den Verhältnissen des gemeinsamen Vaterlandes am vertrautesten gewesen ist; auch hatte er im Kreise der Eidgenossen, um seiner Redlichkeit und wohlwollenden Gesinnungen willen, vorzügliches Vertrauen genossen. Als er im Oktober 1825 aus Auftrag seiner Regierung bey einem damals in Altorf im Kanton Ury gehaltenen Schiedsgerichte sich mit einem seiner Kollegen eingefunden hatte, und nach seiner Heymath zurückkehrte, verschied dieser edle republikanische Staats- und Geschäftsmann auf der Höhe des Gotthardsbergs unfern vom ehemaligen Hospitium an einem Schlagfluß plötzlich, und der Kanton Tessin verlor mit

24

ihm einen mit ausgezeichneten Geistesgaben gezierten und vieljährig erprobten treuen Staatsdiener.

Castella, (Simon Niklaus Konstantin von,) königl. franz. Marechal de Camp und Staatsrath zu Freyburg, geb. daselbst 1733. Seine Neigung hatte ihn frühe der Waffenbahn in französischem Dienste, wie viele seiner Geschlechtsverwandten, zugeführt, auf welcher er Theilhaber ihres Ruhms zu werden sich bestrebte. Er kommandirte eine Kompagnie zuerst bey dem Regiment Balthasar, später unter Curten und hernach unter Castella. Proben seines persönlichen Muthes, so wie seiner militärischen Talente und Ausbildung, unterschieden ihn bald von vielen seines Gleichen, und machten ihn als einen vorzüglichen Krieger bemerklich. Diesen Auszeichnungen verdankte er auch jene, die er erhielt. Er bekam nemlich den St. Ludwigsorden, und rückte durch alle Grade bis zur Würde eines Marechal de Camp nach und nach vor. Im J. 1780 verließ er den Kriegsdienst mit einer Pension von 7000 Livres, und folgte dem Rufe des Vaterlandes, das diesen Zögling des Mars in seinen Dienst nun zog, und ihn mit Staatsämtern schmückte. Schon im J. 1774 war er des Sechsziger-Raths zu Freyburg geworden. Unmittelbar vor der helvetischen Revolution bekleidete er die Stelle eines Landvogts zu Montenach. Während den Revolutionsstürmen hatte er sich in den Privatstand zurückgezogen, und durch seine Privattugenden die Achtung aller politischen Faktionen um sich vereinigt. Nach der Wiederherstellung der schweizerischen Bundesgenossenschaft, mit welchem Werke Napoleon einen der schönsten Lorbeern in seinen unsterblichen Kranz flocht, da er dem in seiner Armuth und Freyheit frohen Schweizervolke eine seinen Sitten und Verhältnissen zusagende Verfassung gab, wurde Castella im J. 1803 Mitglied des Kleinen Raths, Statt-

halter und Präsident des Finanzdepartements zu Freyburg, in welchen Eigenschaften er das rege Streben der damaligen freyburgischen Mediations-Regierung, den zerrütteten Wohlstand überall in ihrem Kanton herzustellen, wirksam und einflußreich unterstützte. Im J. 1814 trat er in den Staatsrath, und starb 1816 im 83sten Jahr seines durch rühmliche Thätigkeit bey öffentlichen oder gemeinnützigen Arbeiten ausgezeichneten Alters. Altschweizerische Würde und strenge Rechtlichkeit bezeichneten den Karakter dieses einsichtsvollen und vielerfahrnen Staatsmannes, dem noch überdies das freudige Fortschreiten der Gebildetern unter seinen Mitbürgern mit dem Geiste der Zeiten Freude machte, und daher auch von ihm sehr begünstiget wurde.

David, (Abraham,) Bataillonschef in franz. Diensten, geboren aus einer alten, ehrbaren bürgerlichen obgleich wenig vermögenden Familie zu Basel. Er begann unter der königlichen Regierung in Frankreich den Kriegsdienst auf den untersten Stufen desselben bey dem Schweizerregiment Jenner, das später den Namen von Chateauvieux trug, und brachte es, ungeachtet aller seiner vorzüglichen Anlagen, nicht weiter, als bis zum Rang eines Unteroffiziers. Nach der Desertation dieses Regiments aus Bitsch im J. 1792, und dessen nachher in Basel erfolgten Auflösung, trat er bey der französischen Republik in Dienste, und die während dem ganzem Kriege von ihm abgelegten Proben von Talent und Muth erwarben ihm eine Hauptmannsstelle bey einer Grenadier-Kompagnie. Bey der französischen Besitznahme des ehemaligen schweizerischen Theils des Bisthums Basel im Dezember 1797, und bey dem Ausbruche der Feindseligkeiten gegen die drey Kantone Bern, Freyburg und Solothurn im Merz 1798, befand er sich mit seiner Kompagnie in Biel, und die Brigarde, in welcher er diente, wurde zum Anzuge gegen

die Schweizer beordert. Allein David von den edelsten Gefühlen des Biedersinns, der Schweizertreu und der Rechtschaffenheit beseelt, weigerte sich gegen seine eidgenössischen Brüder zu fechten, machte hierüber dem kommandirenden General dringende Vorstellungen und erklärte sich, lieber seine Stelle niederzulegen, und sein Brod zu verlieren, als untreu an seinem Vaterlande zu werden und wieder dasselbe zu kämpfen. Diese Seelengröße des patriotischen Hauptmanns, der damit den Patriotismus von so manchem Schweizer damals beschämte, rührte den General, und — indem er ihm seine Achtung in besonderm Grade schenkte, erlaubte er ihm mit seiner Kompagnie von dem Kriegsschauplatze wegzubleiben. In der Folge hatte er sich durch seine Bravour bey verschiedenen Aktionen ausgezeichnet und schöne Lorbeeren dabey geärndtet, die Napoleon bemerkte, und ihn zur Belohnung seiner Kriegsverdienste zum Bataillonschef ernannte, zugleich aber auch mit dem Legionskreuz schmückte. Nachdem das Haus Bourbon wieder in die französischen Beherrschungsrechte eingesetzt worden war, verließ David sowohl seinen Posten als Frankreichs Dienste, begab sich in seine Vaterstadt Basel, wo er von der ihm zu Theil gewordenen Pension lebte, und den Rest seiner Tage zubrachte. Hier starb er auch am 22. Juny 1823, geschätzt und geliebt von allen, die sein menschenfreundliches und vaterländisches Gemüth kannten, und seine Verdienste zu würdigen wußten.

Fuß, (Nikolaus,) russisch-kaiserlicher Staatsrath und Ritter des St. Annens-Ordens dritter Klasse ꝛc. ꝛc., geboren zu Basel 1755, wo sein Vater das Tischler-Handwerk trieb. Schwächlich in seiner Kindheit, machte ihn dieser Zustand sowohl, als seine heisere Stimme für jugendliche Belustigungen weder empfänglich noch aufgelegt, verstärkte und koncentrirte dagegen gleichsam seine Seelenkräfte, und führte ihn zu ernsten Beschäftigungen und auf jene Lauf-

bahn, auf welcher er seinen Namen der gelehrten Welt rühmlichst bekannt machte. Da ihn seine wenig günstigen physischen Verhältnisse weder zu einem Handwerke, noch zu einer andern, körperliche Anstrengung erfordernden Bestimmung tauglich machten, so war es ihm um so leichter, seinen Wunsch, sich den Wissenschaften wiedmen zu dürfen, zu erreichen. Er besuchte daher das Gymnasium und hernach die Akademie seiner Vaterstadt, in deren Hörsäle er aus jenem im J. 1767 hinübertrat. Bey seinem großen, durch kein Hinderniß besiegbaren Eifer, machte Fuß sehr bald in der Philosophie und in den gelehrten Sprachen ungemeine Fortschritte. Besonders aber gefiel er sich in den Gefilden der Mathematik und der Kriegsbaukunst, in welcher er unter Anführung eines geschickten Mathematikers und Ingenieurs, Namens Fechter, sich eifrig auf die Erlernung dieser Wissenschaften, als seiner künftigen Hauptbestimmung legte. Es bleibt unentschieden, ob bey der frühen glückli-‑en Richtung seines Fleißes so wie seiner Talente, vorzüglich günstige Aussichten zu einer ihm entsprechenden Anstellung in seiner Vaterstadt sich würden gezeigt haben, so ist es aber dagegen als wahr anzunehmen, daß das Jahr 1772 die Hauptlaufbahn seines Lebens bestimmte. In demselben verlangte nemlich der an einer Ophthalmie leidende und zuletzt gänzlich erblindete berühmte Mathematiker Leonhard Euler in Petersburg von Basel, einen fähigen Jüngling, der ihm als Gehülfe bey seinen Verrichtungen und Arbeiten daselbst an die Hand geben möchte. Zu dieser Stelle wurde Fuß vorgeschlagen und ihm dieselbe durch Daniel Bernoulli verschafft. Hierauf verließ Fuß als siebenzehnjähriger Jüngling seine Heymath und reiste nach Petersburg, wo er im Euler'schen Hause nicht nur liebevolle Aufnahme fand, sondern auch des großen Mannes Wohlwollen in ausgezeichnetem Grade sich erwarb. Ungeachtet Euler seines Augenlichtes beraubt war, schrieb er mit Kreide sehr deutlich und faßte in der gewöhnlichen

Größe seine mathemathischen Rechnungen auf eine schwarze Tafel, die alsdann von diesem seinem Adjunkt, dem Herrn Fuß, zu Papier gebracht und abgeschrieben wurden; und aus welchen Materialien, innerhalb der ersten fünf Jahre seines Aufenthaltes bey Euler, Fuß unter dessen Anleitung, über 120 Abhandlungen auszarbeitete. Schon diese Beschäftigungen, als überhaupt seine genaue Verbindung mit dem unübertrefflichen Manne, gab Fuß Gelegenheit, den Umfang seiner bereits erworbenen großen physischen und mathematischen Kenntnisse auf mancherley Art noch immer mehr zu erweitern, und sich seines Freundes Einsichten zu Nutze zu machen, so wie dieser der Anläße viele erhielt, auch Fußens Stärke auf die Probe zu setzen und kennen zu lernen. Im J. 1775 wurde Fuß von der Petersburger Akademie der Wissenschaften mit 200 Roublen beschenkt, auch von derselben zu ihrem Adjunkt für die höhere Mathematik ernannt. Drey Jahre später erhielt er von der Akademie der Wissenschaften in Paris den Preis einer Abhandlung über die Aufgabe: Recherches sur le derangement d'un comète qui passe près d'un planète; was ganz besonderes Aufsehen machte, da der noch junge Fuß mit den ersten Gelehrten Europas dabey konkurrirte. Bald hatte sich der tüchtige Mann unter den russischen Großen und den Vornehmsten am Hofe die ausgezeichnetste Achtung erworben; selbst die Kaiserin Katharina II. wurde seine Wohlthäterin, da sie ihn im J. 1784 zur Professur der Mathematik am adelichen Landkadettenkorps berief. Von jetzt an begann die Epoche seiner Celebrität. Ehren und Würden von verschiedener Art bezeichneten nacheinander seine Laufbahn. Von den vorzüglichsten In- und Außer-Europäischen Akademien und Gelehrten-Vereinen wurde er zum Mitgliede angenommen; erhielt auch 1797 den Lehrstuhl der mathematischen Wissenschaften im russischen Marinekorps. Als beständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, deren auswärtige Korrespondenz

ihm übertragen worden, und deren Archive er mit allem, was nur immer zur Beförderung der Fortschritte in den Wissenschaften, zumal in der Mathematik und Astronomie, geeignet war, bereicherte, von welcher er auch die Memoiren zum Theil zum Druck beförderte, wurde er durch diesen seinen unermüdeten Eifer gleichsam zum Mittelpunkte, in welchem alle neue Beobachtungen und Entdeckungen zusammen trafen und niedergelegt wurden. Auch Denkschriften auf verdienstvolle Männer, die er liebte und hochschätzte, wie z. B. der Panegyricus auf seinen unsterblichen Landsmann Leonhard Euler (von ihm selbst in's Deutsche übersetzt, Basel 1786), wurden jenen Sammlungen nicht selten beygerückt. Wie diesen seinen Lehrer und Freund alle auf Bildung Anspruch machenden Reisenden in Petersburg zu sehen eilten, so begrüßten sie auch später den berühmten Fuß daselbst, und bezeugten dadurch ihre Achtung für seinen literarischen Ruf und Ruhm. Die Kaiser Paul und Alexander ehrten nicht weniger seinen Namen und seine Verdienste, da ihn Letzterer im J. 1800 durch ein Ukas zum Staatsrathe erhub — und mit den Dekorationen des St. Annen- und später des Wladimir-Ordens schmückte; auch ihn zum Mitgliede der obersten Schulbehörde im russischen Reich ernannte. Bey allen den Reizen, die seine glückliche Lage und Verhältnisse ihm darboten, war seine Anhänglichkeit für sein Vaterland unverkennbar, und die Liebe zu demselben eine seiner süßesten Empfindungen. Landsleute nahm er mit sichtbarer Freude auf, fragte sie um Neuigkeiten aus der geliebten Heymath und interessirte sich für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in derselben. Manchem derselben wurde er Beförderer oder half ihm zu Anstellungen. Mit einer sich immer gleich bleibenden Weisheit des Geistes erreichte Fuß das ein und siebenzigste Altersjahr, in welchem er im Jänner 1826 zu Petersburg gestorben ist. Unter den Mathematikern seiner Zeit behauptet Fuß einen ehrenvollen Rang und Na-

men, und sein Lehrbuch der reinen Mathematik, das er in drey Bänden, zunächst für seine Vorträge im Landkadettenkorps verfaßte, später aber umarbeitete, und es der Oberschuldirektion schenkte, die es verlegte, hat die vierte Auflage erlebt, und ist als ein anerkannt treffliches Elementarwerk in allen Schulen des großen Reichs eingeführt. In seinem gelehrten Nachlasse befindet sich auch eine große Anzahl besonders schätzbarer Materialien zu voluminösen Werken, die zu ordnen ihn seine vielen Geschäfte, und sein ihn übereilter Tod verhinderten.

Genhard, (Johann Peter,) luzernischer Regierungsrath, geb. zu Sempach, einem zwar unansehnlichen, aber, wegen dem dortigen Schlachtereignisse vom Jahr 1386 für Schweizer dennoch bedeutsamen Städtchen an dem davon benannten See im Kanton Luzern, 1758. Seine frühern Jugendjahre verlebte er unter der Aufsicht seiner Eltern in seinem Vaterorte, gieng später mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, und mit der Neigung zum ärztlichen Berufe in's Ausland, in welchem er, sich für diesen Letztern bildend, auf einer Hochschule den Doktorgrad erhielt. Zurückgekommen in seine Heymath, machte ihn seine glückliche Praxis bald zum beliebten Arzt, dessen Ruf und Ruhm über derselben Grenze hinausreichte. Mit den Wissenschaften, deren Betrieb sein nunmehriger Stand forderte und zu Lohn und Brod führten, verband er noch politische Kenntnisse, wodurch er sich für die Theilnahme an der Munizipalregierung seiner kleinen Geburtsstadt, in welcher er bis zur obersten Stelle eines Schultheißen emporgestiegen war, befähigte. Dadurch schon eingeführt in das öffentliche Geschäftsleben, lernte er auch das Lückenhafte in unsern ehemaligen Landesverfassungen kennen, und einer freyen Verbesserung des eidgenössischen Staatswesens nicht nur nicht abgeneigt, sondern dieselbe

für sich wünschend, war ihm die Revolution oder die plötzliche Vereinigung aller Kantone und Stände in einen einzigen Freystaat, die Aufhebung aller Unterthänenschaften und die Einführung einer durchgängigen Freyheit und Gleichheit in der Schweiz, keine fremde Erscheinung. Als am 31. Jänner 1798 die luzernische Regierung der Aristokratie entsagte und ihre Gewalt in die Hände des Volks zurückstellte, war Genhard einer der Landes-Repräsentanten zur Bildung einer provisorischen Regierung, und wurde auch bey der Wahlversammlung in den helvetischen Senat gewählt. Unverkennbar war hier sein Bemühn, dem Vaterlande seine Einsichten und seinen Dienst zu weihen, und um so schwieriger dessen Verhältnisse wurden, um so glühender war sein Eifer, sich als redlicher Rathgeber demselben zu bewähren. Nach der Auflösung des helvetischen Senats am 7. August 1800 wurde er in den gesetzgebenden Rath aufgenommen. Seine Ideen über die Form und den Inhalt einer Staatsverfassung für die Schweiz. 4. 1800, die er im Druck herausgab, lassen am besten den Mann beurtheilen, der in seinem Wirkungskreise nach seinen Ansichten, das Zweckmäßigste aufzustellen versuchte. Im J. 1801 ward er Regierungsstatthalter des Kantons Luzern, und nach der Einführung der Mediationsakte im J. 1803, Regierungsrath bey dem neuhergestellten luzernischen Gouvernement; zugleich auch Präsident des Finanz-Departements. Rastlos thätig und in den schwersten Stürmen von jeher unerschütterlich, mehr für seine Mitbürger, als für sich selbst besorgt, eiferte er mit redlicher Thätigkeit für das Wiederaufblühn des Glücks seines Kantons, und entwickelte bey diesen seinen Staatsämtern solche Eigenschaften, die ihn als Staatsmann, neben die Ersten im Kanton Luzern hinstellten, und ihn zu einem seiner vorzüglichsten Geschäftsmänner machten. So verdankt jetzt seinem Antrieb Luzern die meisten zweckmäßigen Einrichtungen, die aus jenem

Zeitpunkt herstammen. Er war es auch, der im J. 1806 das Konkordat in geistlichen Angelegenheiten mit dem Stuhle zu Konstanz unterhandelte. Manche Tagsatzung, auf welcher er als luzernischer Deputirter erschien, kann ebenfalls Zeugniß von seiner Kraft und Gewandtheit in Behandlung der allgemeinen vaterländischen Angelegenheiten geben, in welche er einen geübten und sichern Blick hatte, und einen eidgenössischen ächtvaterländischen Sinn trug. Dessenungeachtet ward diesem biedern Schweizer, der keine Aufopferung, keine Beschwerde für sein Volk achtete, gleich manchem Andern, schnöde Kälte und Undankbarkeit für das, so er gethan hatte, zu Theil. Unberührt von den Stürmen der letzten Dezennien, blickte er heiter und froh im Kreise der Seinigen auf die Vergangenheit zurück, und starb am 2. April 1826.

Geßner, (Hans Konrad,) Bataillen- und Landschaftmaler, geb. zu Zürich 1764 und gest. daselbst 1826. Er war des berühmten Idyllen-Dichters und trefflichen Landschaftmalers Salomon Geßners älterer Sohn, von dem er auch die Weihe zu dem Beruf, den er in sich trug, und wofür ihn die Natur mit den seltensten Eigenschaften ausgerüstet hatte, erhielt. Neben dem Enthusiasmus für die Kunst erschlaffte aber keineswegs bey ihm jener für eine wissenschaftliche Bildung, welchen letztern er durch seine glücklichen Fortschritte auf der Bahn, welche zu einer solchen ihn führen mußte, zu Tage legte, und die einem Sohne gebührt, der dem verherrlichten Namen des Vaters, auch den seinigen zugesellen will. Ein früher Hang leitete ihn zu der Pferd- und Schlachtenmalerey, in welcher er durch manche gelungene Arbeiten Kenner schon frühe überraschte. In Dresden ward er Schüler von Graf und Zingg, den alten trauten Freunden seines Vaters, unter deren Leitung er seine eigentlichen Studien machte, und

wo sich auch sein zweytes großes Talent für die Landschaftmalerey zugleich entwickelte. Diese verband er von da an mit jener ersten Gattung, und übte sich in derselben theils nach der Natur, theils nach großen Meistern, mit eben so großem Fleiße als mit dem entschiedensten Beyfall, so daß seine in der dortigen Kunstausstellung im J. 1786 aufgestellten meisterhaften Arbeiten, ihm bey Kennern und Kunstfreunden großes Lob erwarben. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich nach Rom, wo wieder manches herrliche Werk unter seinem geübten Pinsel hervorgieng. Von 1784 — 1788 datirt sich der seine Kunstbildung beleuchtende Briefwechsel mit seinem Vater, der gedruckt 1801. 8. (auch in's Französische übersetzt) erschienen ist. Von 1788 bis 1796 lebte er zu Zürich seinem Beruf ergeben, und kam hierauf in Bekanntschaft mit einem reichen schottischen Partikular, die ihm ein brittischer, seinem väterlichen Hause befreundeter Kunstliebhaber verschafft hatte, bey dem er mehrere Jahre vergnügt in England zubrachte, und mit seinen Kunstarbeiten sich, sowohl der besondern Achtung dieses Gönners als auch der Hochachtung aller Freunde des Schönen, die ihn daselbst kennen gelernt hatten, in vollem Maße würdig machte. Die spätern Lebensjahre brachte Geßner in Zürich zu, dahin er im J. 1804 wieder zurückkehrte. Die Unbill der Zeitläufte; noch mehr aber das Elend, das ein endloser Krieg über die Menschheit gebracht hatte, und wobey selbst dem Heiligthum der Künste sogar Entweihung drohte, waren nun nicht mehr geeignet, ihn für stürmische Darstellungen, für Schlachten und Kriegsszenen, zu begeistern, zu welchen ihn früher ein angeborner innerer Reiz getrieben hatte, sondern er faßte den Gedanken, blos noch Gemälde von ländlichen Szenen, Jagden und von Gegenständen aus dem Gemeinleben zu verfertigen, die seiner dadurch veränderten Gemüthsstimmung jetzt mehr zusagten — und die zürcherschen Kunstsäle bewahren auch noch manches Bild dieser Art aus

seiner letzten Zeitperiode. So verdienstvoll Geßner als Künstler war, so trefflich war er als Mensch. Die schönsten Eigenschaften des Herzens schmückten ihn eben so sehr als sein Genie; besonders werden seine Redlichkeit und Herzensgüte, sein menschenfreundliches Wohlwollen und seine Treue in der Freundschaft allen unvergeßlich bleiben, die mit ihm Umgang gepflogen hatten.

Glutz, (Karl Ambrosius,) Prälat zu St. Urban rc. rc. Noch vor seiner Priesterweihe im J. 1772, hatte er sich einige Zeit zur Ergänzung und Vollendung der höhern Studien in Rom aufgehalten, und nach derselben wurde ihm eine literarische Reise nach Paris bewilliget, vorzüglich zur Erweiterung und Vervollkommnung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, wozu er ausgezeichnete Anlagen und eine von jeher vorherrschende Neigung hatte.

Um einem durch schwarze Verläumdung gegen ihn eingeleiteten Verhaft zu entgehen, sah er sich im J. 1798 genöthiget, St. Urban und das Vaterland einsweilen zu verlassen, von welcher Emigration er aber im J. 1802 wieder dahin zurückkehrte, und die ökonomische Verwaltung und Leitung des Klosters von Neuem antrat.

Von seinem Eintritte in das St. Urbanische Gottshaus bis auf die Zeit seines Hinschieds, hatte er in einem Zeitraume von mehr denn 60 Jahren, eine Menge Schriften über Physik und Mathematik, Theologie, Philosophie, schöne Wissenschaften rc. rc. bearbeitet, die als schöne Blüthen seines stets wachsenden, nie alternden Geistes anzusehen sind, und seine ausgezeichneten Kenntnisse und Erfahrungen im Gebiete der Wissenschaften und Kenntnisse sattsam beurkunden. Selbst ein Erzherzog Karl von Oestreich und der verewigte Fürst - Primas, ertheilten dem achtungswerthen Manne und seinen literarischen, zumal mathematischen Verdiensten Belobungen; auch zeugen die ihm

zugekommenen Dankschreiben und Ehrenmeldungen über die Aar- und Linth-Korrektion, Inspektion der Hauenstein-Straßen u. s. w., von der Trefflichkeit seiner hierüber erstatteten Berichte, so wie von dem Reichthume seiner Verbesserungsideen und gründlichen Beurtheilung der hierüber gemachten Vorschläge.

Gmür, (Xaver,) Präsident des Bezirksgerichts Utznach, geb. 1771 zu Schennis, einem Flecken in der vormaligen schwyzisch-glarnerschen Vogtey Gaster, wo sein Vater, ein Mann von edlen Grundsätzen und guten Kenntnissen, Untervogt war. Derselbe gab seinem mit großen Fähigkeiten ausgestatteten Sohne eine zweckmäßige häusliche Erziehung, und da er Vermögen genug besaß, ihn fremde Hochschulen beziehen zu lassen, damit er seine Wißbegierde in Sprachen und Wissenschaften auf denselben befriedigen und sich überhaupt jene Bildung verschaffen könne, die ihm einst als wohlthätig wirkender Beamter nöthig seyn dürfte, schickte er den Sohn in's Ausland, in welchem er auf verschiedenen blühenden Athenäen für diesen patriotischen Zweck in Denken und Wissen sich befähigte. Schon vor der helvetischen Revolution, zwar noch jung an Jahren, aber alt an Verstand und reich an wissenschaftlichen Kenntnissen, wurde er in den Rath der Landschaft Gaster aufgenommen. Diese Stelle mochte aber den Talenten des achtungswürdigen jungen Mannes weniger zusagen, weil der damalige politische Stand der Dinge in dem Gaster-Ländchen sich keineswegs völkerrechtlich darstellte und mancherley Kunstgriffen ephemerer Regierer ausgesetzt war. Kaum hatte aber die Revolution ihre Umschaffungen begonnen, so rief sie auch Gmür in einen ausgedehntern Wirkungskreis. Zuerst im J. 1798 ward er zum Mitgliede des Kantonsgerichts des damaligen Kantons Linth und später zum Präsident dieses Tribunals gewählt, was mehr

als nur eine leise Andeutung seiner erworbenen Verdienste genannt werden mag, da noch viele andere ausgezeichnete Männer sich in diesem Kanton befanden, und dennoch in dieser Hinsicht ihm nachgesetzt wurden. Von 1803 bis an sein Lebensende war er ununterbrochen Mitglied des St. Gallenschen großen Kantonsraths, welchem er in kritischen Zeiten die unzweydeutigsten Beweise seiner treuen Anhänglichkeit an denselben gab. Seine Rednertalente erwarben ihm bey dieser hohen gesetzgebenden Behörde Achtung, Beyfall und Einfluß in hohem Grade, schon auch deßwegen, weil es selbst Männern von anerkannten Kenntnissen, Vaterlandsliebe und Rechtschaffenheit oft nicht gegeben ist, in der Redekunst sich so zu vervollkommnen, um mit Leichtigkeit zu großen Versammlungen sprechen zu können. Als Berichterstatter wichtiger, auf das Wohl des Kantons St. Gallen wesentlich einwirkender Regierungskommissionen, namentlich der Staatswirthschaftlichen, zollte man seinen Rapporten und Vorträgen stets allgemeine Bewunderung, wegen ihrer Klarheit, mit welcher sie abgefaßt und von ihm mit Nachdruck an Ort und Stelle vorgetragen wurden. Auch besuchte Gmür als Legationsrath verschiedene eidgenössische Tagleistungen. Eben so bekleidete er mit Ruhm die Stelle eines Präsidenten des Distrikts- oder Bezirksgerichts Utznach, an welcher er manchen mit Erbitterung angehobenen Prozeß weislich in Güte vermittelte, und nicht nur im Kanton St. Gallen, sondern auch sogar ausser demselben als Schiedsrichter beschwichtigen half. Auf dieser würdevollen Laufbahn wurde aber dieser einsichtige und vortreffliche Staatsbeamte am 31. Merz 1825 vom Tode überrascht, und dem Vaterlande und seiner achtungswürdigen Familie, im 54sten Altersjahr entrissen.

Grob, (Gregorius,) Präsident des St. Gallenschen Erziehungsraths, geb. zu Lichtensteig im obern Toggenburg 1754, wo er auch im J. 1824 gestorben ist. Aus Selbsttrieb wiedmete er sich frühe dem theologischen Studium und machte so schöne Fortschritte, daß er 1776, mithin im zwey und zwanzigsten Jahr seines Alters, den ganzen Studienkurs beendet hatte. Da er in Verhältnissen lebte, die ihn, ohne daß er seine theologische Bestimmung vergaß, eben keine kirchliche Anstellung suchen ließen, so wollte er auch die in ihm glimmenden Geistesfunken nicht Lebenslang eingeschlossen behalten, sondern, wo Zeit und Umstände sie einmal aufregen sollten, dann als Flamme auch hervorbrechen lassen. Gelegenheit zu ihrem Ausbruche boten zum Theil schon die Zeitereignisse des letzten Jahrzehends im verflossenen Jahrhundert dar; auch hatte eine Wallfahrt auf den Rigi damals solche Erinnerungen und Eindrücke in seiner Seele zurückgelassen, daß er in denselben Stoffs genug zu historischen patriotischen Vorlesungen bey der literarischen Gesellschaft in St. Gallen, welcher er seit ihrem Entstehen angehörte, fand, die auch später in 3 Bänden, unter dem Titel: Der Schweizer auf dem Rigiberg, St. Gallen 1795 — 1806, gedruckt erschienen sind, und ein für Vaterland und Freyheit begeisterndes Gemälde liefern, worin aber auch manches nur als leere Täuschung gewiesen wird, das unserm Volk bisher als wirkliche Zierde beygelegt wurde. Nachdem sich St. Gallen zu einem selbstständigen Kanton konstituirt hatte, wurde Grob im J. 1803 zum Präsident des gesammten (katholischen und evangelischen) Erziehungsraths in demselben gewählt. Diese wichtige Stelle bekleidete er mit ungetheiltem Beyfall der beydseitigen Konfessionsverwandten bis 1814, in welchem Jahr das St. Gallensche Kirchen- und Erziehungswesen, jeder Religionsparthey, das Ihrige zu besonderer Verwaltung übergeben wurde. Mit dieser Würde im reformirten Schulrath, beehrte ihn unmittelbar hernach wieder das evan-

gelische Große-Rathskollegium, um so mehr, da über seine ausgezeichneten Eigenschaften zu dieser Stelle die Stimme eines langen Zeitraums bereits entschieden hatte. Eben diese hohe Behörde war es auch, welche ihm im J. 1824, wo er kurz vor seinem Tode dieselbe niederlegte, durch den St. Gallenschen Centralrath dankbare Anerkennung seiner Verdienste um das öffentliche Erziehungswesen ihm bezeugen ließ. Grob gehörte unstreitig zu den verdienstvollsten seiner Zeitgenossen im Kanton St. Gallen; denn in ihm vereinigten sich alle staatsbürgerlichen Tugenden, Schweizersinn und Vaterlandsliebe, mit welchen er einen großen Reichthum politischer und gelehrter Kenntnisse verband. Er war mit den Gebrechen des Vaterlandes eben so bekannt, als mit den Heilmitteln derselben. Selbst, wo obwaltende Umstände noch wenig Hoffnung zum Bessern ahnen ließen, wurden durch sein rastloses Bemühn viele Hindernisse des Guten weggeräumt, viele herrliche Keime gesäet, die bey aller frühern Unscheinbarkeit jetzt schon viel zu versprechen scheinen und für die Zukunft noch zu großen Erwartungen berechtigen. Diesem trefflichen Republikaner hat sein heymathlicher Kanton in dieser Hinsicht Vieles zu verdanken, und sein Andenken ist deßwegen der Aufbewahrung in dem Herzen eines jeden patriotischen Schweizers vollkommen werth. Er war auch der Herausgeber der Gedichte und des Lebens seines Freundes Johann Ludwig Ambühl, St. Gallen 1803. Anonym erschienen hingegen von ihm: Gestohlene Briefe von und über Männer, Weiber, Priester rc. 8. 1801; und: Späne aus der Werkstatt des Schreiners Jakob. 8. 1805, in welchem Letztern er jedoch manchem Geistlichen etwas unsanft auf die Haube sitzt, und wodurch eine Gegenschrift veranlaßt wurde.

Hagenbach, (Johann Jakob,) Naturforscher, und Konservator am Museum in Leyden, geb. zu Basel

1802. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich bey ihm früh. Schon im Umgange mit seinem trefflichen Vater, gelangte er spielend zu manchen Kenntnissen, die Andern sonst eingezwungen werden. Die gewöhnlichen Schulstudien betrieb er im Gymnasium, die akademischen Kürse vollendete er auf der Hochschule seiner Vaterstadt. Als Knabe äusserte er schon eine sehr lebhafte Neigung für die Entomologie und seine Fähigkeiten zum Naturforscher, indem das Sammeln der Naturgegenstände, namentlich der Schmetterlinge und Käfer nicht, wie oft in diesem Alter geschieht, als bloßes Kinderspiel, ihn beschäftigte, sondern er bereits zu genauerer Beobachtung, Vergleichung und Bestimmung des Gesammelten, seine Mußestunden anzuwenden begann. In der Folge verstärkte sich diese Neigung immer mehr bey ihm, daß er die Pharmazie, welcher Kunst er aufangs gewiedmet war, bald wieder verließ, um sich dem Ziele seiner Wünsche zu nähern. Bey seinen glücklichen Talenten und dem unermüdetsten Eifer für dieses sein Lieblingsfach, gelang es ihm bald eine ausgezeichnete Stufe in demselben zu erringen. Seine Fortschritte beschleunigten übrigens noch seine philologischen Kenntnisse, die ihn in Stand setzten die schwierigsten griechischen Schriftsteller zu lesen; auch hatte er sich in den neuern Sprachen bereits einen hohen Grad von Fertigkeit erworben. Im J. 1822 bezog er die Universität Bonn, wo er mit Männern, mit welchen er schon früher in Verbindung gekommen war, eine genaue Freundschaft stiftete, und wo es ihm auch glückte, in der Wohnung des geistvollen Präsidenten Nees von Esenbeck, nicht nur die ausgezeichnetsten seines Faches durch Umgang kennen zu lernen, sondern sich auch den Weg zur Bekanntschaft mit dem berühmten Naturforscher und Professor Reinwart aus Leyden zu bahnen. Dieser letztere war nemlich in dieser Zeit nach Bonn gekommen, hatte Hagenbachs ausgezeichnete Talente bemerkt, und ihm den ehrenvollen An-

trag gethan, an dem königlichen Museum in Leyden, gegen ein ansehnliches Gehalt als Konservator zu arbeiten. Hagenbach reiste im Herbst 1823 dahin ab. Auch hier genoß er des Glückes, sich in einem Kreise wissenschaftlicher Männer geehrt und geachtet zu sehen. Besonders schenkte der Direktor aller königlichen Museen in Holland, der berühmte Naturforscher Temmink, ihm freundschaftliches Wohlwollen. Diese Stelle und die Verbindungen, in welche er durch dieselbe gekommen war, waren den Neigungen seines Herzens so ganz angemessen und ihre Reize so ganz geeignet, ihn zu fesseln, daß er den Entschluß faßte, auf eine Entdeckungsreise nach Java, die ihm im Vereine mit andern Naturforschern bevorstand, zu verzichten, in welchem ihn denn noch überdies die Besorgniß befestigte, durch eine so gefahrvolle Reise den Seinigen auf immer entzogen zu werden; und er es daher vorzog in Leyden zu bleiben. Was er aber dort zu vermeiden dachte, erreichte ihn hier. Die große Wirksamkeit, welche ihm der Leydner Musensitz überhaupt und sein Amt insbesondere darbot, seine eifrige Thätigkeit, womit er den Reichthum seiner Kenntniße fortwährend erweiterte, und die zunehmenden ausgebreiteten Bekanntschaften mit fremden Naturforschern, mit denen sein Briefwechsel ihm selbst jeden der Erholung gewiedmeten Augenblick raubte, hatten ein Zehrfieber herbeygeführt, dem auch die kaum noch erreichte Heymath nicht Einhalt zu thun vermochte. Er starb wenige Tage (am 1. September 1825) nach seiner Ankunft in Basel, aufrichtig von allen Freunden der Wissenschaften betrauert, die in ihm einst eine vorzügliche Zierde des Helikons der Vaterstadt zu erblicken, so gegründete Hoffnung hatten, und von seiner gelehrten Thätigkeit sich die schönsten Früchte verhießen. Zwey treffliche entomologische Arbeiten sind von ihm gedruckt, und aus seinem handschriftlichen Nachlaß hofft man auf noch mehrere Mittheilungen.

Hoch, (Wilhelm,) ehemaliger helvetischer Senator, geb. zu Liestall im Kanton Basel 17 . ., von Eltern, die sich durch Religiosität, Häuslichkeit, Arbeitsliebe und einen bescheidenen bürgerlichen Wohlstand zu ihrem Lobe auszeichneten, welchen rühmlichen Eigenschaften auch der Sohn die religiose Denkart und den sanften Karackter verdankte, wodurch er sich die Achtung und Liebe jedes Gutgesinnten erworben hätte. Ungeachtet die damaligen Schulanstalten seines Geburtsorts so beschaffen waren, daß sie für des Jünglings vielverheißende Naturgaben kaum nur etwas, und für weniger talentreiche dortige Bürgersöhne freylich genug, vielleicht übergenug, leisteten, so brachte es doch der junge Hoch zu einiger Fertigkeit im Schreiben und Rechnen, und er benutzte, ausser diesen Schulkenntnissen, zugleich noch jede Gelegenheit, die zur Entwickelung seiner Geistesanlagen beytragen konnte. Bey reiferm Alter hatte er sich die Uhrenmacherkunst zu seinem Broderwerbe gewählt, und mit allen Erfordernissen und Eigenthümlichkeiten dieses Kunstberufes vertraut, durch Geschicklichkeit in demselben in der Folge sich ausgezeichnet. In stiller Zurückgezogenheit, und ohne eine andere Stelle, als die eines Feldwebels bey der baslerischen Kantonsartillerie, zu bekleiden, lebte er seinem Berufe und seiner Familie bis zum Jahr 1798, wo in Liestall viele Stimmen, die auf Abschaffung kleiner und größerer Mängel und Mißbräuche in der baslerischen Staatseinrichtung drangen, lautgeworden waren, da sich daselbst bey zunehmender Gewerbigkeit und Wohlstand, in den dortigen Gemüthern ein schmerzliches Gefühl über den Verlust alter Gerechtsame, und über Hindernisse regte, die von der herrschenden Stadt ihrer Betriebsamkeit entgegen gestellt wurden. Hoch verwandte sich bey mehrern seiner einflußreichsten Freunde in Basel für eine billige Rücksicht auf die Wünsche seiner Mitbürger, und im Einverständniß und auf das Zureden von diesen war Er es, der sich im Jänner desselben Jahrs an die Spitze der Freyheit und Gleichheit

fordernden baslerischen Landleute stellte, weil er des Glaubens war, es sey der Tag gekommen, wo mancher seiner hohen Wünsche für das Glück der Schweiz erfüllbar stände. Den Bürgersinn, den er in sich selbst fühlte, vertraute er ohne Falsch auch in den Franken, die dem schweizerischen Bürgernamen Erhebung zu seiner alten Würde verkündeten, und hoffte, daß die Schweiz, von ihnen unterstützt, in das Zerfallende und Verwesende ihren ursprünglichen Geist aussäend, zu jugendlicher Frische aufblühen werde. Er wurde hierauf zum Mitgliede der Verwaltungskammer und bald hernach des helvetischen Senats gewählt. Nach der Auflösung von diesem letztern zog er sich zu seinem verlassenen Berufe zurück. Als Napoleons Vermittlungsakte der Schweiz die eidgenössische Staatsform wieder zurückgab, ehrten seine Mitbürger seine Vaterlandsliebe dadurch, daß sie ihn in den neuaufgestellten baslerischen großen Rath ernannten, ja selbst in die höchste richterliche Behörde, in das Appellationsgericht erhuben. Die Würde eines Rathsherrn hatte er später standhaft abgelehnt, und erst nach Verfluß mehrerer Jahre die Stelle eines Pflegers des baslerischen Landspitals und Verwalters der landkirchlichen Einkünfte angenommen. In jedem dieser Ehrenämter und dem damit verbundenen Wirkungskreise, karackterisirten ihn strenge Gerechtigkeit und Ordnungsliebe, eine unwandelbare Pflichttreue, Menschen- und Vaterlandsliebe, nebst den edelsten Grundsätzen, womit er die Achtung noch vermehrte, die ihm durch den ganzen Lauf seines Lebens bis an sein im May 1826 erfolgtes Lebensende, wegen seiner Gradheit, auf welcher sein ganzes Wesen gegründet stand, bey allen Klassen im Volke geworden war.

Holzach, (Johann Konrad,) Pfarrer zu Gelterkinden und Dekan des Farnsberger-Kapitels, geb. zu Basel 1753. Er stammte aus einer alten und geachteten, aber

eben nicht reichen bürgerlichen Familie. Seine Eltern weihten ihn dem geistlichen Stande, welchem Berufe auch seine eigene Wahl und Neigung zusagte, und gute natürliche Fähigkeiten ihn darin begünstigten. Mit Beyfall besuchte er die Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt, in welchen er die Vorlesungen einiger ausgezeichneter Philosophen und Theologen hörte, und nach Vollendung der gewohnten Lehrkurse die Ordination erhielt. Zu gleicher Zeit wurde er Hauslehrer bey einem angesehenen Kaufmann in Basel, der selbst manche gelehrte Kenntnisse und einen nicht unbeträchtlichen Büchervorrath besaß, welchen Holzach sehr vortheilhaft zu weiterer Fortsetzung seiner Studien nutzte. Ueberdies diente ihm die tägliche Unterhaltung in dieser edeln Familie nicht nur zur äussern Bildung, sondern auch zu fernerer Entwickelung seiner Geisteskräfte, da der Patron des Hauses sich nicht allein die Bekanntschaft mit den vorzüglichsten Gelehrten der Schweiz erworben hatte, die bey den meisten in enge Freundschaft mit ihm übergegangen war, und ihm häufige Besuche von ihnen zuzog, sondern auch wöchentliche Zusammenkünfte mit den Gebildetern aus Basels Einwohnern in seinem Hause hielt, die blos geistiger Unterhaltung gewiedmet waren, und in welchen Zirkeln Holzach seiner guten Eigenschaften wegen geachtet ward. Im J. 1784 wurde er zum Lehrer der obersten Klasse des Gymnasiums berufen, mit welcher Stelle damals das Konrektorat in demselben verbunden war. Bey diesem Lehramte hatte er eben so wohlthätig, durch wachsame Aufsicht auf das sittliche Betragen, auf das Herz seiner Schüler, so wie durch seine gelehrten Kenntnisse auf den Geist derselben eingewirkt; denn tugendhafte Gesinnungen, auch bey weniger glänzenden Geistestalenten, galten ihm mehr als die ausgezeichnetsten Geistespfunde, wenn jene mangelten. Im J. 1793 erhielt er die Pfarre Gelterkinden. Als ein wohlunterrichteter Geistlicher hatte er sich hier zugleich durch seine Predigertalente, seine treue Seelsorge, und durch fleißigen Besuch der Schu-

len seines Kirchspiels, so wie durch seine Leutseligkeit das Zutrauen seiner Coetualen in hohem Grade erworben. Wer ihn sah, mußte ihm gut seyn; so unverkennbar sprach sich die mit Edelsinn gepaarte Gutmüthigkeit in seinem Angesicht aus, und sein Gespräch war immer bescheiden, belebt, Zutrauen erregend, und unzweydeutiger Zeuge, wes Geistes Kind er war. Zu wissenschaftlichen Arbeiten ließ ihm seine sehr beträchtliche Pfarre wenig Zeit übrig. Er las aber viel, und stets das Beste, was die alte und neuere Literatur darbietet. Mit unermüdetem Fleiß und warmem Eifer unterzog er sich den ihm übertragenen Dekanatsgeschäften, wobey er mit klugen, durch vieljährige Erfahrung geprüften Räthen seinen jüngern Amtsgenossen an die Hand gieng, und gerne in freundschaftliche Unterhaltung mit ihnen eintrat; auch noch nebenbey an dem Genuß angenehmer Gesellschaft, zumal in seinen letzten Lebensjahren, viel Vergnügen fand. Bey der Rückkehr von einer Amtsverrichtung, die der fast ganz erblindete Greis noch selbst besorgt hatte, fiel er aus dem Wagen, der ihn wieder nach Hause bringen sollte, indem das davor gespannte Pferd scheu geworden, und entschlief sanft und leise wenige Tage nach diesem unglücklichen Sturze, im April 1826. Obgleich Holzach keinen gelehrten und literarischen Verbindungen angehörte, noch sich durch schriftstellerische Arbeiten bekannt gemacht hatte, so verdient er nichtsdestoweniger in diesen Blättern einer dankbaren Erinnerung; denn sein Tod war für seine Gemeinde, die ihn innigst liebte, und seiner Asche aus eigener Bewegung einen Denkstein setzte, ein schmerzlicher Verlust; war's für seine wenigen nicht herrnhuthischen Amtsbrüder, die mit ihm den Mann einbüßten, der ein entschiedener Gegner alles sektyrerischen Wesens bis an sein Ende geblieben war.

Huber, (Wernhard,) ehemaliger helvetischer Gesetzgeber, geb. zu Basel 1753 und gest. zu Bern 1818. Nachdem ihm die nöthigen Schulkenntnisse in seiner Vaterstadt zu Theil geworden, entwickelten sich seine trefflichen Anlagen immer mehr und mehr in auswärtigen Bildungsanstalten, in die er gebracht wurde. In reifern Jahren wiedmete er sich der Pharmazie, in welcher Kunst er sich eine besondere Fertigkeit erwarb. Dabey liebte er, nebst den schönen Wissenschaften, die Natur und ihre Schönheiten, und seine stets rege, lebendige Einbildungskraft half ihm nicht wenig, den Genuß derselben zu erhöhen, und angenehmer zu machen. Seine Jugend fiel auch in das schöne Zeitalter des Aufblühens deutscher Kunst und Wissenschaft, wo die Philosophie, losgebunden vom Zwange der Scholastik, und ihren Ernst dem Erforschen des Größesten und Heiligsten, der Natur und der Befreyung des Menschen von angeerbter Barbarey weihend, jeden Freund des Wahren und Guten ansprechen mußte. Der junge Huber wurde Philosoph im eigentlichen Sinn des Worts und gehörte in Basel bald zu den tongebenden Schöngeistern und Philosophen, von dessen philosophischen Lustgängen man allerley Anekdoten erzählte. In seinem Hause hielt er wöchentlich Diner oder Souper, zu welchen alle damaligen starken Geister in Basel und angesehene Fremde Zutritt hatten und wo bey den Unterhaltungen attischer Witz gegen alles zu Felde zog, was das Unglück hatte, einem der Gäste zu mißfallen. Diesem Zeitpunkt gehören auch seine schriftstellerischen Arbeiten: seine Uebersetzung von: Tissots Versuche über die Mittel den Unterricht in der Arzneykunst zu verbessern; Basel 1785, und seine Funken vom Heerde seiner Laren, der Freundschaft, dem Scherze, mit Kupfern in geduschter Manier ꝛc. ꝛc. 8. 1787 an. Letzterm ist sein Bildniß vorgesetzt, mit der Unterschrift: Ein Knecht der Freundschaft — im übrigen freyt. Für die Grundsätze der französischen Revolution

verrieth er große Empfänglichkeit, und seine Aeusserungen über dieselbe hatten bewiesen, daß er fest an dem Glauben halte, daß sie Europa eine neue Gestalt verleihen würde. Als ihm die Staatsumwälzung im Vaterlande einen seinen politischen Wünschen angemessenen Wirkungskreis eröffnete, war er Mitglied des baslerischen Civilgerichts, und wie sich am 6. Hornung 1798 die provisorische Regierung unter dem Namen einer Nationalversammlung konstituirte, wurde er der erste Präsident derselben. In dieser Eigenschaft war er's, der zuerst bey dieser Behörde den Antrag machte, auf die oberherrlichen Rechte über die vier Ehnetbürgischen gemeinsamen Vogteyen, Namens des Kantons Basel, Verzicht zu thun. Diese Verzichtleistung wurde auch von Basel an Zürich erklärt, mit welcher Erklärung jedoch die Revolution dieser Länder ihren Anfang genommen hatte, weil sie dadurch wie von ihren ehemaligen Beherrschern selbst gewissermaßen eingeleitet ward. Huber wohnte auch in der Folge der Abordnung bey, welche am 21. Hornung von Basel nach Bern abgegangen, die dortige Regierung zur Aufhebung aller Unterthanenschaften und zur Einführung der Freyheit und Gleichheit zu ermahnen. In der Folge erwählten ihn seine Mitbürger zum Mitgliede des helvetischen großen Raths, und nach dessen Aufhebung wurde er auch zu einem solchen des gesetzgebenden Raths ernannt. Obgleich Huber als ein enthusiastischer Anhänger der Revolution sich auszeichnete, und als einer der Deklamatoren häufig das Wort für dieselbe führte, so qualifizirten ihn doch seine öffentlichen Reden zu einem Regenten, welcher den zahllosen Uebeln und Kränkungen, unter welchen die Schweiz litt, von Herzen zu steuern strebte, und der ein System einzuleiten suchte, aus welchem allmälig eine bessere Existenz und Verfassung von selbst hervorgehen sollte. Eine gewisse Festigkeit in seinem Karakter war ihm nicht abzusprechen; denn er folgte ganz der Neigung, die ihm seine frühern Verhältnisse angeschaffen hatte, und opferte ihr

auch alle die Vortheile auf, die ihm bey einer größern Wandelbarkeit seiner Gesinnungen vielleicht entgegengelächelt hatten. Nach der Einführung der Mediationsverfassung privatisirte er in Bern, wo ihm von der dortigen französischen Gesandtschaft bisweilen Sekretariatsgeschäfte aufgetragen wurden.

Ith, (Johannes,) Dekan am Münster zu Bern. S. 145. Von den bald zahllosen Schriften, welche bereits für und wider die Pestalozzi'sche Lehrmethode und Erziehungsanstalt erschienen sind, ist der angezeigte amtliche Bericht des Dekan Ith eine der lesenswerthesten. Noch mehrere andere auf Volksbildung, Schuleinrichtungen, Kirchenrechtliche und Besoldungsverhältnisse der schweizerischen Geistlichkeit bezügliche Abhandlungen, hatte der verdienstvolle Mann herausgegeben, wodurch er mit Kraft und Nachdruck auf die helvetischen Behörden zu jener Zeit gewirkt hatte.

Meisner, (Friedrich,) Professor in Bern. S. 193. Er wurde im J. 1765 zu Ilfeld im Königreich Hannover geboren, vollendete seine Studien in Göttingen, erhielt eine pädagogische Anstellung in Bremen, und erst, nachdem er diese verlassen hatte, kam er im Frühjahr 1796 in die Schweiz, und zwar nach Bern, in das Haus einer angesehenen Familie als Erzieher. — — — — — — In der Theorie der Musik besaß er gründliche Kentnisse, daher ihm Berns Musikfreunde bedeutende Dienste verdanken, die er ihnen als Musikkenner geleistet hatte. Nebst dem, daß er in seinen verschiedenen nacheinander errichteten Privat-Instituten, seine vielseitigen Fähigkeiten in mehrern Fächern der Pädagogik zu Tage legte, besaß er das seltene Talent, bey der Jugend das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und sie auf dem leichtesten Wege zum Ziele zu führen. Zu seinen hinterlassenen Schriften gehört

auch eine umfassende, reich ausgestattete, naturgeschichtliche Beschreibung der Schweiz in Manuskript.

Merian, (Emanuel,) Pfarrer am Münster zu Basel rc. rc. S. 198 gab, neben vielen Leichenreden und Gelegenheitspredigten, im Druck heraus:

Aufmunterung und Anleitung zur Einführung und Uebung des Hausgottesdienstes für alle Haushaltungen, die sich christlich nennen. Aus dem Englischen übersetzt. Basel 1766. 8.

Sammlung geistlicher Lieder und Gesänge, als ein Versuch und Vorschlag zur Verbesserung des Kirchengesangs, und als ein Beytrag zur Unterhaltung des häuslichen Gottesdienstes. Basel 1782. 12.

Meßmer, (Laurenz,) Sankt Gallischer Regierungsrath und Oberst, geb. zu Rheinegg 1767. Als der Sohn wohlhabender Eltern empfieng er von diesen eine Erziehung, die das Gepräge verständiger Einsicht und religioser Denkungsart trug, und seine frühe aufkeimenden Talente trefflich unterstützte. In seinem freundlichen Geburtsorte, in den lieblichen heymathlichen Fluren und an den wein- und obstbedeckten Ufern des Rheins und Bodensees, verlebte er seine Jugendjahre, und erwarb sich, größtentheils ohne anleitende Führer, mannigfaltige und gemeinnützige Kenntnisse, die ihn eines größern Wirkungskreises, als den ihm einst das Gemeinwesen in Rheinegg anweisen mochte, werth machten. Diese wurden auch in der Folge laut anerkannt. Als die politische Umänderung der Schweiz, und mit derselben auch die der Landschaft Rheinthal im J. 1798 erschienen, wobey letztere von der eidgenössischen Beherrschung be-

freyt wurde, war Meßmer Quartierhauptmann. Bey diesem Ereigniß hatte er nichts Angelegeneres, als die dadurch herbeygeführten günstigen Verhältnisse des Rheinthals bey seinen Landsleuten zu befestigen; denn, wie diese, fühlte auch er das Drückende von Willkühr und Konvenienz in dessen bisherigen Landesverfassung, daher er seine Freude über die Aufhebung dieser Einschränkungen, so wie über eine neue Gründung des bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustandes seiner Mitbürger, keineswegs verbarg. Die Wahlversammlung des neugeschaffenen Kantons Säntis wählte ihn im May 1798 zum Mitgliede der Verwaltungskammer, auch bekleidete er zugleich die Stelle eines Kriegskommissärs im untern Rheinthal. Dieser Wahl folgten später andere Ernennungen nach, als die eines Mitgliedes des helvetischen Senats 1802, und der Notablen-Versammlung zur Entwerfung einer Centralorganisation im gleichen Jahr; so wie er auch von dem französischen Vermittler Bonaparte im Jahr 1803 jener Regierungskommission beygeordnet wurde, welche für den Kanton St. Gallen aufgestellt ward, die neue Ordnung der Dinge in demselben einzuleiten. Im J. 1803 trat er auch in den großen und unmittelbar hernach in den kleinen Rath dieses neu konstituirten eidgenössischen Freystandes; wurde Präsident der Militäraufsichtsbehörde mit Oberstrang, auch zugleich zu vielen zum Theil wichtigen Sendungen gebraucht, bey welchen Aemtern und Beschäftigungen er sich durch seine, mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene, und durch die gründlichsten Einsichten geleitete, geistvolle Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste erwarb. Diese vielseitigen Verdienste sind zugleich auch bleibende Denkmale, die diesem am 7. April 1826 dem Vaterlande durch den Tod entrissenen edeln und guten Staatsdiener seinen Mitbürgern unvergeßlich machen. Im Herzen seiner Freunde und im Kreise seiner Familie wird er durch süße Erinnerungen an seine Güte und an die Heiterkeit seines Gemüthes fortleben. Er liebte (sagt der Erzähler von St. Gallen), Theorien

wenig, und doch schuf ihm sein bedächtlicher Scharfsinn für alles eine Theorie. Das Bewußtseyn streng rechtlicher und republikanischer Gesinnungen gab seinen Ansichten eine seltene Beharrlichkeit. Das treue Meynen verschaffte ihnen oft Eingang in die Gemüther; wer sie aber nicht theilte, vermochte sie doch nie zu mißbilligen, und wer ihn nicht hätte lieben wollen, mußte ihn doch achten.

Müller, (Judas Thaddäus,) Stadtpfarrer und Chorherr in Luzern, geb. 1763, war der Sohn eines Landbürgers von Weggis, der aber als Schiffmacher in Luzern lebte. Früh erwachte bey ihm die Neigung zum Studiren; er wurde aus der Hofstiftschule, in welcher er den ersten Unterricht genoß, in das Gymnasium versetzt, in welcher Anstalt er die Schulwissenschaften mit allem Eifer und glücklichem Fortgange trieb, und sich bald zu den obern Klassen hinaufschwang. Hier waren seine vorzüglichsten Lehrer Ignaz Zimmermann und Regis Krauer, die ihn nicht allein um seiner schönen Fähigkeiten willen, sondern auch seines emsigen Fleißes wegen, liebgewannen, und bis an ihren Tod seine Freunde geblieben waren. Da nun seine unvermöglichen Eltern die zur Studienbahn erforderlichen Kosten von sich aus nicht zu bestreiten im Stande waren, so erleichterte ihm der damalige Staatsschreiber Keller seine Lage dadurch, daß er ihn zu sich in's Haus nahm und ihn zum Mentor für seinen vielversprechenden Sohn, den nachherigen Schultheiß Keller, wählte. Dieses letztern Geistes- und Herzensvorzüge sind sattsame Belege, in welchem hohen Grade Müller auf den Geist und das Gemüthe seines wackern Schülers einzuwirken und die vortrefflichsten Grundsätze ihm einzupflanzen bemübt war, und ihre daherige innige Freundschaft konnte auch nur durch den Tod gelöst werden. Im J. 1786 wurde er Pfarrhelfer bey seines Gönners Bruder, dem ruhmwürdigen Leutpriester

Keller in Luzern, und im J. 1789 erhielt er eine Professur am luzernischen Gymnasium. In dieser Stelle leistete Müller dem Staate die wichtigsten Dienste, indem er die Pflichten seines Berufs mit so vieler Treue und solchem Fleiße erfüllte, daß er sich dadurch nicht allein die Gewogenheit der Regierung auf eine ausgezeichnete Weise erwarb, indem er der Magistratur manchen tüchtigen Mann bildete, sondern auch bey seinen Kollegen, durch seine Einsichten in seinem Fache sowohl, als durch seine übrigen großen wissenschaftlichen Talente sich in einen solchen Kredit setzte, daß er in Kurzem der geehrteste und einflußreichste unter denselben geworden war. Der hohe Ruf der Sittlichkeit, so wie des Wissens, in welchem er von jetzt an stand, war auch die Ursache, daß er im J. 1796 zum Stadtpfarrer ernannt wurde. Mit dieser einem luzernischen Ausbürger vorhin unzugänglichen Würde bekleidet, ward ihm auch im J. 1798 das bischöfliche Kommissariat anvertraut. Bey dem Ausbruche der helvetischen Revolution, fühlte auch er sich, wie so mancher seiner noch lebenden mit der Toga oder der Stola gezierten luzernischen Jugendfreunde, von diesem Ereignisse ergriffen; er hielt nemlich das durch sie herbeygeführte politische System für geeignet, dem Volke die Fesseln der Vorurtheile und des Aberglaubens abzustreifen und dasselbe zu einer höhern Civilisation emporzuheben, obgleich er die ihr im Gefolge gehenden Exzesse verabscheute. Uebrigens suchte er während ihrer sturmreichsten Tage, die entzweyten Partheyen, wenigstens bis auf den Punkt zu vereinigen, wo gegenseitige Verfolgungen aufhören, indem er ihnen das Unsinnige von diesen immer mit Nachdruck und Klarheit entwickelte, und sie davor warnte. Durch seinen auf helle Ansichten, frommen Sinn und edle Freymüthigkeit sich gründenden Eifer, gelang es ihm auch viele Herzen versöhnend zu gewinnen, und selten blieb seine Vermittlung ohne guten Erfolg. Die Ersprießlichkeit seiner vielfachen Dienstleistungen, seine geistige Thätigkeit, so wie

seine liebenswürdigen persönlichen Eigenschaften, kannten auch Dalberg und Wessenberg allzuwohl, als daß sie dieselben ihres ungetheilten Beyfalls nicht hätten würdigen sollen. Denn wer, wie Müller, für das Herz und im Herzen seiner Pfarrgenossen gelebt hat, dessen Name mußte auch in dem Herzen dieser edeln und weisen Oberhirten warm behalten werden. In demselben Grade genoß er also ihr Vertrauen, als er auch ihr Verehrer war. Neben seinen seltenen Predigertalenten (viele einzelne von seinen gehaltenen Vorträgen sind im Drucke erschienen) vergrößeren noch seinen Ruhm: Die Ausründung der luzernischen Landpfarreyen; das 1806 geschlossene Konkordat in geistlichen Dingen; die Errichtung eines Priesterseminars und die Belebung eines bessern Volksunterrichts rc.; Wohlthaten, die seinem heymathlichen Kanton, meistens durch seinen Betrieb zugewendet wurden. Dies sind Verdienste, die einst eine dankbare Nachwelt an dem gelehrten und patriotischen Manne bewundern wird, wenn auch der Eigensinn und die Verblendung von manchem seiner Zeitgenossen dieselben zu verkennen und den Mann zu anathematisiren scheint, der vielleicht keine andere Schuld auf sich hat, als daß er nicht in der Gallerie der neuen und neuesten Chamäleone erscheinen wollte. Unter der Last seiner Arbeiten erliegend, starb der redliche, liberale und uneigennützige Müller am 10. April 1826.

Mumenthaler, (Jakob,) S. 229. Mit der chirurgischen verband er auch die medizinische Praxis, und wußte sich in letzterer ebenfalls in so ausgezeichnetem Grade festzusetzen und sich einen solchen Schatz von Erfahrungen und Einsichten zu sammeln, daß er, wegen seinen glücklichen Kuren, als praktischer Arzt von Patienten jedes Standes berathen und benutzt wurde. — — — — — — — Das Schiff, welches ihn an Bord hatte, und auf dem er in jene

Lebensgefahr gerieth, von welcher das angezeigte Gelübde die Folge war, soll zwar nicht gestrandet, und an seine Bestimmung wirklich gekommen seyn, jedoch vielen Schaden gelitten haben.

Mumenthaler, (Johann Jakob,) Oberstlieutenant. S. 232. Die Stelle, in welcher er der Regierung diente, war die Kaufhaus- und Zollverwaltung; und ist daher die Benennung: Kauf- und Zollverwalter, als unbestimmter Ausdruck zu streichen. — — — — Mit seiner Erhebung zum Oberstlieutenant ward ihm auch der Ehrengrad eines Bataillonschef ertheilt. — — Was von einem im Schuhkraftischen Armenfreund erschienenen und von ihm verfaßtseynsollenden Aufsatz: Vorschläge zur Verbesserung und Erhöhung der Religiosität ꝛc. gesagt wird, ist dahin zu berichtigen: daß nicht Er diese gelungene, durch treffliche Ansichten ausgezeichnete Arbeit an's Licht hervortreten ließ, sondern daß sie das Werk seines Neffen ist, der sie der Hülfsgesellschaft in Zürich im J. 1819 mittheilte (s. Vorlesung an ihrem zwanzigsten Jahresfeste, in welcher derselben mit verdientem Ruhme gedacht wird) und sich damit einen schönen Lorbeer in den Kranz seiner staatsbürgerlichen Tugenden flocht. Auf unbekanntem Wege muß demnach dieser Aufsatz aus diesem vertraulichen Kreise in die Schuhkraftische Monatschrift sich verirrt haben. Uebrigens bleibt diese Berichtigung dem edlen, gemeinnützigen Sinn des ehrwürdigen Menschenfreundes, des Oberstlieutenant Mumenthalers, unbeschadet, der dafür eine Menge andere Beweise seines Nachdenkens, so wie seiner thätigen Theilnahme an Vaterlands- und Menschenwohl hinterließ.

Ochs, (Peter,) J. U. D. Staatsrath zu Basel ꝛc. S. 245. Auf seinem frühern Staatsposten war Herr Ochs mehrmals Deputirter seines Standes auf verschiedenen Tagsatzungen und auch nach Paris abgeordnet. Seine Rechtfertigung wegen seiner Theilnahme an der Revolutionirung der Schweiz, und besonders an der Abfassung der Konstitution, welche alle zerstückelte Theile der Schweiz in einen einzigen demokratischen repräsentativen Freystaat verband, wozu sein letzter Aufenthalt in Paris (vom 1. Dezember 1797 bis 4. Merz 1798) von ihm benutzt worden seyn soll, und welchen die schweizerische Aristokratie ihm schwerlich verzeihen dürfte — ist im 8ten Bande seiner Basler-Geschichte, S. 252 ꝛc. enthalten.

Ochsens Neigung zur Umschaffung des baslerischen Erziehungswesens wird sogar aus einem Schulbuch sichtbar, das er selbst im J. 1808 für die Landschulen des Kantons Basel verfaßte, und unter dem Titel: Kleines Handbuch für die Landschulen des Kantons Basel, 8. herausgab, das jedoch bey aller seiner anerkannten Brauchbarkeit doch nur zur Benutzung wissenschaftlicher Schullehrer sich eignet.

Pidou, (August,) Landammann des Kantons Waadt, wurde im Jahr 17.. zu Lausanne geboren. Er befreundete sich frühzeitig mit den Musen, gefiel sich aber vorzüglich im Studium der Rechtsgelehrtheit, und ward bey der Revolution öffentlicher Ankläger bey dem Kantonsgericht des Kantons Leman. Als gerichtlicher Redner zog seine siegende Beredsamkeit bald die allgemeine Aufmerksamkeit an, und da er auch in Hinsicht der politischen Angelegenheiten des Waadtlandes mit Bern, sich beständig als ächter Lemaner zeigte, so ward ihm die Achtung und Freundschaft des Volks, selbst in den niedrigsten Hütten, zu Theil. Im J. 1801 wurde er Mitglied der helvetischen

Tagsatzung und von dieser in den helvetischen Senat gewählt. Wie aber der 29. Oktober desselben Jahrs die Arbeiten und Wahlen dieser Versammlung für nichtig erklärte, hörte auch Pidou's öffentliche Wirksamkeit einstweilen auf, bis er am 17. April des folgenden Jahrs in die Notablen-Versammlung berufen wurde, welche ihn abermals zum Mitgliede des von ihr aufgestellten Senats erkohr. Dieser ordnete ihn am 30. Weinmond 1802, nachdem sich die konföderirte Armee auf Befehl des ersten fränkischen Konsuls aufgelöst, und dieser eine Konsulta nach Paris berufen hatte, mit dem Landesstatthalters Rüttimann und dem Senator Müller-Friedberg, zu diesem Kongresse ab, um zur Ausfindung der Mittel für die Wiederherstellung der Einigkeit und Ruhe in Helvetien, unter dem Schutze seiner mächtigen Vermittelung, beyzutragen, von dem Pidou auch der Kommission im J. 1803 beygegeben wurde, welche sich mit der Einführung der Mediationsregierung im Kanton Waadt zu befassen hatte. Unmöglich konnte daher bey den neuen Verfassungswahlen ein Mann, wie Pidou, der seine trefflichen Kenntnisse, Talente, Willen und Kräfte für das Staatsfach bereits dargethan und ausgewiesen, von Staatsbedienungen ausgeschlossen werden. Seine Mitbürger, froh, daß das Heil ihres Landes nicht mehr im Spiel stand, für dessen Selbstständigkeit auch er mitgewirkt hatte, riefen ihn zuerst an des jungen Freystaats Spitze, an welcher er sich seitdem größtentheils bald als Regierungs-Präsident, später aber als Landammann, mit großem Lobe, zu behaupten wußte, und sich als helldenkender Menschenfreund, als ein Mann voll liberaler Gesinnungen und republikanischen Geistes, der seinen Grundsätzen jederzeit getreu geblieben war, gezeigt hatte. Die eidgenössischen Tagsatzungen hatte er in den Jahren 1811 und 1812 zu Solothurn und Basel besucht. Dieser tugendhafte und ausgezeichnete Staatsmann, dem sein Vaterland so Vieles verdankte, starb in der Großen-Rathssitzung am

14. May 1821, wo er, vom Schlage getroffen, sein rühmliches Leben mit den Worten endigte: Je meurs au Lit d'Honneur.

Rieter, (Heinrich,) ausgezeichneter Landschaftsmaler und Kupferätzer. Dieser als Mensch und als Künstler gleich schätzungswürdige Mann wurde zu Winterthur geboren, lernte zu Hause bey dem ältern Schellenberg die Anfangsgründe des Zeichnens, begab sich zuerst nach Neuenburg, und dann zu seinem Landsmann Graf nach Dresden, wo er sich sowohl nach demselben, als nach andern großen Meistern und Mustern bildete und in der Kunst solchermaßen vervollkommnete, daß er schon als geschickter Künstler, zumal in der Bildnißmalerey, nach Hause zurückkehrte. Hierauf gieng er im J. 1777 nach Bern, wo er in dem trefflichen Aaberli einen Freund und Lehrer fand, der sein edles Streben nach dem Ziele gleichmäßiger Ausbildung in dessen Kunstzweig freudig unterstützte, und in dem er Ersatz für das erhielt, was er in Dresden an Graf und Zingg verloren hatte. Nach Aaberli's Tod übernahm Rieter auch alle seine Platten, deren Herausgabe er theils fortsetzte, theils sie mit seinen eigenen Arbeiten vermehrte. Kenner, die Rieters Ansichten zu würdigen wußten, wiedmeten ihnen noch größere Aufmerksamkeit als selbst den Aaberlischen, und sprachen nur mit Begeisterung von denselben, indem sie behaupteten, daß Rieter die Vorzüge der Aaberlischen Manier ohne ihre Fehler angenommen habe, und mit der strengsten Wahrheit und Treue und einer warmen markigten Färbung, die süßeste Harmonie des Zarten und Reizenden vereinige. Rieters wunderschöne Kaskade des Gießbachs übertrifft auch in der That alles, was bisher in der Gouache-Zeichnung geliefert worden. Man möchte sagen: es ist das Kapitalblatt, das aus seiner Hand gekommen ist, und gehört zu dem Schönsten, was ein reicher Liebha-

her aus der Schweiz mitnehmen konnte, und woran er einen immerwährenden Genuß haben wird. Rieters Name wurde daher so bekannt, wie es vielleicht der Name keines neuern Künstlers geworden ist. Von Eingebornen wie von Fremden eben so sehr wegen seinem biedern Karakter geliebt als geehrt wegen seinem ausgezeichneten Kunsttalent, genoß er bis an seinen im J. 1818 in Bern erfolgten Tod die Früchte seines Fleißes: Ehre und Ruhm, die als duftende Blumen um ihn sproßten, und um seinen Grabhügel nach lange sprießen werden. Die von ihm verfaßte Biographie seines Freundes und Lehrers Aaberli, ist im Helv. Journal für Literatur und Kunst abgedruckt.

Römer, (Johann Jakob,) ausgezeichneter Botaniker und botanischer Schriftsteller, geb. in Zürich 1763. Sein Vater, ein wohlhabender, geachteter Bürger, war Waagmeister im zürcherschen Kaufhause. Dieser war sehr bemüht, daß der Sohn, der vorzügliche Anlagen verrieth, frühzeitig Unterricht in den Wissenschaften erhalte. Der Erfolg entsprach auch seinen Wünschen. Die Schule in Zürich, die der Jüngling besuchte, hatte tüchtige Lehrer, unter deren Anführung er große Fortschritte machte. Sich dem ärztlichen Berufe wiedmend und dieser edlen Bestimmung folgend, bezog er die Hochschule zu Göttingen, die ihm auch die akademische Palme mit dem Doktorhut in der Medizin und Chirurgie reichte. Als einem würdigen Sohne Aesculaps wurde es ihm nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt leicht, sich den Zutritt zu Personen aus allen Ständen zu verschaffen, und von denselben Ehre, Achtung und Zutrauen zu genießen. Schon als Arzt den auf Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in seinem nähern Wirkungskreise gerichteten Zweck verfolgend, besaß er noch überdies eine leidenschaftliche Neigung zur Botanik, welchem Studium

er sich auch in jeder ihm gewordenen Mußestunde ohne Rückhalt überließ, und sich darin übte und vergnügte. Es mußte daher auch sein daraus hervorgegangener warmer Eifer ihm einen durch eigene Arbeiten erworbenen Ruhm begehrenswerther machen, als jener seyn mag, den sonst Adel oder erlauchte Familienherkunft, ohne eigenes Zuthun, zu geben pflegt. Ein unzweydeutiges Zeugniß hievon waren sowohl seine Denkungsart wie sein politisches Betragen in der Revolutionszeit, in welcher er sich dem Rufe zum Dienste seiner Vaterstadt nicht entziehen wollte, und neben seinen zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, sich noch vielfachern politischen Geschäften unterzogen hatte. Den Neid und die Scheelsucht leidenschaftlicher Menschen — wenn auch je seine Verdienste und seine liberalen Gesinnungen solche aufreizten — hatte er nicht zu fürchten, eher mußten sie noch seinen Glanz ehren, den ihm fremde Auszeichnungen gewährten. Im J. 1794 wurde Römer als Mitglied in die königlich-schwedische Akademie der Wissenschaften aufgenommen; eben so hatten die physikalische Gesellschaft in Zürich, und jene zu Berlin, Halle, Göttingen, die Ackergesellschaft in Vizenza, und die in der Schweiz bestehenden naturforschenden Vereine, den würdigen Mann als Mitglied sich beygesellt. Diese wohlverdienten Auszeichnungen sind zugleich: Huldigungen der Dankbarkeit für seine vielen gelungenen Arbeiten, so wie seiner wesentlichen um die Pflanzenkunde erworbenen Verdienste; denn in jenen hat er Denkmale zurückgelassen, welche die Dauer der Erinnerung an diese zu verewigen geeignet sind. Auch nur die hauptsächlichsten von seinen während mehr als dreißig Jahren herausgegebenen Schriften hier aufzuzählen, gestattet der enge Raum dieser Blätter nicht, und wir verweisen den Leser auf Meusels gelehrtes Deutschland, in welchem sie alle umständlich verzeichnet stehen. Im Fache der Naturgeschichte war fast kein Mann von Ruhm und Auszeichnung in und außer der Schweiz, mit dem Römer nicht korrespondirte oder in

Verbindung stand. Mit den Talenten des Ruhms, welche die Natur ihm ertheilte, vereinigte er aber auch damit alle Eigenschaften des liebenswürdigen Mannes, der würdevoll im Umgang mit Großen, einfach und vergnügt unter Freunden und in trautem Kreise, und leutselig gegen Niedere war, so daß Achtung und Liebe ihn überall begleiteten. Er hatte sich ein vortreffliches Herbarium, das mehr als 16,000 Pflanzengattungen umfaßte, gesammelt, wobey er weder Mühe noch Kosten für seine Vervollständigung scheute, und dasselbe mit ungemeiner Genauigkeit geordnet und bezeichnet. Eben so ausgewählt war auch seine Bibliothek, die 985 botanische Werke, 151 Naturhistorische, 250 Medizinische u. s. w. enthielt, von welcher zu den botanischen und naturhistorischen Büchern, die kostbarsten und seltensten dieser Fächer gehörten. Römer starb als Arzt an dem Armenhause, die Spannweid genannt, im Jänner 1819, in seiner Vaterstadt Zürich.

Sarasin, (Hans Bernhard,) Bürgermeister zu Basel, und daselbst im Jahr 1731 unter Verhältnissen geboren, die ihm die Mittel gestatteten, seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden. Er wurde, da er frühe Neigung für die Wissenschaften äusserte, der Rechtswissenschaft geweiht, und bezog 1750 die Hochschule zu Leyden, wo er das bürgerliche Recht, das deutsche Staatsrecht und die Reichsgeschichte studirte. Als er wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, empfieng er den akademischen Grad eines Lizenziats der Rechte. Im 1764 erhielt er die Landvogtey Mönchenstein, eine sehr gesuchte Bedienung, theils wegen ihrer Nähe bey der Stadt, theils wegen der freundlichen Lage ihres Amtssitzes in dem schönen Birsthal. Mit dieser Stelle betrat er seine politische Laufbahn, und somit war auch dieses Amt der erste Schauplatz seines nützlichen kenntnißvollen Wirkens. Später wurde er in den großen, und im J. 1793 in den kleinen Rath seiner Vaterstadt gewählt, wodurch er

unmittelbaren Antheil an den Regierungsgeschäften erlangte. Bey dieser Würde hatte ihn sowohl die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, als auch jene zu einem Staatsmanne erforderliche Gewandtheit und Leutseligkeit im Umgange mit seinen Miträthen und Mitbürgern bald über seines Gleichen ehrenvoll erhoben, und die Achtung, mit welcher man seinen Talenten huldigte, vergrößerte sich mehr und mehr; auch wußte er vermittelst seiner kühnen Beredsamkeit, die er in seinem jeweiligen Votum zu Tage legte, selbst die entschiedensten Gegner seiner Meynungen, wenn nicht zu gewinnen, wenigstens zu erschüttern, und diese Wirkung derselben mußte um so mehr auffallen, als damals Frankreichs großes Revolutionsdrama dem ihm so nahen Basel Vieles zu schaffen gab. Im J. 1797 gieng er als gemeineidgenössischer Repräsentant nach Lugano, in welcher Stellung er in Bekanntschaft mit dem in Mayland kommandirenden General Bonaparte kam, der ihm Beweise der Achtung für sein geschicktes politisches Benehmen gewährte. Mit dem Ausbruche der Revolution 1798, blieb er während der sie begleitenden Unruhen, welche die Schweiz zerrütteten, zurückgezogen, und sein Name erschien nicht mehr öffentlich, bis im Winter 1802, wo er von seiner Vaterstadt zum Mitglied der von Frankreichs erstem Konsul nach Paris berufenen Konsulta bestimmt wurde, und er im Kreise der dort versammelten schweizerischen Rathgeber auftrat. Bekanntermaßen wirkte Sarasin daselbst wohlthätig auf den Gang der Arbeiten, und sein Einfluß auf das günstige Resultat der Pariserverhandlungen, war nicht so unbedeutend; schon weil ihn Napoleon unter frühern Verhältnissen kennen und schätzen gelernt hatte, als auch Barthelemi sich seiner von seinem Aufenthalte in Basel her erinnerte und ihn achtete. Mit dem süßen Bewußtseyn zur Beruhigung des Vaterlandes redlich das Seine beygetragen zu haben, kehrte Sarasin von dieser Mission heim, und half als Mitglied der zur Einführung der Mediationsmäßigen baslerischen Kantonal-

verfassung aufgestellten Kommission, dieselbe einleiten. So gerne der bescheidene greise Staatsmann jeden weitern Ruf zu Ehrenstellen abgelehnt hätte, so konnte er, der jetzt die höchste Auszeichnung unter Basels Bürgern verdient hatte, die Annahme der ihm dargebotenen Konsulatswürde nicht verweigern, noch die öffentliche Meynung, die ihn auf diese glänzende Stufe erhoben wissen wollte, unbeachtet lassen. In einem Alter also, wo andere, wie am Ziele zu ruhen pflegen, arbeitete er auf seiner jetzt zum zweyten Male betretenen Laufbahn mit einer Jünglings-ähnlichen Thätigkeit für das öffentliche Wohl, bekleidete mehrere Gesandtschaftsstellen auf die Tagsatzungen, und legte erst im 81sten Lebensjahr, 1812, sein hohes Staatsamt nieder — und seinen altschweizerischen Grundsätzen getreu, so wie im Genusse seiner selbstgewonnenen Lorbeeren — genoß er nach so langem nützlichen Wirken, der Ruhe bis an seinen Todestag, am 15. Dezember 1822.

Studer, (Gottlieb,) vortrefflicher Gebirgszeichner, geb. zu Bern 1761, von Eltern, die sich durch ihre Rechtlichkeit, so wie durch einen bescheidenen bürgerlichen Wohlstand in Ansehen erhalten. Das schön gelegene väterliche Landgut zu Thierachern bey Thun, auf dem er mit seinen Eltern bald einen längern, bald einen kürzern Sommeraufenthalt machte, pflanzte in seine Seele eine brennende Vorliebe für die große Schweizernatur, und dieser Neigung, und seinen Talenten gemäß, wünschte er ein Künstler, zumal ein Landschaftsmaler zu werden. Anders urtheilten aber seine Eltern von seiner künftigen Bestimmung, und verlangten, daß er sich der Heilkunde widmen möchte. Ihrem Verlangen zu entsprechen, bezog er die Universität Göttingen, nachdem er auf der Schule zu Bern die nöthigen vorbereitenden Kenntnisse sich erworben hatte. Ungeachtet er mit der größten Anstrengung auf diesem Musensitze seine Studien betrieb, so sagte ihm ein inneres Gefühl, daß er in dieser Sphäre sein Glück nicht machen werde, und die Sehnsucht nach den heymathlichen Gebirgen verwandelte sich bey ihm in ein entschiedenes Heimweh und in eine schwarze Melancholie, von welcher ihn nur eine schleunige Rückkehr nach Hause heilen konnte. Nun zog er es vor, die politische Laufbahn

zu betreten, sich in Kanzleygeschäften zu üben, und Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, die ihn einst für ein öffentliches Amt befähigen sollten. Obschon ihn jetzt die Ausfertigung von Kauf- und Gültbriefen, Heuraths-Kontrakten, Testamenten und anderer dergleichen unpoetischen Produkte des Notariatswesens in seiner nunmehrigen Laufbahn beschäftigte, so versäumte er, neben diesen seinen Berufsarbeiten seine Liebhaberey für Kunst keineswegs, unternahm, wann es immer die Geschäfte erlaubten, kleinere oder größere Gebirgsreisen, auf denen er manches liebliche Bild von Bergen und Alphöhen, auf den vortheilhaftesten Punkten zeichnete, und seine Portefeuille damit bereicherte. Im J. 1798 erhielt Studer die Stelle eines Distriktsschreibers zu Steffisburg, und vom Jahr 1803 — 1808, wo er am 7. September starb, bekleidete er zu Langnau im Emmenthal die Stelle eines Amtsschreibers des Amts Signau. Der Aufenthalt an diesen beyden Orten setzte ihn in den Stand, seine Gebirgskunde zu erweitern, und dem Genusse der Naturschönheiten in vorzüglichem Grade sich überlassen zu können. Obgleich nur Kunstdelettant tragen seine Zeichnungen das Gepräge der größten Wahrheit: hauptsächlich aber das herrliche, von Dunker geätzte und von Rieter kolorirte 9″ 7‴ breite und 9″ 2‴ hohe Blatt: Chaîne des Alpes, vues depuis les environs de Berne (auf dem sogenannten Engefeld), womit alle Einheimischen und fremden Reisenden, welche die schweizerischen Hochgebirge besuchen wollen, sich die ächten Namen und die wahre Lage der merkwürdigsten Berge unsers Hochlandes bekannt machen können. Dieses Blatt hat denn auch noch das Verdienst, andere ähnliche Panoramas (wie die des geschickten Heinrich Keller von Zürich) erzeugt zu haben.

Note des Verfassers.

Weil sich wegen weiter Entfernung des Druckorts von dem Wohnort des Verfassers, sehr viele und zum Theil auffallende typographische Fehler und Wortverstümmelungen eingeschlichen haben — welche zu berichtigen aus vielen Ursachen unmöglich war — so werden derselben beliebige Korrektur dem eignen Gefühle und der gereinigten Sprachkenntniß jedes gebildeten Lesers überlassen.



